

DE GRUYTER

*Hans Schemann*

# DEUTSCHE IDIOMATIK

WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN REDEWENDUNGEN  
IM KONTEXT

**Deutsche Idiomatik**  
Wörterbuch der deutschen Redewendungen im Kontext



# Deutsche Idiomatik

Wörterbuch der deutschen Redewendungen  
im Kontext

2. Auflage, mit vollständig überarbeiteter Einführung

von  
Hans Schemann

De Gruyter

ISBN 978-3-11- 025940-7  
e-ISBN 978-3-11-021789-6

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

## Vorwort

Die *Deutsche Idiomatik* ist eine Neuauflage des im Ernst Klett Verlag für Wissen und Bildung 1993 erschienenen Buchs.

Die damals vorangestellte wissenschaftliche Einführung wurde durch eine völlig neue Darstellung ersetzt. – Die *Idiomatik-Bibliographie* – damals wohl die vollständigste zur Phraseologie – wurde nicht wieder übernommen, da sie inzwischen durch neuere Möglichkeiten des Einstiegs in die Phraseologie oder Idiomatik ersetzt wurde. Der Interessierte findet in dem ebenfalls im de Gruyter-Verlag erschienenen *Internationalen Handbuch Phraseologie/Phraseology* (2007) zu nahezu allen mit der Idiomatik verbundenen Fragen nicht nur wissenschaftliche Darstellungen, sondern auch zuverlässige, aktuelle Angaben und weiterführende Hinweise. – An (digitalen) Bibliographien seien hier lediglich erwähnt: *Euralex*, *Europhras* und die *Kollokations-Bibliographie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der*

*Wissenschaften*. – In alle wesentlichen computerlinguistischen und korpuslinguistischen Aspekte der Phraseologie führen die Kapitel XVIII und XIX des erwähnten Handbuchs ein. – Hingewiesen sei an dieser Stelle noch auf [www.ettinger-phraseologie.de](http://www.ettinger-phraseologie.de); hier wird ein eigenes Corpus mit übers Internet verfügbarem Material geschickt verknüpft, so daß der Benutzer zugleich eine „klassische“, persönliche Einführung in einen (signifikativen) Teilbereich der phraseologischen Ausdrücke und einen Einblick in ihre ständige Weiterentwicklung bekommt.

Dem Walter de Gruyter-Verlag sei an dieser Stelle aufrichtig dafür gedankt, das Buch trotz der schwerer werdenden Rahmenbedingungen übernommen zu haben. Mein besonderer Dank gilt Herrn *Heiko Hartmann*.

Herrn *Herbert Ernst Wiegand* möchte ich auch hier für seine langjährige unermüdliche Unterstützung herzlich danken.

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblick *Vorübergehendes*. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daß man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie ist selbst kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende *Arbeit des Geistes*, den *artikulierten Laut* zum Ausdruck des *Gedankens* fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen *Sprechens*; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen.

(Wilhelm von Humboldt)

Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, daß die Sprache nicht nur ein Austauschmittel zu gegenseitigem Verständnis, sondern eine wahre *Welt* ist, welche der *Geist* zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muß, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen.

(Wilhelm von Humboldt)

Dichtung entspringt jenem ebenso sinnlichen wie geistigen *Sehen*, das in der umgebenen Erscheinungswelt die tragenden und gründenden Verhältnisse und Bezüge einer eigentlicheren Welt wahrnimmt, und ist mithin in ihrer ursprünglichsten und zugleich höchsten Kraft eine Art Seheraum, *Sehertum des Seienden*. ... - ... Dichtung als die ursprüngliche Kraft solchen Sichtens eines tieferen eigentlichen Seins im Seienden erweist sich damit als ebenso Welt entdeckend wie Wirklichkeit begründend. Der Gegensatz von Ich und Welt, Innen und Außen ist in diesem dichterischen Sichten von vornherein übergriffen und aufgehoben, so daß wir diesen Gegensatz des Subjektiven und Objektiven, des Erlebnisses und des Erlebten, des Ausdrucks und des Ausgedrückten ... vernachlässigen können. ... - ... Das Mittel auf diesem Weg der Dichtung ist nicht der *Begriff*, sondern das Gleichnis, *Bild*. Die Absicht: nicht das *Bezeichnen*, sondern das *Bedeuten*. Die *Genauigkeit*, die auch das dichterische Wort verlangt: nicht: Eindeutigkeit, *Exaktheit* (*akribieia*), sondern adäquat gestufte *Deutlichkeit* (*sapheneia*). Der Gegenstand: nicht das „Objekt“, sondern das *Gegenüber*, in dem, auch wenn es Ding ist, die „Macht“ empfunden wird. Das *Organ*: nicht der gegen alle Redundanzen abgeschirmte *Intellekt*, sondern der *ganze Mensch* mit seinem Wahrnehmen, Fühlen, Erfahren.

(Wolfgang Schadewaldt)

Die größere Fülle von Gegebenem, die der Genius an jedem Gegenstande hat, ist eine Fülle der letzten Wesenheiten der Erscheinungen: eine *Fülle der puren Phänomene*. Der Genius hat eine *füllehaltigere Welt* – und er hat sie an jedem beliebigen Punkte der konkreten Welt. Er ist für die Welt das, was der Heilige für Gott, und was der Held für die Umwelt ist: *Er schreitet in sie hinein und erweitert unsere Anschauung von ihr*. Dies aber vermag er durch die gesteigerte Reinheit seiner geistigen Akte von allen zielgebenden Lebensaktionen und allen zu ihnen gehörigen Trieben und Bedürftigkeiten. In ihm reißt sich – im Bilde gesagt – in der Tat die geistige Anschauung und das geistige Fühlen los vom Dienste an das Leben, in dessen Schranken der Geist innerhalb aller bloßen zivilisatorischen Tätigkeit verbleibt. Dieser Habitus ist die Bedingung für eine vollendet *freie und reine Anschauung* und Erkenntnis der Welt, und er ist auch Bedingung für das volle und reine Verständnis einer fremden Welt oder eines anderen Mikrokosmos. ... - ... Wir hatten gezeigt, daß der Liebesakt auf *allen* Wertgebieten das eigentliche Vehikel der Erweiterung und des Vorstoßes in die Wertewelt ist. ... - ... nicht ausgelöscht, sondern in die Einheit eines Aktes *verdichtet* sind in der genialen Anschauung alle nur möglichen Interessen an den Dingen. ... - ... Die Erweiterung der Welt erfolgt nur im Genius. In der vitalen Entfaltung erfolgt nur eine Erweiterung des „Milieus“, nicht der „Welt“. In der wissenschaftlichen Entfaltung nur eine *Anpassung* an das Milieu. ... Die Welt öffnet sich vor der Weltliebe. ... - ... Die Dichtung ist nicht auf *reflektive Erkenntnis* der Wesenheiten und Wesenszusammenhänge gerichtet. Nur ihre faktische *Achtung* im intuitiven Phantasiedenken fordert sie. Das dichterische Werk ist ferner nichts, was sein Maß außerhalb seiner hätte. Es ist Werk auch im Sinne von „Gebilde“. – Da die Deckung von *Anschauung* und *Begriff* erst das *Wesen* gibt, so ist möglich: a) mehr Anschauung durch Begriffe darstellen, b) mehr Begriffe der Wesenheiten mittels Anschauung. Der Philosoph tut das erste, der Dichter das zweite. Phantasie ist beiden notwendig. ... - ... Es ist ein Irrtum, daß der natürliche Mensch seine Seele sich abwickeln sieht, wie sie tatsächlich wird. Er ist vielmehr ganz befangen in den Täuschungen, nur zu sehen, was *biologisch* wirkt, in den Täuschungen der Sprache und des überlieferten Begriffsgerüsts seelischer Entitäten in dem sog. „Bild“. Der Dichter ist der, der diese Schemata und Hemmungen des „inneren Sinnes“, der Sprache, der soziologischen Relevanzen durchbricht. ... - ... Ekstasis durch und vermöge eines Geistüberflusses und Lebensüberflusses – zuerst eines Liebesüberflusses – und in der Ekstasis zurücktauchen in das dunkle, schöpferische Leben und in die „Ideen Gottes“, und Neubefruchtung dieser beiden metaphysischen Daseinselemente; dann sich überlassen dem schöpferischen Prozeß, der in der Konzeption beginnt: das ist künstlerische Tätigkeit. ... - ... Die künstlerische Tätigkeit, die in der Ausdruckstätigkeit wurzelt – schließlich die *objektivierte Ausdruckstätigkeit* ist, die in der drängenden Kraft der Selbstrealisierung des Konzeptionsgehalts liegt –, ist sicherlich zuallererst Ausdruck des erotischen Gefühls. Der „*Luxus der Ausdruckstätigkeit*“ spielt hier zuerst die entscheidende Rolle. Liebeslied, Liebesgesang als Erinnerung und Dauerhaftmachung oder als Erwartung des Festes der Vereinigung mit der Geliebten ist die erste Form der Kunstübung. Auch die Sprache geht auf das Liebesstammeln zurück. Noch heute lernt sie sich am besten durch die Liebe.

(Max Scheler)

# Inhalt

## Zeichenerklärung

**und Benutzerhinweise** ..... 9\*

**Einleitung** ..... 11\*

Die Materialbasis ..... 11\*

Der Begriff der Idiomatik ..... 11\*

Die Markierung der Ausdrücke ..... 12\*

*Gebrauch, Stil, Sprechereinstellung* ..... 12\*

Struktur und Funktion der Beispiele ..... 13\*

Das Verweissystem ..... 14\*

Die alphabetische Anordnung der Redewendungen (Alphabetisierungsschema) ..... 14\*

**Wissenschaftliche Einführung** ..... 19\*

I. Bild, Figur, Bild-(hinter-)grund ..... 21\*

1. Die bildhaften Einheiten als „klassischer Kern“ der idiomatischen Ausdrücke und ihr innerer Zusammenhang in den Wesensbildern ..... 21\*

2. Die Figuren (der Übertragung) und ihr Verhältnis zum Bild ..... 38\*

3. Die Herkunftsbereiche der Bilder als Präsuppositionsbasis, die „Schöpfung“ der Wesensbilder und die Struktur des idiomatischen Sprachzeichens ..... 43\*

II. Die „Aspektuierung“ der verbalen festen Syntagmen (als Hauptbestand der idiomatischen Einheiten) ..... 53\*

1. *sein* ..... 54\*

2. *haben* ..... 57\*

3. *werden* ..... 60\*

4. *tun – machen* ..... 63\*

5. *kommen und gehen* ..... 66\*

6. *Andere häufige Pseudo- oder Funktionsverben* ..... 78\*

Zusammenstellung der für das Deutsche relevanten „idiomatischen Funktionsverben“ – die Idiomatik als Veranschaulichung der (verbalen) Grundkategorien ..... 80\*

III. Die pragmatischen Idioms ..... 83\*

1. „Pragmatisch“ und „pragmatische Idioms“ .. 83\*

2. Die „gesellschaftsorientierten“ phraseologischen Einheiten ..... 84\*

3. Die sprechaktrestringierten Einheiten und das Verhältnis Ich – Du – Sache ..... 85\*

IV. „Bild“ – „Bedeutung“ – „Idee“ in ihrer Fundierungsordnung

– die Transposition der

Um- oder Lebenswelt in „Welt“

– Der tiefere Sinn der Idiomatik ..... 91\*

1. Das Wort als „natürliche Metapher“: die Verschränkung von Allgemeinem und Besonderem, die „Orientierung“ des Menschen durch seinen Leib und die Spannung des Bildes zwischen Geist, Phantasie und Begriff ..... 91\*

2. Die linguistisch-anthropologisch-ideelle Ebene des Bildschemas (am Beispiel von |gehen|) und die Somatismen mit *Bein* und *Fuß* (als den Organen des Gehens oder Laufens) ..... 102\*

3. Der „Übergang“ des Bildes zur Bedeutung: Exemplifizierung anhand der Verbindung von |gehen| und Somatismen mit *Kopf*; „Bildbedeutung“ und „Sprachbedeutung“ .. 106\*

V. Ausklang ..... 114\*

1. Die Verflechtung der Bilder, der Figuren und des Vergleichs, die Magie des Worts und ein Idiom als „Ausdruck“ der Liebe – Gedanken zur Idiomatik anhand von Spitzers Deutung von Prousts „Stil“ ..... 114\*



2. Die „Geburt“ eines Idioms als „Ausdruck“ einer ganz spezifischen Welt (anhand von Hofmannsthals <i>Reitergeschichte</i> ) . . . . .	eines idiomatischen Ausdrucks und der geistesgeschichtliche Ort der Idiomatik (im Anschluß an eine Interpretation Goethes durch von Weizsäcker und an Heidegger) . . . . .	124*
3. Das Symbol als frei gewordenen Spiel des Bildes – das sprachliche Zeichen als Ausdruck eines als sinnvoll erlebten Bildes – das naiv erlebte sinnvolle Bild und die Trennung von Zeichen und Sinn durch das reflexive Denken: Das allseits-offene Bild im Gegensatz zum „Grund als Zustellung“ oder der „Unbe- dingtheit“ der Moderne – Die Symbolik	4. Ausblick . . . . .	126*
	Bibliographie . . . . .	134*
	<b>Deutsche Idiomatik</b> <b>Die Deutschen Redewendungen</b> <b>im Kontext</b> . . . . .	136*
		1

# Zeichenerklärung und Benutzerhinweise

## Abkürzungen

j.	jemand	e-r S.	einer Sache
js.	jemandes	Imp.	Imperativ
jm.	jemandem	Sing.	Singular
jn.	jemanden	Plur.	Plural
etw.	etwas	Subst.	Substantiv
e-e S.	eine Sache	Gen.	Genitiv

## Nach stilistisch markierten Redensarten können folgende Abkürzungen in Kursivdruck, aber ohne Klammern stehen:

lit	literarisch	vulg	vulgär
geh	gehoben	iron	ironisch
ugs	umgangs- sprachlich	form	formell, for- melhaft formal
sal	salopp	path	pathetisch

## Alle übrigen lexikographischen Zusätze stehen, ebenfalls kursiv gedruckt, z. B.:

euphem euphemistisch  
Neol Neologismus usw.

## Benutzte Zeichen

### ( ) Runde Klammern

1. Fakultative Konstituenten des idiomatischen Ausdrucks; Elemente, die wegfallen können:  
»küß' die Hand (gnädige Frau)«; »um (wieder) auf (den) besagten Hammel zurückzukommen«; »jm. (völlig) freie Hand geben«.
2. Fakultative Ergänzungen; d. h. das Idiom ist auch ohne Ergänzung möglich:  
»keine Hand rühren (für jn./etw.)«; »jn. hängen lassen (mit etw.)«.
3. Normale, typische syntaktische Ergänzung:  
»es liegt klar auf der Hand (daß . . .)«.
4. Erklärungen; »gesagt von«:

»die schöne Hand« (*Kindersprache*) »jm. unter den Händen zerbrechen« (*Gläser*).

5. nach Schrägstrich: weniger gebräuchliche Alternative:  
»es liegt klar/(glatt) auf der Hand (daß . . .)«.

### // Schrägstriche

1. Alternativen:  
»eine feste Hand fühlen/spüren müssen«; »eine lockere/lose Hand haben«.
2. Angabe von Konstruktionsmustern, besonders bei Ausdrücken, die nur beschränkt verwendbar (restringiert) sind (Sprechaktrestriktionen):  
»dafür/(daß etw. geschieht/j. etw. tut) lege ich/legt Karl/. . . die Hand ins Feuer«. (Man kann nicht sagen: »\*Karl legte für seine Frau die Hand ins Feuer«; eine Angabe des Ausdrucks im Infinitiv wäre also inkorrekt).

### / . . . Schrägstrich mit Fortsetzungspunkten

1. Offenes Paradigma möglicher Idiomkonstituenten; d. h. es können statt der angegebenen auch noch andere Glieder mit ähnlicher Bedeutung eingesetzt werden:  
»aus erster/zweiter/dritter/. . . Hand kaufen/. . .«.
2. Elemente, die den möglichen Kontext andeuten, also für die einzusetzenden Lexeme oder Lexemverbindungen beispielhaft stehen:  
»einem Arzt/. . . unter den Händen sterben«; »ein Kind/. . . bei den Händen nehmen«; »mit eiserner Hand regieren/. . .«.

### . . . Fortsetzungspunkte

Aedeutung eines vorhergehenden, folgenden oder auch eingeschobenen Kontextes:

». . . , um (wieder) auf (den) besagten Hammel zurückzukommen, . . .«; d. h. es geht ein Kontext voraus, der zu dem idiomatischen Ausdruck überleitet und von ihm durch ein Komma getrennt ist, etwa: (Man sprach von einem bestimmten Apparat, der verschiedene Nachteile hat, und danach von etwas anderem; dann fährt der Sprecher fort:) »Und dann ist der Apparat, um wieder auf besagten Hammel zurückzukommen, für das, was er leistet, auch viel zu teuer.«



# Einleitung

## Die Materialbasis

Die DEUTSCHE IDIOMATIK eröffnet eine Serie von ein- und zweisprachigen idiomatischen Wörterbüchern, die – in Zusammenarbeit mit zahlreichen deutschen und nicht-deutschen Mitarbeitern (aller Altersstufen) – im Laufe der letzten 25 Jahre erarbeitet wurden. Das Material geht zurück auf

- eine kritische Durchsicht einer großen Zahl zeitgenössischer und auch einiger älterer Texte (der sog. ›höheren‹ und ›weniger hohen‹ Literatur)

Berücksichtigt wurde u. a.: das (zugängliche) Prosa-  
werk von A. Andersch, St. Andres, H. Böll, W. Borchert, G. Gaiser, P. Handke, H. Hesse, W. Hildesheimer, E. Kästner, A. Lindgren; Fr. Dürrenmatt, *Griechen sucht Griechin*, *Der Richter und sein Henker*; H. Fichte, *Die Palette*; M. Frisch, *Mein Name sei Gantenbein*, *Homo faber*, *Stiller*; G. Grass, *Die Blechtrommel*, *Hundejahre*; H. v. Hofmannsthal, alle Erzählungen; U. Johnson, *Das dritte Buch über Achim*, Fr. Kafka, *Der Prozeß*, *Das Schloß*, alle Erzählungen; S. Lenz, *Die Deutschstunde*, *Das Vorbild*; H. Mann, *Prof. Unrat*; Th. Mann, alle Essays und theoretischen Schriften, *Die Buddenbrooks*, *Der Zauberberg*; R. Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*; Chr. Ransmayr, *Die letzte Welt*; M. Walsert, *Eiche und Angora*; C. Zuckmayer, *Der Hauptmann von Köpenick*, *Herr über Leben und Tod*.

- eine ›gemischte‹ Lektüre von Zeitungen und Zeitschriften

regelmäßig u. a. *Die Frankfurter Allgemeine*, *Die Süddeutsche Zeitung*, *Die Zeit*, *Merian*, *Bravo*, *Der Spiegel*; in buntem Wechsel literarische, literaturwissenschaftliche und linguistische Zeitschriften.

- eine kontinuierliche Beobachtung der mündlichen Sprache
- die Auswertung der aktuellen allgemeinen und idiomatischen Wörterbücher des Deutschen

Besonders zu nennen sind der *Brockhaus-Wahrig* – Wahrig dürfte für die sorgfältige Erfassung des aktuellen Idiombestandes in einem allgemeinen Wörterbuch in Deutschland die Pionierrolle zukommen – ; *der Duden* – der in den letzten Jahren die idiomatischen Ausdrücke immer umfangreicher und aktueller eingearbeitet hat (neuerdings auch: *Duden, Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten*); W. Friedrich, *Deutsche Idiomatik*.

- die wesentlichen wissenschaftlichen und vorwissenschaftlichen Materialien zur Idiomatik und ihren Grenzgebieten.

## Der Begriff der Idiomatik

Der Begriff der ›Idiomatik‹ wurde bewußt weit gefaßt: als ›idiomatisch‹ gelten alle Einheiten, die kontextgebunden sind. Dabei wird unter ›Kontext‹ verstanden der sog. sprachliche Kontext (die lexematische Umgebung der idiomatisch modifizierten Elemente), der situative Kontext (die Situationen, in denen die Ausdrücke gebraucht werden), der soziale Hintergrundkontext (die heutigen ›Denkmuster‹, Klischees o. ä., insofern sie sich sprachlich niederschlagen), der historische Kontext (der soziale Kontext vergangener Epochen, insofern er für das Deutsch von heute noch relevant ist) und die durch die sog. Sprechaktrestrictionen konstituierten sprachlichen Muster. Dieser Begriff von ›idiomatisch‹ zieht aus der Tatsache, daß alle bisherigen (idiomatischen und nicht-idiomatischen) Wörterbücher die idiomatischen Wendungen, uneinheitlich, zwar nach mehreren, aber nicht nach allen Kontextformen definieren bzw. aufnehmen, die konsequente Folgerung und bezieht den Begriff ›idiomatisch‹ damit gleichzeitig systematisch auf Grundprinzipien der Allgemeinen Linguistik. Auf diesem Weg – so ist zu hoffen – wird es möglich sein, die Kluft zu schließen, die die lexikologische und lexikographische Erfassung der idiomatischen Ausdrücke auf der einen, die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Problemen der Idiomatik auf der anderen Seite zu trennen pflegt.

## Die Markierung der Ausdrücke

### Gebrauch, Stil, Sprechereinstellung

Die DEUTSCHE IDIOMATIK – die mit ihren 33.000 Redewendungen die reichste Fundgrube für den Idiombestand des heutigen Deutsch darstellen dürfte – sucht, gleichsam als Gegengewicht zur Fülle des Materials, den Leser in jedem einzelnen Fall zu informieren, inwieweit ein idiomatischer Ausdruck gebräuchlich ist oder aber nur selten verwandt wird.

Selten kann eine Redewendung sein, weil sie entweder veraltet ist (oder wirkt) oder aber einen Neologismus bildet, der sich nur teilweise durchgesetzt hat (diaphasische Seltenheit), weil sie nur von bestimmten Schichten oder Sprechergruppen benutzt wird (diastatische Seltenheit), weil sie regional unterschiedlich gebräuchlich ist (diatopische Seltenheit) oder weil sie – aus sprachinternen oder -externen, im Einzelfall jeweils unterschiedlichen Gründen – eher zu den Randzonen des Wortschatzes gehört.

Auf lexikalischem Gebiet ist die Sprache heute ähnlich schnelllebig wie so vieles andere. Die Idiomatik zeigt das überdeutlich. Die Unterschiede in der Beherrschung und im Gebrauch von Redewendungen zwischen der ›älteren‹ Generation – insbesondere der Sprecher, die heute 55 Jahre und älter sind – und der Jugend – der Sprecher bis zu etwa 25 Jahren – sind gewaltig. Ein ›Älterer‹ ist immer wieder überrascht, wie viele für ihn ›ganz normale‹ Ausdrücke die ›jungen Leute‹ nicht oder nur unzureichend (›passiv‹, ungenau) kennen, ein ›Jüngerer‹, was die ›Älteren‹ an ›modernen‹ Wendungen nicht beherrschen.

Auf der diastatischen Ebene ist das (normgebende) Gewicht der (höheren) Literatur, vor allem für die jüngere Generation, sehr zurückgegangen; dafür spielt die Sprache der Massenmedien eine ungleich wichtigere Rolle als früher.

Nicht leicht zu erfassen ist für das Deutsche auch heute noch die diatopische Gliederung. Auch wenn man – wie es die DEUTSCHE IDIOMATIK in Übereinstimmung mit fast allen maßgebenden allgemeinen und idiomatischen Wörterbüchern der letzten Jahrzehnte tut – alle Regionalismen (d. h. solche Einheiten, die nur in bestimmten Gegenden gebräuchlich sind) ausschließt, ist doch der ›klassische‹ Gegensatz zwischen nord- und süddeutsch nach wie vor von Bedeutung – obwohl der Ausgleich durch die weit stärkere Fluktuation und die allgemeine Verbreitung der Massenmedien dynamischer und rascher ist als noch vor einer Generation.

Alle Wendungen, die aus einem der angegebenen Gründe als selten anzusehen sind, werden dementsprechend gekennzeichnet; und außerdem wird bei den – überaus zahlreichen – Querverweisen unter den synonymen oder quasysynonymen Redewendungen, wo eben möglich, ein relationaler Seltenheitsfaktor angegeben: der eine Ausdruck wird eher gebraucht als der andere.

Mit diesen Angaben sucht die DEUTSCHE IDIOMATIK einen Mangel der bisherigen Wörterbücher zu beheben: daß der Wörterbuchbenutzer, durch den ungeheuer reichen Idiombestand verunsichert, seltene Redewendungen benutzt, als wären sie gebräuchlich, oder gebräuchliche meidet. Die DEUTSCHE IDIOMATIK sucht auf diesem Weg ein Höchstmaß an Vollständigkeit mit einem Höchstmaß an Aktualität zu verbinden.

Zusätzlich zu den Stilebenen – bei denen zwischen *literarisch*, *gehoben*, *normal umgangssprachlich*, *familiär*, *salopp* und *vulgär* unterschieden wird – zeichnet die DEUTSCHE IDIOMATIK die Redewendungen nach allgemeinen stilistischen und rhetorischen Kriterien aus. Neben den in der lexikographischen Praxis üblichen Markierungen wie *veraltet*, *veraltend*, *Neologismus*, *ironisch*, *scherzhaft*, *pathetisch*, *euphemistisch*, *pejorativ*, *Märchensprache*, *gesagt von Kindern* u. a. m. wird vor allem angegeben, ob eine Wendung als normal, unmarkiert anzusehen ist oder nicht. Sehr viele idiomatische Ausdrücke wirken bekanntlich leicht klischeehaft, geronnen, formelhaft, formell – ohne daß sich diese Merkmale im Einzelfall zuverlässig sondern ließen; die DEUTSCHE IDIOMATIK macht dies durch die Kennzeichnung *form* deutlich. – In den – nicht seltenen – Fällen, in denen sich verschiedene Merkmale überlappen, werden mehrere Markierungen zusammengezogen: *ugs* – *form* usw.

Die formelhafte Wirkung spiegelt im übrigen auch ein großer Teil der gebräuchlichen Termini für einen ›idiomatischen Ausdruck‹ wieder. Die DEUTSCHE IDIOMATIK benutzt *form* = ›formelhaft‹, ›formal‹ also als Oberbegriff.

Wichtig für das Verständnis der stilistischen Angaben ist es, sich vor Augen zu halten, daß die übliche rigorose Trennung von *Stilebene* und *stilistisch-rhetorischen Markierungen* die lebendige Sprache nicht trifft. *Salopp* etwa bedeutet nicht nur – und nicht einmal in erster Linie –, daß der Sprecher einen mehr oder weniger ›ungehörigen‹ Ausdruck verwendet – *du willst mich wohl verarschen?, das kannst du dir in den Hintern stecken!* –, sondern daß er sich mehr oder weniger ungehörig verhält – *Sie können mir mit*

*Ihren neuen Artikeln gestohlen bleiben, Herr Schulze!* *Salopp* ist also in erster Linie eine pragmatische Erscheinung – die sich in einer bestimmten Wortwahl äußern kann, aber nicht muß.

Die DEUTSCHE IDIOMATIK versucht also – durch Koppelung mehrerer Auszeichnungen –, die Stilangaben so nahe wie möglich an die lebendige Sprache heranzuführen.

Ein weiterer Faktor, der dabei erschwerend ins Spiel kommt, ist die Tatsache, daß heute von vielen Sprechergruppen die traditionellen stilistischen Unterscheidungen – zumindest in zahlreichen Situationen oder Kontexten – nicht mehr beachtet werden. *Scheiße, Arsch*, eine große Bandbreite von Ausdrücken, die den sexuellen Bereich betreffen, ›saloppe Sprüche‹ u. a. m. hört und liest man ›überall. Die sog. Stilebenen gehen heute genauso ineinander über bzw. lösen sich genauso in zahlreiche ›Unterteilungen‹ auf wie die von der traditionellen Soziologie unterschiedenen Bevölkerungsschichten oder ›Klassen‹. – Doch nicht, und das macht das Problem so komplex, in allen Situationen (und Kontexten) in gleicher Weise und nicht bei allen Sprechergruppen.

Der Lexikograph kommt angesichts dieser sprachlichen (und soziologischen) Vielfältigkeit heute also weniger denn je daran vorbei, einen bestimmten ›Stil‹ bzw. ein bestimmtes Stilgefühl als Maß oder Meßlatte zu ›setzen‹ oder ›anzusetzen‹. Genauso wie der Stil eines Autors bzw. eines literarischen Werks zumindest weitgehend eine immanente Größe ist, die sich nicht – oder nur unzureichend – von außen beschreiben oder klassifizieren läßt, genauso haben die Stilangaben eines Wörterbuchs zunächst einmal *in sich* homogen und konsistent zu sein. Der Leser wird sich in die Auszeichnungen ›einlesen‹ – und versteht dann sehr bald, was mit *ugs, form, sal, ugs – path, geh – form* usw. gemeint ist.

Des weiteren gilt: Auch wenn ein salopper oder vulgärer Ausdruck ›überall‹ gebraucht wird, bleibt er als Ausdruck einer Haltung *salopp, vulgär* usw., d. h. die Auszeichnungen *fam, sal, vulg* usw. besagen nicht, daß man die entsprechenden Ausdrücke nicht gebrauchen sollte – eine normative Lexikographie ist heute so wenig sinnvoll wie eine normative Grammatik – und sie besagen ebensowenig, daß man den Ausdruck wenig hört oder wenig liest. Sie besagen lediglich: das sprachliche Verhalten, das sich im Gebrauch dieser Ausdrücke manifestiert, ist – nach Auffassung des Autors bzw. seiner sprachlichen Erfahrung – *fam, sal, vulg* usw. –, und in dieser Funktion stehen die Ausdrücke jedem Sprachbenutzer zur Verfügung. Im übrigen dürfte die Stilmischung heu-

te viel stärker als früher der zeitgemäße Umgang mit der Sprache sein. – Entsprechendes gilt für die Auszeichnungen *veraltend, Neologismus, Jugendsprache* usw.: auch hier liest und hört man heute die heterogensten Elemente – oft bei ein und demselben Sprecher (oder ›Autor) –, ohne daß die Einheiten damit aufhören, in der einen oder anderen Weise qualifiziert zu sein.

Mit all diesen Angaben kann sich der Benutzer der DEUTSCHEN IDIOMATIK mühelos ein Urteil bilden, inwieweit eine Redewendung in den (mündlichen oder schriftlichen) Text, den er produziert oder reproduziert, paßt oder nicht. Außerdem benutzt die DEUTSCHE IDIOMATIK ein eigens entwickeltes System, mit dem die Beschränkungen, die auf lexikalisierte Sprechakte zurückgehen, und die Kontextrestriktionen zugleich übersichtlich und knapp wiedergegeben werden.

Diese Übersichtlichkeit wird noch dadurch verstärkt, daß die DEUTSCHE IDIOMATIK alle notwendigen Glieder einer Redewendung durch Fettdruck von den fakultativen Konstituenten und den (übrigen) Kontextelementen abhebt.

## Struktur und Funktion der Beispiele

Nur vor dem Hintergrund der gesamten Kontextkonstellation realisiert ein Lexem seine volle Bedeutung. Das ist schon für ein nicht-idiomatisches ›Wort‹ der Fall; es gilt doppelt für einen phraseologischen Ausdruck. Die Erkenntnis, daß zu einem idiomatischen Wörterbuch Beispiele gehören, hat sich denn auch gerade in den letzten Jahren zunehmend durchgesetzt. Allerdings sind sie oft – insbesondere in den kleineren Phraseologien – kaum mehr als eine Art syntaktischer Verlängerung des Ausdrucks zum Satz, kurz: das Gegenteil von dem, was ein Beispiel sein soll: eine Situierung des Idioms in seine gesamte Kontextkonstellation, in der seine semantische, seine pragmatische und seine stilistische Funktion als Einheit anschaulich greifbar wird.

Hat der Ausdruck mehrere Bedeutungen, sind selbstverständlich mehrere solche Beispiele erforderlich – auch dies ein Gesichtspunkt, der nach wie vor in nur wenigen Phraseologien (u. a. Friederich) genügend berücksichtigt wird. Die meisten geben, wenn überhaupt, nur ein Beispiel; oder aber die Beispiele werden nicht präzise genug in Übereinstimmung gebracht mit den zu unterscheidenden Bedeutungen (oder auch Bedeutungsnuancen).

Eine vieldiskutierte Frage betrifft die ›Herkunft

der Beispiele: kann oder soll der Lexikograph sie bilden? Oder müssen sie durch vorliegende Texte (Belege) dokumentiert werden? Bei der Antwort sind praktische und theoretische Erwägungen auseinanderzuhalten. Unter praktischem Gesichtspunkt gilt zunächst: in keinem einzigen Land gibt es bisher eine Belegsammlung mit Beispielen für den gesamten Idiombestand; ja, das für den Lexikographen greifbare Material macht in aller Regel nur einen sehr kleinen Bruchteil des Gesamtbestandes aus. Folge: der Lexikograph muß die Beispiele selbst bilden, sogar wenn er es methodisch nicht vorzieht: denn 33.000 (passende!) Belege zu suchen übersteigt die Leistungskraft eines einzelnen und auch eines Teams. (geschrieben 1993) – Bei den Phraseologien, die die Idioms mit Beispielen ›belegen‹, handelt es sich denn auch ausnahmslos um Auswahlwörterbücher.

Die Frage hat aber auch eine theoretische Seite. Zum einen: Belege findet man nur in geschriebenen Texten – aus der mündlichen Rede mittels Aufnahmen den Idiombestand zu ›belegen‹ wäre ein noch komplizierteres Unternehmen als der schriftliche Beleg. Ein Teil der Ausdrücke erscheint aber vorzugsweise in der gesprochenen Sprache.

Wichtiger noch ist ein anderes: das Beispiel soll die Kernbedeutung des Ausdrucks illustrieren und den Wörterbuchbenutzer in die Lage setzen, von dieser Kernbedeutung aus die Redewendung in dem ihr gemäßen Kontextrahmen zu benutzen; nicht aber soll ein Wörterbuchbeispiel stilistische (u. a.) Finessen bestimmter Autoren belegen oder zeigen, was sich mit einem Ausdruck alles machen läßt – oder zumindest soll es das nicht in erster Linie. Aus diesem Grund ist es methodisch vorzuziehen, wenn der Lexikograph ein – gutes! – Beispiel bildet, als wenn er einen (für ein Wörterbuch) weniger geeigneten Beleg angibt. – Das Optimale ist natürlich: der Lexikograph macht beides, er bildet ein Beispiel und gibt einen Beleg. Diese optimale Lösung bietet, soweit ich sehe, nur ein einziges phraseologisches Wörterbuch: Lafleur 1979. Es kann dies, weil es sich auf eine Auswahl von weniger als 10% des frz. Idiombestands beschränkt (2.000 Einheiten).

Die DEUTSCHE IDIOMATIK gibt zu jeder im Wörterbuch aufgeführten Redewendung – und für jede ihrer zu unterscheidenden Bedeutungen – ein (soweit möglich – Platzgründe!) ausführliches Beispiel, das den Ausdruck in ›seiner‹ Umgebung situiert, die Sprecherhaltung – häufig anhand von Dialogen – exemplifiziert und, wo es geraten scheint, den Bedeutungskern zusätzlich durch Quasisynonyma im Beispieltexth paraphrasiert.

## Das Verweissystem

Wenn der Ausdruck in einem Beispiel, das zu einem anderen Ausdruck gegeben wurde, einsetzbar ist (Kontext-Synonymität), wird statt eines (neuen) Beispiels ein Verweis auf jenen Ausdruck gegeben. Mit diesem Verweissystem wird einmal (sehr viel) Platz gewonnen; zum anderen wird so unter den synonymen und quasisynonymen Redewendungen eine Verbindung hergestellt – eine Verbindung, die das *Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten* ausführlich und detailliert entfaltet.

Wenn möglich, wird der Verweis durch eine relationale statistische Angabe ergänzt: der eine Ausdruck ist (zumindest in dem gegebenen Kontext) gebräuchlicher als der andere.

Leitend für die Verweise ist also die gleiche oder fast gleiche Bedeutung. Zu dieser semantischen Affinität können natürlich stilistische Differenzen im Gegensatz stehen; sie treten indessen so lange zurück, wie sie die Einsetzung der Redewendung A in den Beispielkontext zu B, auf den verwiesen wird, nicht unmöglich macht.

## Die alphabetische Anordnung der Redewendungen (Alphabetisierungsschema)

Die DEUTSCHE IDIOMATIK bringt den idiomatischen Wortschatz zum ersten Mal in einer streng alphabetischen Anordnung. Dabei gelten folgende Prinzipien:

1. Hat der idiomatische Ausdruck ein *Substantiv*, bestimmt dieses die alphabetische Einordnung: »freie *Hand* haben«, »mit freier *Hand* geben«.
2. Hat das Idiom kein Substantiv, aber ein *Verb*, so zählt dieses: »sich einen *antrinken*«.

Gibt es eine Verbgruppe – ein sog. *verbales Syntagma* –, zählt das Verb, das den Kern (der Bedeutung) des Syntagmas ausmacht. In der Regel handelt es sich in diesen Fällen um ein Verb mit einer im vollen Sinn lexikalischen Bedeutung, während die dieses Verb begleitenden Verben Hilfsverben oder sonstige Funktionsverben darstellen, die die Bedeutung des (verbalen) Syntagma-Kerns näher bestimmen und modifizieren. – Beispiel: »es nicht *abwarten* können, bis . . .«; »lieber/eher läßt sich j. *hängen*, als daß er . . .«.

3. Hat der Ausdruck weder Substantiv noch Verb, gilt, falls vorhanden, das *Adjektiv*: »fertigt sein«; »todmüde sein«.

*Sein* und *haben* zählen bei der Alphabetisierung nicht, wenn sie lediglich eine grammatikalische Funktion ausüben (vgl. 10).

4. Gibt es auch kein Adjektiv, zählt das *Adverb*.

Auch hier gilt (analog zu 2): wenn es mehrere Adverben gibt, die zusammengehören, zählt das Adverb, das den Kern des (adverbialen) Syntagmas bzw. der Adverbialgruppe bildet. – Beispiel: »immer *sachte* voran«; »*langsam* aber sicher«.

5. Fehlen alle angeführten Kategorien, zählen *Pronomina*, *Interjektionsformen*, *Partikel* usw., und zwar wiederum jeweils diejenige Konstituente des idiomatischen Ausdrucks, die den Kern der Bedeutung bildet: »an und für *sich*«; »per *se*«.

Die Alphabetisierungskriterien folgen also zugleich einem kategorialen und funktionalen Prinzip.

Die beiden *Hauptkategorien der Sprache* bilden *Substantiv* und *Verb* – als generelle und häufigste Realisierung des *argumentums*, des *Satzgegenstandes* bzw. des *Prädikats*, der *Satzaussage*, welche zusammen die logisch-kategoriale Basis eines jeden Satzes bilden – eine Basis, die nur unter spezifischen Kontextbedingungen anders realisiert wird. Das *Substantiv* – oder der Substantivkomplex (»Nominalphrase«) – wird von einem *Adjektiv* (oder einem Adjektivkomplex), im Grenzfall auch von einem *Adverb* (oder einem Adverbialkomplex) oder einer anderen Einheit (etwa einer Apposition) näher bestimmt oder modifiziert. – Beispiel: »der große Junge«.

Das *Verb* bzw. der Verbalcomplex (»Verbalphrase«) expliziert, als *Satzaussage*, das *Substantiv* – oder besser: den Satzgegenstand (»(ein) Vogel – singt«). Das *Verb* – oder besser: das *Prädikat* – hat erst Sinn, wenn das *Substantiv* – oder besser: das *argumentum* – schon (explizit oder implizit) »gegeben ist«.

*Verben* – oder Verbalphrasen – können von anderen *Verben* (Verbalphrasen), von *Adverbien* (Adverbialkomplexen, adverbialen Ausdrücken) und im Grenzfall auch von Adjektiven (oder Adjektivkomplexen) und anderen Einheiten näher bestimmt und modifiziert werden. – Beispiel: »gehen können«; »schnell gehen«.

*Adjektive* – oder Adjektivkomplexe – werden von *Adverben* (oder Adverbialkomplexen, adverbialen Ausdrücken) oder auch von anderen Einheiten näher bestimmt und modifiziert. – Beispiel: »(ein) sehr fleißiger (Junge)«.

Adverben – bzw. adverbiale Ausdrücke – können wiederum von *Adverben* – oder adverbialen

Ausdrücken – näher bestimmt und modifiziert werden – Beispiel: »(Er arbeitet) sehr hart«.

Ein *Adverb* kann (also) ein *Adverb* (*sehr hart*), ein *Adjektiv* (*sehr fleißiger (Junge)*) oder ein *Verb* (*schnell gehen*) näher bestimmen und modifizieren; es kann sich aber auch auf einen ganzen Satz (*Er verließ fluchtartig das Lokal*) oder auf den Sprecher (*Leider singt sie miserabel*: „Ich/er/. . .“, d. h. der Sprecher sagt/äußert/meint: es ist zu bedauern: sie singt miserabel“) beziehen. (Der Terminus »Adverb« ist daher besonders unglücklich).

Es gibt also unter den Kategorien der Sprache eine Hierarchie, die sich prinzipiell identisch im Satz als ganzen – bzw. in der Äußerung als ganzer – und in einem Satzteil, d. h. (auch) in einem idiomatischen Ausdruck, manifestiert. Genau so nun, wie die Intuition den Rang einer Kategorie in einer gegebenen Äußerung durchweg zutreffend und sicher erfaßt, erfaßt sie auch den Rang von Idiomkonstituenten.

Eine explizite Diskussion aller möglichen Rangordnungen unter allen Kategorien, d. h. unter Einschluß der Pronomina, Interjektionsformen, Partikel usw., würde den Wörterbuchbenutzer eher verwirren als fördern. – Im übrigen ist die Zahl der Redensarten, die weder Substantiv noch Verb, weder Adjektiv noch Adverb haben, begrenzt.

Unser Alphabetisierungssystem stützt sich also auf die Hierarchie der Kategorien der Sprache und folgt damit zugleich explizit darzulegenden Prinzipien wie der Intuition eines jeden Sprachbenutzers, der die Rangordnung dieser Kategorien auch innerhalb eines Idioms durchweg sicher erfaßt.

6. Zwanglos ergibt sich aus dem Gesagten daher auch die Entscheidung für die Fälle, in denen ein *Idiom zwei oder mehrere Konstituenten gleicher Kategorie* hat: wenn unter ihnen keine *hierarchische Struktur* vorliegt – d. h. keine Relation Ober- Unterordnung –, zählt die *erste Konstituente*; sonst zählt der *Kern des jeweiligen kategorialen Komplexes* bzw. die *höhere Kategorie*; bei *zwei oder mehreren Substantiven* zählt nur *das erste*. – Also: »Hand und Fuß haben«; »*hoffen* und harren«; »*langsam*, aber sicher«; »*voll* und ganz« – in allen Fällen sind die Doppelglieder gleichrangig –, aber: »es nicht *abwarten* können«, »lieber/eher läßt sich j. *hängen*, als daß er . . .«; »immer *sachte* voran«; »per *se*«; denn *abwarten*, *hängen*, *sachte* und *se* bilden den Kern des jeweiligen kategorialen Komplexes bzw. des gesamten idiomatischen Ausdrucks.

7. Haben *mehrere Redensarten dasselbe alphabetische Leitwort*, entscheiden die *übrigen Konstituen-*



ten über ihre Reihenfolge, und zwar wiederum in der kategorialen Abfolge *Substantiv – Verb – Adjektiv – Adverb*. Gibt es also ein zweites Substantiv, entscheidet dieses, sonst das Verb, usw.: »jm. in die Hand *fallen*«; »Hand und *Fuß* haben«; »mit erhobener Hand *schwören*«.

Dabei rangieren jene Idioms, die alphabetisch relevante Konstituenten *vor* diesem Leitwort haben, vor solchen mit alphabetisch relevanten Konstituenten *nach* dem Leitwort; gibt es vor und nach dem Leitwort solche Konstituenten, zählen nur die nachfolgenden: »eine *leichte* Hand haben«; »jm. in die Hand *fallen*«; »jm. leicht von der Hand *gehen*«.

8. Die mit dem Hilfsverb *sein* gebildeten idiomatischen Ausdrücke rücken immer an den Beginn einer Gruppe mit identischem Leitwort; danach kommen die Idioms mit *haben*; also »in js. Hand sein«; »js. rechte Hand sein«; »jm. zur Hand sein« vor: »eine leichte Hand haben«; »eine lockere Hand haben«; »eine lose Hand haben«. – Innerhalb dieser Gruppen um *sein* bzw. *haben* bestimmen, wie man sieht, wiederum die nächstfolgenden, zur Alphabetisierung geeigneten Konstituenten die Reihenfolge: »in js. Hand sein« steht vor »js. rechte Hand sein«; »eine lose Hand haben« vor »immer eine offene Hand haben« usw.

9. Eine gewisse Schwierigkeit entsteht beim Einsortieren der Wendungen, die keine festen sekundären Konstituenten haben, sondern nur (durch Schrägstriche getrennte) Varianten. Diese Schwierigkeit wird besonders dort spürbar, wo viele Wendungen dasselbe Leitwort haben, z. B. eben *Hand*. Hier sind zwei Möglichkeiten zu unterscheiden:

a) Die Varianten bilden eine *geschlossene Gruppe* (geschlossenes Paradigma), d. h. es kann nur eine eng begrenzte Zahl von Varianten eingesetzt werden: »eine feste Hand fühlen/spüren müssen« – und nicht: \**empfinden müssen* oder »ein Kind/. . . bei der Hand *fassen/nehmen*«, aber nicht \**greifen*.

b) Die Varianten bilden eine *offene Gruppe* (offenes Paradigma), d. h. es handelt sich im strengen Sinn gar nicht um einen lexikalischen, sondern um einen semantischen Kontext, den man jeweils mit den geeignetsten Lexemen anzudeuten versucht: z. B. »etw. aus erster/zweiter/dritter/. . . Hand kaufen/. . .«. Statt *erster, zweiter, dritter* könnte auch eine andere Ordnungszahl stehen – über diese Möglichkeit oder Unmöglichkeit entscheidet eher das, was in der (mit diesem Ausdruck angedeuteten) »Welt« möglich oder sinnvoll ist, als eine (inner-)sprachli-

che Regularität. Ähnlich: »mit fester Hand regieren/. . .«, wo statt *regieren durchgreifen, sich durchsetzen, sein Volk beherrschen* und andere Varianten auftreten können. –

Für die Alphabetisierung zählt im ersten Fall, beim *geschlossenen Paradigma*, nur die erste der angegebenen Varianten; die Tatsache, daß die Redewendung Varianten enthält, spielt bei der Einordnung dann also keine Rolle; so steht »eine feste Hand fühlen/spüren müssen« vor »einem Kind/. . . die Hand führen« und nach »jm. (regelrecht/sozusagen/. . .) aus der Hand fressen«.

Die *offene Gruppe* der Varianten (das offene Paradigma) dagegen bildet bei der Alphabetisierung eine *eigene Idiomgruppe* innerhalb der Redensarten mit identischem Leitwort. Diese Gruppe kommt jeweils vor den Ausdrücken mit festen sekundären Konstituenten. Stehen also die *offenen Paradigmen* vor dem Leitwort, kommen nach ihnen die Ausdrücke mit *festen Konstituenten* vor dem Leitwort; stehen die offenen Paradigmen nach dem Leitwort, folgen auf sie die Redensarten mit festen Konstituenten nach dem Leitwort.

10. *Irrelevant* für die Alphabetisierung sind der *bestimmte* und *unbestimmte Artikel* sowie *Ergänzungen*, sei es, daß sie grammatisch angegeben werden: j., js., etw. usw.; sei es, daß sie durch einen semantischen »Schlüsselbegriff« angedeutet sind: »einem Kind/. . . die Hand führen«; das offene Paradigma *einem Kind/. . .* soll helfen, die Bedeutung der Redewendung zu erfassen und ihren Verwendungsbereich einzuzugrenzen. Irrelevant sind ferner die Verben *sein, haben, tun, machen*, abgesehen von der Bildung eigener Idiomgruppen mit *sein* und *haben* (vgl. 8). Doch all diese Elemente sind natürlich nur dort irrelevant, wo sie nur grammatische Angaben bzw. Platzhalter darstellen; *wenn sie Konstituenten des idiomatischen Ausdrucks sind* und dementsprechend idiomatische Funktion übernehmen, *zählen sie selbstverständlich*; z. B. »es ist jm. darum zu *tun*, daß . . .«

11. Für die Alphabetisierung gilt sowohl beim Leitwort wie bei den übrigen Konstituenten die *Form, die im idiomatischen Ausdruck tatsächlich erscheint*, und nicht eine – idiomatisch gar nicht vorliegende – »Grundform«; steht also das Leitwort im Plural, Genitiv, Dativ usw., so zählt eben diese Form; die Ausdrücke mit *Hand* stehen vor denen mit *Hände*, diese wiederum vor denen mit *Händen*. – Das kann dazu führen, daß sich zwischen die mit einem (an sich) identischen Leit-

wort gebildeten Ausdrücke andere Redensarten schieben. So stehen zwischen den Ausdrücken mit *Hände* und denen mit *Händen* andere mit *Handel*, *Händel* usw. Dieser Nachteil muß in Kauf genommen werden; denn würde man auch im Alphabet semantische Zusammengehörigkeit, assoziative Schwerpunktsetzung u. a. m. berücksichtigen, würde dies jedes Alphabetisierungsschema sprengen; denn es handelt sich bei diesen oft als »Ausnahmen« betrachteten Fällen keineswegs um Ausnahmen, sondern um eine äußerst große Zahl von Einheiten.

Im übrigen läßt sich auch diese Entscheidung von Grundprinzipien der Idiomatik leiten: die Idiomatisierung der Lexeme liegt – soweit eine nicht-idiomatische identische Form vorliegt (*Hand*) – ja gerade darin, daß sich ein oder mehrere Lexeme in einem gegebenen Kontext und/oder in einer gegebenen Form in der Bedeutung von der sog. Grundbedeutung unterscheiden. Idiomatisch *Hand* ist also (genau besehen) eben nicht nicht-idiomatisch *Hand*. – Die Differenzen oder Abstände zwischen der »Grundbedeutung« und der idiomatischen Bedeutung haben unzählige Grade, die sich nicht nur der Klassifizierung, sondern weitgehend auch der Intuition sperren. Eine Alphabetisierung, die auf diesem Gebiet keine klaren Grenzen zieht – welche (wie u. U. bei *Hand* – *Händen*) der Intuition auch einmal zuwiderlaufen kann –, hebt sich selbst auf. – Nicht zuletzt aus diesem Grund gibt es bisher kein einziges Alphabetisierungssystem und keinen einzigen Vorschlag zu einem solchen System, mit dem alle Fälle gelöst wurden – wie man es doch von einem »normalen«, »nicht-idiomatischen« Wörterbuch seit jeher verlangt; dort wird das Alphabet auch nicht durch semantisch zusammenhängende Einheiten durchbrochen – abgesehen von einem kleinen Teil von (meist neueren) Wörterbüchern, deren Alphabetisierungsprinzipien sich indessen trotz bestimmter Vorteile im Detail nicht in allgemeiner Form durchgesetzt haben und sich in der Lexikographie wohl auch nicht durchsetzen können. Der Wörterbuchbenutzer braucht eine klare, eindeutig objektivierbare und im ganzen Wörterbuch durchgehaltene Ordnung.

12. Bei *Ausdrücken*, die nur in bestimmten *Tempora*, *Modi*, *Personen* usw. vorkommen, ist, soweit möglich, die 3. *Pers. Sing.* des entsprechenden Tempus, Modus usw. für die Alphabetisierung leitend bzw. der *Imp. Sing.* – Einschränkungen,

die auf Sprechaktrestriktionen zurückgehen, sind ebenfalls berücksichtigt. – *Aufgeschmissen sein* erscheint also nicht unter einem (hypothetischen) \**aufschmeißen*, *etw. ausgefressen haben* nicht unter einem (hypothetischen) \**ausfressen*. – Wenn in der folgenden Weise alphabetisiert wird: *er kann/Herbert kann/... mir/meinem Vater/... gestohlen bleiben*, dann bedeutet das, man kann sagen: *du kannst/ihr könnt/Herbert und du, ihr könnt/diese Leute können/... mir/ihm/Onkel Fritz/der Regierung/... gestohlen bleiben*, aber nicht: \**Helmuth Kohl blieb dem Parlament gestohlen*, ebensowenig wie: \**Dieses Parlament rutscht mir schon zwei Jahre den Buckel herunter*. Diese Ausdrücke sind auf den Sprechakt der »Ablehnung« oder »Zurückweisung« beschränkt; »Aussagen« lassen sich mit ihnen nicht formulieren; daher die entsprechenden formalen Restriktionen.

Auch diese Kriterien folgen den in (5) und (11) dargelegten Prinzipien: auch hier gibt es zwischen der sog. Grundbedeutung und der idiomatischen Bedeutung die mannigfachsten Abstufungen, bei denen sich »logisch« oder »intuitiv« kein verallgemeinerungsfähiger – d. h. vom Wörterbuchbenutzer (oder auch von mehreren Lexikographen) schlüssig nachvollziehbarer – Schnitt ziehen läßt.

13. Die Bestimmung der Kategorie eines Lexems erfolgt nach seiner Funktion im Idiom.  
14. Die eingeklammerten, d. h. fakultativen Elemente der Redewendung zählen für die Alphabetisierung selbstverständlich nicht.

Die Kriterien der alphabetischen Anordnung mögen auf den ersten Blick umfangreich erscheinen. Bei der äußerst großen Vielfalt von Idiomtypen läßt sich das nicht vermeiden. Da sie der sprachlichen Intuition indessen soweit wie eben möglich folgen, dürften sich die Benutzer der DEUTSCHE IDIOMATIK einigermaßen mühelos und rasch mit ihnen vertraut machen. Hinter dieser Erwartung steht die Hoffnung, daß sich mit einer konsequenten und leicht handhabbaren Alphabetisierung der idiomatischen Redensarten der überreiche Schatz an Ausdrücken – im Deutschen wie in anderen Sprachen – in Zukunft ungleich leichter erschließen und überschauen läßt und daß die zeitraubende Suche in den Wörterbüchern zunehmend entfällt.



# Wissenschaftliche Einführung

## Das komplexe idiomatische Sprachzeichen und der tiefere Sinn der (Beschäftigung mit der) Idiomatik

Die hier vorgelegte *Deutsche Idiomatik* hat rd. 33.000 Einheiten, von denen eine nicht geringe Zahl zwei oder mehrere Bedeutungen oder Bedeutungsnuancen hat. Der Begriff „idiomatisch“ wurde also bewußt weit gefaßt. Da keineswegs alle Einheiten als ganze oder die sie ausmachenden Konstituenten eine Bedeutungsdivergenz in bezug zu einer beweisbar vorliegenden oder angenommenen grammatisch regelmäßigen „Ausgangsbedeutung“ aufweisen, läßt sich die Frage stellen, ob wir nicht besser von einem *phraseologischen* als von einem *idiomatischen Wörterbuch* sprechen sollten, wobei „Phraseologie“, „phraseologisch“, „Phrasem“ die generischen Oberbegriffe für die Bezeichnung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit „der“ Idiomatik, d. h. den „idiomatischen Ausdrücken“, „Idioms“ oder „Idiomen“, bildhaften Redewendungen“, „Redensarten“ u. a. m. bilden. Die Frage ist nicht lediglich terminologischer Natur, sondern impliziert für viele Forscher bestimmte methodologische Vorannahmen und Akzentsetzungen. – Ich benutze hier die Termini *Phrasem*, *phraseologisch*, *Idiom*, *idiomatisch*, *idiomatischer Ausdruck*, *Redensart*, *Wendung*, *Einheit* usw., soweit im Einzelfall nicht ausdrücklich anders vermerkt, nebeneinander.<sup>1</sup> Das, was jeweils gemeint ist, geht aus dem Kontext, so hoffe ich, mit genügender Klarheit hervor.

Die 33.000 Phraseme mit ihren 45 oder 50.000 Bedeutungen und Bedeutungsnuancen präsentieren geradezu eine Unmenge unterschiedlicher Strukturen. Es gibt bisher keine einzige wissenschaftliche

Untersuchung, ja, soweit ich sehe, nicht einmal einen Versuch dazu, all diese Strukturen eindeutig auszumachen und sie nach eindeutigen und plausiblen Kriterien voneinander abzuheben. Daß dafür ein einziges Kriterium oder eine Handvoll von Kriterien nicht ausreicht, liegt auf der Hand; man wird bei einem solchen Versuch daher von einer relativ hohen Zahl von auf unterschiedlichen Ebenen liegenden Definitionskriterien auszugehen haben und zur Einordnung der gegebenen „Idiomtypen“ auf Kreuz- oder Mischklassifikationen zurückgreifen müssen. – Ob die Termini „idiomatisch“, „phraseologisch“ usw. als generische Termini zur Bezeichnung eines derart breiten und heterogenen Gegenstandsgebiets wissenschaftlich überhaupt sinnvoll sind, läßt sich mit guten Gründen bezweifeln.

Der Tatbestand, von dem wir auszugehen haben, ist: trotz oder gerade wegen einer kaum noch zu übersehenden, geschweige denn gründlich durchzuarbeitenden Flut von Veröffentlichungen zur Phraseologie oder Idiomatik gibt es keine eindeutigen und von allen Idiomatologen, Lexikologen und Lexikographen anerkannten Kriterien, was genau ein „Phrasem“ oder „Idiom“ ist und welche Einheiten dementsprechend in ein phraseologisches oder idiomatisches Wörterbuch aufzunehmen sind und welche nicht. Die vorliegenden Phraseologien und Idiomatiken divergieren deswegen beträchtlich voneinander in der Aufnahme des Materials und seiner Präsentation. In vielen Fragen ist heute das Panorama der wissenschaftlich betriebenen Phraseologie heterogener als in den 70iger, 80iger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Thematik in den westeuropäischen Ländern verstärkt einsetzte<sup>2</sup>. Die hier vorgelegte Einführung sucht nach den Grundlagen „der“ Phraseologie und geht dabei von neuen Akzentsetzungen aus. Insbesondere werden die Komplexität des idiomatischen Sprachzeichens eingehender entwickelt und die damit zusammenhängenden Implikationen des Bildcharakters der Einheiten schärfer herausgestellt, als das zu geschehen pflegt.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Die Linguistik kennt das Morphem, Monem, Sem, Semem, Semantem, Plerem und noch viele anderen „Eme“. Jetzt haben wir – endlich – auch das Phrasem. Diese Worthülse sucht das Gegenstandsgebiet „zusammenzuhalten“. – Zur Terminologie vgl. Burger et al. (2007) 1,1,1. und Kühn (2007), 2, XIV, 53; zum älteren Stand Schemann (1993a)

<sup>2</sup> Auch dazu der erste in Anm. 1 angegebene Artikel und die dort angegebene einschlägige Literatur.

<sup>3</sup> Unter den 95 Artikeln der *Phraseologie/Phraseology* findet sich kein einziger zum Bild (wenn auch in vielen Beiträgen natürlich manches – wenn auch äußerst heterogen – dazu gesagt wird). „Bild“ und „Metapher“ werden durchweg nicht systematisch unterschieden. – Hinweise zur Überlappung dieser Frage mit der Terminologie und Literaturangaben u. a. bei Kühn (s. Anm. 1)



## I. Bild, Figur, Bild-(hinter-)grund

### 1. Die bildhaften Einheiten als „klassischer Kern“ der idiomatischen Ausdrücke und ihr innerer Zusammenhang in den Wesensbildern

Trotz aller Divergenzen in den theoretischen Ansätzen und in den praxisorientierten Arbeiten wird man sagen dürfen, daß als Kern der Phraseologie oder Idiomatik – gleichsam ihre reinste Manifestation – Ausdrücke folgenden Typs gelten – oder galten, denn selbst hier gibt es inzwischen auch andere Schwerpunktsetzungen:

*vor lauter Bäumen den Wald nicht (mehr) sehen*  
*ins Gras beißen*  
*das Kind mit dem Bade ausschütten*  
*in die Luft gehen*  
*jn an die frische Luft setzen*  
*in die Röhre gucken*  
*auf die Straße fliegen*  
*auf der Straße liegen*  
*jn auf die Straße setzen*  
*jn/etw über Wasser halten*  
*sich (noch/noch so eben/...) über Wasser halten*  
*jm den Wind aus den Segeln nehmen*

Bei allen Strukturunterschieden im einzelnen haben diese Ausdrücke einen Zug gemeinsam, der Jahrzehnte hindurch als das entscheidende Kriterium angesehen wurde: sie bilden eine ganzheitliche Einheit aus mehreren Konstituenten, die in der gegebenen Sprache – in diesem Fall im Deutschen – auch unabhängig von dem idiomatischen Ausdruck vorkommen; und es läßt sich aus dieser ganzheitlichen Einheit kein Element herausnehmen und nur in Sonderfällen eines (oder gar mehrere) ersetzen oder

<sup>4</sup> Vgl. die Einführung in Schemann (1993a)

<sup>5</sup> S. die Zusammenfassung und Diskussion bei Stein, St. (1995), Kap. 2. – Die Gedanken kehren, kaum variiert, immer wieder.

<sup>6</sup> Lange Jahre betrachtete man zumindest in Westeuropa die Sprichwörter, Dikta, Sentenzen u.ä. Einheiten eher als einen eigenen Bereich; heute herrscht die Tendenz vor, sie in die Phraseologieforschung zu integrieren. Da die syntaktischen Gesichtspunkte nicht mehr als die entscheidenden Definitionskriterien angesehen werden, läßt sich das u. U. rechtfertigen. Dann wird aber die Frage einer grundlegenden Bestimmung, die für alle Phraseme überzeugend ist, um so dringender.

<sup>7</sup> Anhand der FvG stellte schon Bahr (1977) den fließenden Übergang von den (sog.) freien Verbindungen über die FvG zu den idiomatischen Ausdrücken fest (S. 45).

<sup>8</sup> Die Schwierigkeit liegt darin, den jeweiligen Grad der Festigkeit genau zu begründen.

verändern, ohne daß die Einheit gesprengt wird, so daß sich entweder ein anderer oder gar kein Sinn der „Wortfolge“ ergibt.

Das entscheidende einheitsstiftende Merkmal dieser mehrgliedrigen Einheiten aber ist die Bildhaftigkeit. – Aus diesen Gründen nannte man ja und nennt man noch heute in den Zusammenhängen, in denen es nicht in erster Linie um eine wissenschaftliche Erfassung und Beschäftigung mit der Phraseologie geht, deren Einheiten „bildhafte Redewendung“, „metaphorische Ausdrücke“, „metaphorisch übertragene Wendungen“ o.ä.<sup>4</sup>

Die Phraseologieforschung hat dann lange Jahre hindurch vier Kriterien als grundlegend diskutiert: 1. Bildhaftigkeit – Figuriertheit – Idiomatizität – (Bedeutungs-) Übertragung, 2. Mehrgliedrigkeit – Polylexikalität, 3. Stabilität – Fixiertheit – Festigkeit, 4. Reproduzierbarkeit.<sup>5</sup> – All diese Grundkriterien sind dann in den verschiedensten Zusammenhängen und mit den unterschiedlichsten Argumenten bis zu einem gewissen Grad aufgeweicht worden.

Teilt man die Voraussetzung, daß die Bildhaftigkeit das Kernkriterium ist, ergibt sich als die entscheidende Aufgabe der Idiomatikforschung, Natur und Funktion des Bildes in den Ausdrücken zu klären – und die Ausdrücke, die keine Bildhaftigkeit aufweisen, wiederum nach den sie entscheidend definierenden Kriterien zu befragen.

Geht man von der vor allem bildhaft konstituierten Einheitlichkeit und Ganzheit des durch die Beispiele oben angedeuteten Kernbestandes der Phraseologie aus, läßt sich sagen:

- a) Die Phraseme bilden – zumindest in einem Teil ihres Kernbestands – die unterste Ebene der Einheitsbildungen oberhalb der Wortebene; <sup>6</sup> d. h. sie sind als (mehr oder weniger) feste Syntagmen zu definieren. Von diesen ist der „harte Kern“ sehr fest. Bei zahllosen anderen ist, wie wir sehen werden, der Grad der Festigkeit ungleich niedriger; bei nicht wenigen ist man im Zweifel, inwieweit überhaupt noch Festigkeit vorliegt.<sup>7</sup> – Insgesamt ist also von einer sich in mannigfachen Stufen realisierenden laufenden Zunahme der Festigkeit von der freien Verbindung der einzelnen Worte über lose Verbindungen zu stärker aneinander gebundenen Worten bis zu den ganzheitlichen Ausdrücken auszugehen<sup>8</sup>.
- b) Die Einheiten werden – je nach Festigkeitsgrad mehr oder weniger – en bloc gebraucht, gelernt und tradiert (Stabilität, Reproduzierbarkeit) – obwohl sie sich sprachgeschichtlich sehr wohl

- ändern und obwohl spielerische und andere Abwandlungen nicht nur möglich sind, sondern auch ständig praktiziert werden<sup>9</sup>;
- c) Sie fungieren semantisch ähnlich wie ein (Einzel-) Wort – ob prinzipiell genau so oder mit einem semantischen, pragmatischen, insbesondere kommunikativen sog. „Mehrwert“, wird ebenfalls nach wie vor diskutiert, wenn auch die große Mehrheit der Idiomatologen einen solchen Mehrwert anzunehmen scheint.
- d) Aus der semantischen Einheitlichkeit folgt die syntaktische Festigkeit. Die semantischen Gesichtspunkte, zunehmend stärker unter Ein-schluß der Pragmatik, erscheinen daher syntaktischen Kriterien prinzipiell über- oder vorgeordnet.

Problematisch in der Abgrenzung zum einzelnen Wort sind natürlich insbesondere die Zusammen-setzungen vom Typ:

<i>etw instand setzen</i>	
<i>e-S etw zugrundelegen,</i>	dann aber auch:
<i>sich verdünnisieren</i>	
<i>sich dünne machen</i>	und zig andere.

Ohne auf die Rechtschreibreform und ihre Relevanz für die Abgrenzung der phraseologischen Einheiten hier einzugehen<sup>10</sup>, hat man m. E. mit gutem Grund immer wieder auf einen Punkt hingewiesen: besonders in einer Sprache, die wie das Deutsche mit der größten Leichtigkeit in allen Kategorien (Substantiv, Verb, Adjektiv, Adverb usw.) Worte aus mehreren, oft sogar sehr zahlreichen Untereinheiten bildet, die selbst in der Sprache wiederum als Worte fungieren (*Hermannlönsgedächtnisstraßenbaubetonarbeiterschuhriemenöse*), sind äußerst viele sog. „Worte“ nur aufgrund orthographischer Gesichtspunkte aus der Idiomatik auszuschließen.

Der Kernbestand der Phraseologie zeichnet sich dadurch aus, daß alle Konstituenten, für sich betrachtet, in ihrer „normalen“ Bedeutung erscheinen – d. h. so wie außerhalb ihrer Einbindung in den Ausdruck auch –, die einheitliche Bedeutung also dadurch gestiftet wird, daß sie miteinander durch ihre Situierung auf einer anderen Ebene zu einer neuen Ausdruckseinheit geschmiedet werden.

Ich sage bewußt nicht: durch Übertragung auf eine andere Ebene, denn auf der sog. wörtlichen oder konkreten Ebene erscheint die infragestehende LEXEMKette ja gar nicht mit einer Ausdrucksintention. Man sagt „normalerweise“ ja nicht: *\*Karl geht jetzt in die Luft*; *\*Unser Vater setzte den Freund unserer Ka-*

*rin, dem es schlecht wurde, an die Luft*; *\*Paul biß heute zum dritten Mal ins Gras* usw.

Die Schaffung dieser idiomatischen Ausdrücke setzt also einen sprachschöpferischen Akt voraus, den man, so scheint es, nur schwer anders verständlich machen kann als durch die Annahme: dem sprachschöpferischen Sinn des Schöpfers (oder der Schöpfer) des Ausdrucks trat „in“ seiner Intention, einem oder mehreren Hörern gegenüber etwas Bestimmtes auszudrücken, ein Phänomen oder Ausschnitt der (inneren oder äußeren) Welt vor Augen, das bzw. den er – um dieser Ausdrucksintention willen – auf eine andere Ebene hob, wobei er – ob bewußt, vielleicht sogar gezielt und planmäßig oder spontan, „naiv“, sei hier zunächst dahingestellt – in der Transponierung dieses Phänomens bzw dieses Ausschnitts auf die andere Ebene nach den üblichen semantischen, syntaktischen und pragmatischen Regeln vorging oder (in weit weniger Fällen) auch nicht. Das Phänomen bzw. der Ausschnitt der Welt werden somit für den intentional-kommunikativen Akt zu einem Mittel des sprachlichen Ausdrucks einer Idee, die für den sprachschöpferischen Sprecher nur so ihre angemessene Form – ihr sprachliches Kleid – findet.

Und der Kommunikationspartner oder Hörer versteht über oder durch diesen „Ausdruck“ die Idee, indem er den intentional geleiteten Schaffensakt mit- oder nachvollzieht. Gelingt ihm das nicht, versteht er nicht; gelingt ihm das nur mangelhaft, kommt es zu einem (teilweisen) Mißverständnis.

In diesem Sinn ist zumindest der Kernbestand der Idiomatik lange Zeiten hindurch – sprachsystematisch – als die unterste – da unterhalb der Satzebene liegende – Form des poetischen Schaffens angesehen worden. Und zwar eines Schaffens, das gerade dadurch, daß kein Element der Sprache verändert zu werden braucht, in der neuen bildhaften Einheitsstiftung seine eigentliche Wurzel hat. Die für sich betrachtet bildlosen (Einzel-)Worte – *Kind, Bad, ausschütten* usw. – nehmen eben durch ihre gemeinsame Transposition eines Phänomens oder Ausschnitts der Welt auf eine andere Ebene gemeinsam eine neue Bedeutung an, deren Basis die zugrundeliegende innere oder äußere Realität bildet und deren Gehalt durch die Verwandlung dieser Realität konstituiert wird.

<sup>9</sup> Aufschlußreich dazu in Phras., I, VIII 3, S. 316ff: „Phraseme in lit. Texten und Autorenphraseologie“.

<sup>10</sup> Ausgewogen dazu Levin-Steinmann (2007)

Grundlegend ist also das Bildvermögen, d. h. der „Ausdruck“ von Bedeutung anhand von Bildern.

Goethe schreibt in den *Maximen und Reflexionen*:

*Poesie deutet auf die Geheimnisse der Natur und sucht sie durchs Bild zu lösen;*

*Philosophie deutet auf die Geheimnisse der Vernunft und sucht sie durchs Wort zu lösen (Naturphilosophie, Experimentalphilosophie);*

*Mystik deutet auf die Geheimnisse der Natur und Vernunft und sucht sie durch Wort und Bild zu lösen (904). Bildliche Vorstellung: Reich der Poesie; hypothetische Erklärung: Reich der Philosophie (906).*

*Es gibt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist (1008).*

Den Kernbestand der Idiomatik als bildhaft, poetisch und damit als schöpferisch anzusehen liegt, wie sich zeigt, in der Tradition der Klassik (und zwar nicht nur der deutschen), die darin wiederum die europäische rhetorisch-poetologische Tradition, wenn auch stark verwandelt, fortsetzt, welche ihrerseits bis heute nachwirkt.

Vergleichen wir nun mit den angegebenen phraseologischen Ausdrücken die folgenden:

1. *etw/jn (fest) in der Hand haben*
2. *die Beine unter den Arm/die Arme nehmen*
3. *jm (mal/...) anständig/tüchtig/ordentlich/... den Kopf waschen (müssen)*

(1) läßt mehrere Verwendungen zu.

- a) *Der Dieter hat da ein paar Kieselsteine in der Hand, die er genau zu prüfen scheint.*
- b) *Keine Sorge, Klara, der Gerd hat das Auto fest in der Hand.*
- c) *Der Herr Ullrich hat die Klasse (fest) in der Hand. Da macht keiner Unsinn.*
- d) *Seitdem sich der Klaus die Betrügereien mit den Schecks geleistet hat, ist seine Bewegungsfreiheit in der Firma natürlich hin. Der Chef hat ihn jetzt doch völlig in der Hand.*

(a) ist konkret. Die Steine liegen in Peters Hand. – (b) Auch ein Auto ist etwas Konkretes. Doch es kann nicht in jemandes Hand liegen, stehen oder sitzen. Der Sinn des Ausdrucks ist also: Gerd hat das Steuer fest in der Hand und ist aufgrund seiner Fahrtüchtigkeit in der Lage, den Wagen sicher zu steuern. (Steuer → Auto: Synekdoche). Über die konkrete Bedeutung von (a) hinaus liegt hier also eine Folgerung vor:

„ein Auto fest in der Hand haben“ → „es sicher steuern (können)“. Die Folgerung – eine der Formen der Metonymie – ziehen wir aufgrund unserer Kenntnis des Autofahrens („Weltkenntnis“).

(c) überträgt von (a) auf eine ganz andere Ebene: auf eine Gruppe von Menschen, die jemandem untersteht – und die „sicher zu steuern“ zu dessen Fähigkeiten gehören muß. Wir haben hier also eine globale, d. h. den ganzen Ausdruck betreffende Übertragung – einen Sprung – von einer Klasse [konkr] in eine andere [hum], d. h. eine metaphorische Klassenübertragung, wobei die metonymische Folgerung (b) in diese Übertragungsbedeutung miteingeht.

(d) operiert ebenfalls auf der Ebene [hum], doch hier geht es nicht um „steuern“, sondern um das „völlige Beherrschen“: der Chef kann mit Klaus (jetzt) (mehr oder weniger) machen, was er will. Die „Verfügung über“ – ein Bedeutungselement, das in (c) lediglich mitwirkt – ist hier vorherrschend. Diese Bedeutungsmodifikation wird maßgeblich durch den angegebenen Kontext selegiert – auch dies eine Leistung aufgrund unserer Weltkenntnis.

Der Ausdruck *jn/etw (fest) in der Hand haben* zeigt also: im Gegensatz zu dem eigentlichen Kernbereich der Idiomatik haben wir hier zwei grundsätzlich zu unterscheidende Lesarten: eine konkrete und eine bildhafte. Hier wird demnach keine wirklich neue Bedeutung geschaffen, sondern durch Übertragung auf eine andere Ebene (konkr → hum) eine bereits gegebene Bedeutung transponiert: so wie Peter über die Steine verfügt, die er konkret in seiner Hand hält – damit machen kann, was er will –, so verfügt der Chef über Klaus, den er zwar in der Hand „hat“, doch nicht in der Hand „halten“ kann. – Selbst hier aber ergeben sich, wie (b) und (c) belegen, Bedeutungsschwerpunkte, die durch einen einlinigen Übertragungsmechanismus nicht getroffen werden: Metapher, Metonymie, externer (d. h. außerhalb des Ausdrucks und seiner Valenzen liegender) Kontext, Weltkenntnis u. a. m. wirken mit- und ineinander.

Hier ist es also angebracht, im strengen Sinn von Übertragung zu sprechen – im Gegensatz zur Situierung der Gruppe, von der wir ausgingen. Und zum andern ist hier durch die lexikalisierte Folgewirkung (Metonymie) eine Inferenz wirksam.<sup>11</sup>

Auch bei der ersten Gruppe ist das Bewußtsein leitend, daß die Ausdrücke als ganze und deswegen auch ihre Konstituenten auf einer anderen Ebene „als gewöhnlich“ operieren; daher das Bildhafte. „Bild“ impliziert: Spiegelung einer Ebene – oder so-

<sup>11</sup> Zu Inferenz und Idiomatik vgl. vor allem Norden (1994) – Vgl. unten Seite 100f.



gar mehrerer Ebenen – auf einer (oder auch mehreren) anderen<sup>12</sup>. Metapher dagegen impliziert: es wird übertragen. *Achilles ist ein Löwe* – so das berühmte Beispiel von Aristoteles, der diese Figur bekanntlich zum ersten Mal systematisch analysierte<sup>13</sup> – bedeutet: das, was den Löwen auszeichnet – der Mut, die Kraft – zeichnet auch Achilles aus; das, was man von einem Löwen aussagt, sage ich daher von ihm aus. Insofern identifiziere ich – scheinbar – Achilles mit einem Löwen, und diese Identifizierung geht von dem Löwen aus; es liegt eine objektive Ähnlichkeit vor.<sup>14</sup>

Auch bei *den Wald vor lauter Bäumen nicht (mehr) sehen* gehen wir von gegebenen Anschauungen aus: von den Bäumen und dem Wald. Sie sind für die Situierung auf einer anderen Ebene der Hintergrund oder Grund des Bildes. Doch dieser Hintergrund geht in die neue Ebene nicht als solcher ein, sondern verwandelt: konkret sehe ich bei zahlreichen Bäumen in der Tat „den“ Wald, doch ich werde mir nicht bewußt: „hier die Bäume als einzelne Gegenstände und ihre Summe“, dort „der“ Wald als „eine Wesenheit“, die sie bilden. Diese – neue – Erkenntnis, daß „Wald“ mehr und etwas anderes ist als eine Menge oder eine Relation von Bäumen – gestiftet im oder beim Akt der Ausdrucksintention, der es um die „Essenz“ dieser Erkenntnis geht: „zu viele Einzelelemente ‚verschütten‘ die Gestalt“ –, liegt der Schöpfung dieses Ausdrucks zugrunde, d. h. eine Transzendierung der spontanen, „normalen“ „Anschauung“ – während bei *jn/etw in der Hand haben* die „Verfügung“ über die „Dinge“, die man in der Hand hat, identisch bleibt. Die Schaffung einer neuen Bedeutung auf der Grundlage der „bildhaften Vorstellung“ eines Ausschnitts der inneren oder äußeren Umwelt geht also von dem Phänomen aus, daß dieser Ausschnitt dem sprachschöpferischen Bewußtsein in spezifischer Weise bedeutsam wird, und das Bild ist die „Form“ – oder das Vehikel –, in der diese Bedeutsamkeit „erscheint“. Hierin liegt das eminent – und ausgiebigst diskutierte – ästhetische Moment dieser Bedeutungsstiftung.<sup>15</sup>

*Die Beine unter den Arm/die Arme nehmen* illustriert nicht nur, daß der Ausdruck auf der sog. konkreten Ebene nicht vorliegt – also auch nicht übertragen ist –, sondern daß er auf der konkreten Ebene gar nicht vorliegen, also auch nicht übertragen werden kann. Denn so sehr man sich auch anstrengen mag: es gelingt einem nicht, „die Beine (konkret) unter die Arme zu nehmen“. Was liegt hier also vor? Ausgehend von der Beobachtung, daß Menschen, die sehr schnell laufen, die Beine – oder Füße – hö-

her „werfen“ als im „Normalfall“ beim Gehen, wird hier ein fiktiver Extremwert gebildet: „so hoch, als ob der Läufer die Beine unter die Arme werfen oder nehmen würde“. Ein fiktives – in unserer Welt gar nicht realisierbares – Bild stiftet hier also Bedeutung. In diesem wie in den weitaus meisten anderen Fällen einer solchen idiomatisch relevanten Fiktion durch Übertreibung. – Die hyperbolischen Idiome machen einen beträchtlichen Teil des phraseologischen Wortschatzes aus.

Doch auch hier ist sofort hinzuzufügen: der Begriff Hyperbolik bedeutet Übertreibung, impliziert aber nicht: „realiter unmöglich“. Es gibt also auch hier – wie in allen anderen Bereichen der Idiomatik – einen fortlaufenden Übergang von „in der Realität üblich“ über „in der Realität selten oder/und nur schwer möglich“ zu „realiter unmöglich“.

Und umgekehrt kann ich Dinge, Zusammenhänge, Geschehnisse, ganze Welten fingieren, die nichts mit Übertreibung zu tun haben und daher möglich „scheinen“ – so daß erst im Nachhinein die Erkenntnis aufbricht, daß man sich in einer Welt befindet, die konkret gar nicht existiert und nicht existieren kann. Man denke an Kafkas *Schloß*: die Suggestion der Fiktion – und die Aussagekraft des „Romans“ – beruht gerade darauf, daß (zunächst) alles ganz alltäglich scheint – bis man schließlich merkt (der eine früher, der andere später): „diese alltägliche Welt ist (wie) verwandelt – es ist also (doch) eine andere Welt“ – eine glänzende Bestätigung der zitierten Feststellung Goethes (MR 1008), daß man für die Darstellung einer bildhaft-künstlichen Welt keine Figuren benötigt.

Wir haben also bisher folgende Unterscheidungskriterien für die (mehrgliedrigen) Phraseme:

- 1) Ganzheitlichkeit, Einheitlichkeit – aufgrund einer alle Konstituenten gemeinsam erfassenden Transposition auf eine andere Ebene – Bildhaftigkeit. – Als Opposition dazu: Nicht-Ganzheit-

<sup>12</sup> Die Bedeutung der Spiegelung für die Idiomatik ist bisher, soweit ich sehe, nicht thematisiert worden. Zu „Spiegel“ generell Kuhn, Kr. (2007)

<sup>13</sup> Zu Metapher und Analogie bei Aristoteles u. a. Coenen (2002)

<sup>14</sup> Diese Objektivität wird von der modernen Metaphertheorie übereinstimmend als unzureichend, wenn nicht irrig, abgelehnt – wenn nicht sogar das Prinzip der Ähnlichkeit selbst infragegestellt oder abgelehnt wird (u. a. von Black); beides mit guten Gründen.

<sup>15</sup> Die Stichworte der poetologischen Diskussion sind bekanntlich insbesondere „Schein“, „Erscheinung“.

- lichkeit: die Ausdrücke „zerfallen“ in zwei oder mehrere – miteinander verbundene – Teile.
- 2) Gekoppelt an (1): Schaffung einer – neuen – Gesamtbedeutung, die auf der Verwandlung der zugrundeliegenden Wirklichkeit bzw. bestimmter Phänomene und ihres Hintergrunds im und durch das Bild beruht.
  - 3) Fiktionen, die in der Wirklichkeit selten sind, ja in ihr zum Teil ihre Deckung gar nicht finden können – Schöpfungen also einer realitätsverwandeln- oder/und u. U. nicht-realistische Hintergründe erzeugenden Phantasie.
  - 4) Hyperbolik – als Übertreibung, die vom Normalen bis zum Unmöglichen reicht.
  - 5) Übertragung von einem Bereich in einen anderen.
  - 6) Verschiebungen bzw. Inferenzen zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten. Hier gibt es zwar auch zwei unterschiedliche Bereiche, doch zwischen ihnen keine Kluft, von einem zum anderen keinen Sprung – sondern eine – logisch zu fassende oder nicht (genau) zu fassende – Brücke von der Hintergrundebene zum gemeinten Vordergrund.

Diese – und andere (s. u.) – Faktoren spielen bei den einzelnen Ausdrücken mehr oder weniger stark mit- und ineinander.

*Jm (mal/...) anständig/tüchtig/ordentlich/... den Kopf waschen müssen* führt uns auf andere Zusammenhänge.

Realiter waschen sich die Menschen mehr oder weniger häufig den Kopf, und realiter wäscht nicht selten der eine dem anderen den Kopf – der Frisör den „Damen und Herren“, die Mutter dem (kleinen) Kind, die Krankenschwester dem Kranken usw. Die Einheit scheint also zumindest auf den ersten Blick wie *jn/etw in der Hand haben* ihre Parallele auf der sog. konkreten Ebene zu haben. – Doch wird man sagen: (\*)*Der Chef hat Peter vorgestern den Kopf gewaschen?* Nach den Regeln der Syntax handelt es sich natürlich um einen korrekten Satz des Deutschen. Doch die Äußerung klingt künstlich. Und zwar nicht (so sehr) aufgrund möglicher Mißverständnisse zwischen einer konkreten und einer übertragenen Bedeutung. Denn da ein Chef seinen Angestellten realiter nicht den Kopf zu waschen pflegt – das wissen wir wiederum aufgrund unserer allgemeinen Weltkenntnis –, ist es ganz unwahrscheinlich, daß das Gesagte hier wörtlich gemeint ist. Der Eindruck des Künstlichen hat also offenbar einen anderen

Grund – und der wird klar, wenn wir uns den Eintrag – die Form des Ausdrucks (im Wörterbuch) – genauer anschauen. Da steht, neben dem (*mal/...*), in Klammern, *anständig/tüchtig/ordentlich/...* und, ebenfalls in Klammern, *müssen*. Die Beispiele führen zumindest die nicht in Klammern stehenden Elemente mit sich. Im Wörterbuch haben wir:

*Der Rudi ist heute so kleinlaut, was ist los? – Der Chef hat ihm mal tüchtig den Kopf gewaschen. Er hatte sich angewöhnt, morgens eine halbe Stunde zu spät zu kommen...*

Ein anderes Beispiel wäre:

*Dieser Junge wird immer eigensinniger und rechthaberischer. Der meint in der Tat, er braucht nur lauter zu sprechen oder sogar zu brüllen, drauflos zu handeln und sich dann bockbeinig zu stellen, dann geben alle nach und tanzen nach seiner Nase. – Es fehlt ihm halt der Vater. – Allerdings. Dem muß unbedingt mal einer gehörig den Kopf waschen, und zwar bald, sonst schafft der uns noch die unangenehmsten Probleme.*

Man sieht: das Phrasem erfordert eine ganz spezifische Sprecherhaltung. Wer diesen Ausdruck verwendet, ist gegen den „zu Verarzenden“ eingestellt und für die Zurechtweisung, das das Kopfwaschen bedeutet. Eine neutrale Äußerung wie unser Ausgangssatz mißachtet diese Forderung. Die Sprechakte, in denen der Ausdruck den Normen des Deutschen entsprechend gebraucht werden kann, sind also ganz spezifisch charakterisiert, und diese Charakteristik setzt an dem Grund der in der Redewendung bildhaft beschriebenen Handlung an: So wie man den Kopf konkret wäscht, wenn und weil er schmutzig ist, so bildhaft, weil und wenn auf einer anderen Ebene „Schmutz“ vorliegt: ein falsches Verhalten, ein Vergehen o. ä., das eine Strafe verlangt – eine Strafe, die eben in dem (bildhaften) „Kopfwaschen“ besteht. – Mehr: vorausgesetzt wird ein länger dauerndes, „störrisch“ wirkendes Verhalten, das daher – als Strafe – eine gehörige, tüchtige Zurechtweisung verlangt. Daher das (*mal/...*) – eine Modalpartikel, die zum Ausdruck bringt, daß die Handlung längst fällig war und „endlich mal“ erfolgt; daher das *anständig/tüchtig/ordentlich/...* – die ausdrücken, daß eine kleine, unscheinbare „Ordnungsstrafe“ die Dinge nicht ins Lot bringen würde. Die genannten Partikel, Adverbien und in vielen Kontexten auch das Modalverb *müssen* (oder ein anderes Modalverb) gehören also insofern zum Ausdruck, als sie die sprachlichen Elemente – beispielhaft – andeuten, die zusammen mit ihm erscheinen müssen, wenn er adäquat gebraucht werden soll. – Ich habe mich be-

müht, im Wörterbuch von den möglichen Alternativen als Beispiele die „typischen“, gebräuchlichsten Einheiten anzugeben, die das Bild des Ausdrucks begleiten müssen, wenn er seine Funktion im Satz und im weiteren Konext angemessen erfüllen soll.

Zahllose idiomatische Ausdrücke erfordern solche Einheiten – unter denen die Modalpartikel (*aber, doch, denn, vielleicht, etwa, mal, ja, bloß, nur* usw.), Adverbien, die eine Zustimmung oder Mißbilligung mehr oder weniger emphatisch formulieren, und Mengenangaben (*viel, allerhand, manches, wenig, nichts* usw.) besonders häufig sind.

Die lexikalisierte Sprecherhaltung – d. h. die pragmatische Ebene – gehört also zu der Bedeutung solcher Einheiten. Sie hat ihre Ursache vor allem in der Ausdrucksintention und in den spezifischen Voraussetzungen (Präsuppositionen), auf die die Einheit zurückgeht bzw. unter denen sie gebildet wurde und unter denen sie, sofern das Bild nicht (völlig) verblaßt und sich die Bedeutung nicht (stark) ändert, auch wieder zu gebrauchen ist. – Ein Bild, so sehen wir nun, gibt nicht nur bestimmte Phänomene und/oder Ausschnitte der (Um-)Welt wieder – es tut dies unter bestimmten Voraussetzungen und daher mit einer bestimmten Haltung des Sprechers dem Hörer bzw. Kommunikationsteilnehmer und der Sache, um die es geht, dem Thema, gegenüber.

## Das Phrasem

*seine Nase in etw/etw, was einen nichts angeht, wo man nichts zu suchen hat/in anderleuts Dinge stecken*

unterstreicht diese Zusammenhänge durch den ganz spezifischen Bereich, in dem das präpositionale Objekt „in etw“ wirksam ist: „anderleuts Dinge“, „etwas, wo man nichts zu suchen hat“.

Im Normalfall stecken wir unsere Nase nicht „in etwas hinein“, sondern nur dann, wenn etwas ganz besonders „geprüft“ werden soll. Etwa, wenn wir den Eindruck haben, daß ein Nahrungsmittel schon „schlecht“ (geworden) ist, wenn ein bestimmter (Werk-) Stoff uns verdächtig oder schädlich vorkommt, usw. Wer ohne solche Gründe seine Nase in etwas steckt, handelt gegen die geltenden Konventionen. Bekannt ist der „Pottkieker“, der „unbedingt dahinter kommen muß“, was gegessen oder auch allgemeiner (allerdings selten), was „gespielt“ wird, was es „mit dieser oder jener Sache auf sich hat“.

Diese Neugier wird in diesem Ausdruck vorausgesetzt: nicht in konkrete Dinge wie Töpfe und dergl., sondern in anderleuts Angelegenheiten steckt

hier das „Subjekt“ seine Nase – eine Haltung, die – da sie gegen die herrschenden Konventionen verstößt – vom Sprecher kaum gutgeheißen werden kann und daher nicht nur das angegebene spezifische präpositionale Objekt erfordert, sondern auch weitere spezifische sprachliche Mittel erwarten läßt (wie ...*doch schon wieder!... , muß aber auch immer... , wie kannst du denn...?!*), die die lexikalisierte Ausdrucksintention mit der zugrundeliegenden konventionellen Präsupposition (eben der skizzierten Voraussetzung des Ausdrucks) in Übereinstimmung bringen. – Man sieht hier sehr deutlich, wie die gegebenen Voraussetzungen oder Präsuppositionen – die ihren Niederschlag in der an den Ausdruck gebundenen Sprecherhaltung finden – und ganz spezifische mit ihm zusammen auftretende Lexeme, ja Formeln zusammengehören, so daß das Ganze das Bild ausmacht. Diese Zusammengehörigkeit stiftet hier (den Eindruck) eine (r) gewisse(n) Formelhaftigkeit: das Insgesamt der zusammengehörenden Elemente wiederholt sich – bei begrenzter Variation. Formelhaftigkeit und Sprechaktrestrictionen gehören somit aufs engste zusammen.

Man sieht an solchen Beispielen, wie sich die Elemente, die sich um das Bild legen und in sehr vielen phraseologischen Ausdrücken (wie zum Beispiel in *jm (mal/...) gehörig/... den Kopf waschen (müssen)*) zum Idiom selbst gehören, sich ganz natürlich in den weiteren Kontext hinein gleichsam verlängern: idiomatische Ausdrücke gehen auf besondere Gründe, auf besondere Voraussetzungen – Präsuppositionen – zurück und verlangen daher einen ihnen gemäßen Kontext, der sehr häufig – wenn nicht durchweg – vom Sprecher mit einer ganz bestimmten Haltung bewertet wird. Ein sehr großer Teil der Phraseme diagnostiziert Fehler, Verstöße gegen Sitten und Usancen, Mißachtung von geltenden Konventionen und verlangt daher eine sprachliche Realisierung in einem ihnen entsprechenden Kontext. Andere rücken die Phänomene in ein überhöhtes – negatives oder auch positives – Licht; sie sind hyperbolisch und erfordern einen diesen Voraussetzungen entsprechenden Kontext. Wieder andere formulieren eine Zurück- oder Abweisung, die natürlich ihren Kontext haben. Das liegt in jedem einzelnen Fall anders. Doch generell gilt: die große Mehrheit der Idioms oder Phraseme schwingt sowohl in ihrem Bedeutungsgehalt als auch in der Zeichnung der Sprecherhaltung wie schließlich in dem sprachlichen und nicht-sprachlichen Kontextbezug gleichsam über sich hinaus. Gerade das macht ihren vieldiskutierten semantisch-pragmatischen Mehrwert aus.

Am besten erkennt man diese Zusammenhänge, wenn man eine Gruppe von Ausdrücken in ihrem inneren Zusammenhang und ihrem Ausdruckswert als Feld analysiert. Ich wähle zur Veranschaulichung drei Bereiche oder Felder: das Spiel, das Haus und die Grille.

### *Spiel/spielen*

*Spiel* ist eines der zentralen Kernglieder der ganzen Idiomatik, und zwar sowohl der Zahl der mit ihm gebildeten Ausdrücke nach (45) als auch nach semantisch-pragmatischen Gesichtspunkten.

Gehen wir aus von Einheiten wie *das Spiel ist aus*<sup>16</sup>, *etw/jn ins Spiel bringen* u. ä. Hier bedeutet *Spiel* „die Angelegenheit, Sache, Handlung, das Geschehen, Unternehmen, um die oder das es jeweils geht“. *Spiel* ist hier also eine äußerst weite Metapher, die letztlich für alles menschliche „Unternehmen“ oder „Tun“, alles den Menschen angehende „Geschehen“ stehen kann. Das bedeutet: der Mensch sieht hier nach in allem, was er tut und „erleidet“, ein *Spiel*. Oder in umgekehrter Perspektive: die zahllosen *Spiele*, die der Mensch spielt, sind für ihn letztlich ein Spiel – und zwar das „*Spiel* des Lebens“. *Spiele*n ist demnach eine das Wesen des Menschen zutiefst ausdrückende Tätigkeit, das *Spiel* eine Wesenskategorie für das Verständnis des Menschen.

In diesem Sinn kann das jeweilige Tun, die jeweilige Handlung als *gewagt*, *offen*, *ehrlich*, *falsch* usw. geschildert werden, kann ausgedrückt werden, daß sich das gesamte Geschehen – das „*Blatt*“ – in eine andere Richtung *wendet*, daß der eine das Tun des andern *durchschaut*, das „Unternehmen“ *leicht* – ein *Kinderspiel* – oder aber von mehreren zum Schaden anderer *abgekartet* ist (Konstituentenmetapher), einer – offen oder insgeheim – im Sinne eines anderen handeln kann<sup>17</sup>, dabei von vorneherein ein glücklicher Ausgang garantiert ist<sup>18</sup> oder aber jemand das Ganze zu einem bestimmten Zeitpunkt als gescheitert betrachtet<sup>19</sup>, schließlich alles aus ist<sup>20</sup> u. a. m. Die nahezu unbegrenzte Extension des Begriffs *Spiel* – „Tun“, „Geschehen“ – erlaubt die unterschiedlichsten Qualifizierungen und die vielseitigsten Aspekte.

<sup>16</sup> Man denkt bei diesem Ausdruck an einen Titel – die deutsche Übersetzung von Sartres *Les jeux sont faits*.

<sup>17</sup> *js Spiel spielen*

<sup>18</sup> *gewonnenes Spiel haben*. – Vgl. hier die aus dem Lateinischen stammende Konstruktion, die den Aspekt „Resultat“ ausdrückt.

<sup>19</sup> *das Spiel verloren geben*

<sup>20</sup> *das Spiel ist aus*; s. o.

Für den Einzelnen entscheidend ist zunächst, ob er an diesem Lebensspiel bzw. an einer bestimmten „Repräsentation“ oder einem Fall dieses Spiels („Alles Leben ist nur ein Gleichnis“) teilnimmt oder nicht. Nach diesem Gesichtspunkt perspektiviert sind

*im Spiel sein*  
*mit* ... .....  
*aus dem* ..... *bleiben*  
*jn/etw ins* ..... *bringen*  
 ..... *kommen*  
*jn/etw aus dem* ..... *lassen*

Die Vektorenalternative von *in* und *aus*, der Gegensatz von intrans. *kommen* und trans. *bringen* (= „kommen machen“), der Aspektunterschied von *sein* und *bleiben* (= „weiterhin/nach wie vor sein“) und die Kategorie *lassen* (*jn/etw. im/aus dem Spiel lassen* = „machen, daß er (nicht) *im Spiel ist/ (nicht) ins Spiel kommt*“) auf der einen Seite und die von Einheit zu Einheit unterschiedliche Valenzbesetzung – bald sind oder bleiben Sachen im oder aus dem Spiel, bald Menschen, bald beides – machen aus dieser Gruppe ein äußerst vielseitig anwendbares Modell.

Die mit der Syntax gegebenen Möglichkeiten der Sprache – gekoppelt an die Übertragung – werden sichtbar an den Einheiten, die ein Objekt – mit oder ohne Präposition – bei sich führen in Relation zu den Ausdrücken, die kein Objekt haben. Man vergleiche

a.) *ein doppeltes Spiel spielen*

b.) *mit jm ein Doppelspiel/falsches Spiel spielen*

Bei (a) geht es um das „(Lebens-) Spiel“ – das qualifiziert wird; bei (b) um den Menschen, der die Auswirkungen dieses „Spiels“, der Haltungen der „Spieler“ zu „erleiden“ hat – „Objekt“ dieser Auswirkungen und Haltungen ist. Der Mensch wird – sofern das Objekt, grammatisch gesprochen, |hum| ist – sprachlich-kategorial zum Objekt „degradiert“, zu einer Sache gemacht – und erscheint dadurch auch als Person „reifiziert“, wie man so schön sagt. Es liegt in dieser Erweiterung der Ausdrücke um ein (präpositionales) Objekt also eine „Dynamisierung“ ihrer Ausdruckspotentialität. – In unserem (Beispiel-) Feld belegen diesen Zusammenhang besonders plastisch Ausdrücke, die einmal ein Objekt mit der Präposition *mit*, dann als Konstituente das – für das Deutsche sehr aufschlußreiche Verb – *treiben* und schließlich Attribute bei sich führen, die zu diesem „*treiben*“ passen:

*ein übles/grauesames/... Spiel mit jm treiben*  
*sein* .....  
*ein doppeltes* .....  
*..... falsches /...* .....

Die vieldiskutierte Reduktion des Menschen auf ein „Sachobjekt“ kommt in diesen Ausdrücken aufs schärfste heraus: wie die Katze mit der Maus, so treibt der eine mit dem andern *sein Spiel* – oder, noch schärfer, *sein Spielchen*. – . Die von mir als „Dynamisierung“ bezeichnete Veränderung der Ausdrücke ist die grammatisch-syntaktische Grundlage dieses neuen Ausdruckswerts.

Die Phraseme geben die Perspektiven dieses zynisch-reifizierenden „Lebens-Spiels“ lakonisch wieder:

*jetzt/... beginnt/... das alte Spiel / Spielchen von neuem/...*  
*js* ..... *durchschauen*  
*das* ..... *zu weit treiben*  
*jm das/sein* ..... *verderben, usw.*

Das letzte Beispiel zeigt die Möglichkeiten der Sprache besonders grell: jemandes *Spiel* kann man unbeabsichtigt „verderben“, und das *Spiel* kann ein harmloses oder sogar eine Handlung in bester Absicht gewesen sein; das *Spielchen* dagegen ist alles andere als unschuldig, und wer es verdirbt, wird in aller Regel klar durchschauen, was sich abspielt und was er selber tut. – Wer das nicht mehr mit ansehen mag oder kann, sagt oder ruft daher aus:

*genug des grausamen Spiels!*

Die Sprecherhaltung – restringiert – ist relativ eindeutig: „Abwehr“. – – Wenn es ihn selbst betrifft,

*spielt er nicht mehr mit.*

Kann er sich nicht wehren,

*haben die anderen mit ihm leichtes Spiel*

Er ist ein *Spielball* in ihren Händen – wie ein Schiff ein *Spielball* der Wellen ist.

– Der *Spielverderber* „verdirbt das Spiel“ übrigens in allen möglichen Modalitäten.

Den Einsatz, um den es bei jedem *Spiel*, also auch beim *Lebens-Spiel* geht, geben

*etw aufs Spiel setzen*  
*alles* .....  
*es steht viel/allerhand/alles/... auf dem Spiel*

wieder. Während das reguläre Faktitivum zu *stehen stellen* ist, haben wir hier *setzen* – und zwar aufgrund der ans *Spiel* geknüpften (Sonder-) Bedeutung von *setzen*: man *setzt* beim *Spiel auf* jemanden, *auf* ein Pferd, *auf* unseren Verein, *auf* eine (Los-) Nummer u. a. m. und man *setzt* einen Stein, eine Figur auf dem Spielbrett, dem Spieltisch usw., einen Betrag in der Spielbank *ein* – so wie man sein Leben *ein-* oder *aufs Spiel* *setzt*.

In einem anderen Zusammenhang steht dann *freies Spiel haben* : man *hat freie Hand* – oder *freien Spielraum*; hierzu:

*Spielraum haben*  
*freien* .....  
*jm* ..... *geben*  
*..... lassen*  
*jm einen gewissen/.....* (nicht vermerkt)  
*..... geben*

Das *freie Spiel* wird nun auf den Spielraum von Sachen ausgedehnt: eine Lenkung, ein bewegliches Element in einem Raum, in dem es operiert, *hat genügend/zu viel/zu wenig/... Spiel* ; und auch das wird verallgemeinert:

*das freie Spiel der Kräfte*  
*ein Spiel der Natur*  
*das/ .....des Schicksals*  
*..... Zufalls*

Die Menschen spielen mit anderen Menschen, wie sie mit den Dingen spielen. Dabei glauben sie, *die Fäden in der Hand zu haben* – besonders, wenn sie *ihre Spielchen treiben*. Doch wie oft müssen sie erkennen, daß alles – im Großen wie im Kleinen – ein undurchschaubares *Spiel* ist – von Kräften oder von Göttern, der Natur, dem Schicksal oder irgendeinem geheimnisvollen X geleitet, das man – „ins Leere“ hypostasierend – ansetzt, wenn man, *faute de mieux*, etwa zur Erklärung der Entstehung des Weltalls auf Spieltheorien zurückgreift.

Wenn ein Schwimmer, eine Boje oder ein Schiff zum *Spielball der Wellen* wird, ist der Bezug so schlüssig zum *Spielball*, den *jemand in den Händen der Mächtigen* darstellt, zum *Spiel der Natur* und *des Zufalls*, zum *freien Spiel der Kräfte* und zum *Spiel des Schicksals*, das man sich von altersher bald eher persönlich, bald eher versachlicht als *undurchsichtiges Kräfte-Spiel* vorstellte.

Die Extremwerte in der Bandbreite des proteushaft alles durchwirkenden und immer wieder anders auftretenden *Spiels* scheinen zu sein:

Entweder man bleibt in seiner Haltung gleichsam vor dieser Macht stehen und „übersieht“ ihren Ernst – wie ein Kind. In diesem Sinn erscheint das Spiel in

*wie im Spiel lernen  
spielend .....  
im Spielalter sein/...*

Oder man *ist dem Spielteufel verfallen*, verspielt Haus und Hof, seine Nerven und zuletzt noch Frau und Kinder...

Die erste Einstellung macht sich die Pädagogik zunutze – die nicht selten die Kinder allzu naiv beurteilt; die zweite haben Dostojewski (u. a. in seinem Roman *Der Spieler*) und viele andere Autoren faszinierend gezeichnet.

Außerhalb des *Spiele*s in dem hier behandelten Sinn bleiben die Wendungen, die sich auf das *Wettspiel* als Sportgeschehen u. ä. beziehen – es sind lediglich drei Einheiten.<sup>21</sup> –, auf das Theater- oder Film-*Spiel* – *Spiel im Spiel sein*<sup>22</sup>, eine Einheit, die das „künstliche Spiel“ anspricht und damit auf den Zusammenhang zwischen *Spiel* und Kunst zielt, der etwa bei Goethe und Schiller und nicht zuletzt in ihrem Meinungs austausch über das Wesen des Kunstwerks eine so wichtige *Rolle spielte* und von der Romantik bis heute ein immer wieder aufgenommenes Thema in der Literatur wie auch in der Philosophie darstellt.

Das Verb *spielen* pendelt zwischen allen hier angegebenen Bedeutungen:

*klein-klein spielen* (Fußball und andere Spiele);  
*hoch spielen* (Roulette und übertragen);  
*vabanque* ..... „ „ „ „ ;  
*mal wieder/... verrückt spielen* (freies Spiel der Kräfte +  
undurchsichtig → „verrückt“ (*fig.*);  
*den großen Interpreten/... spielen* („fingieren“);  
*sein Geld/seinen Einfluß/... spielen lassen* („wirken lassen“)

Das leitet über zur Semantik des Verbs *spielen*, zunächst im Deutschen, dann im Vergleich mit anderen Sprachen und führt aus unserem Zusammenhang heraus.

Da es uns hier nicht um das Phänomen des *Spiele*s als solchen geht, sondern um seine Erfassung in der deutschen Idiomatik und um deren Relevanz für

„die“ Idiomatik, hier nur eine kurze Bemerkung zur Situierung von *idiom. Spiel*.

Das hier dokumentierte „Lebensspiel“ im Bild des *Spiele*s hat einen weit realistischeren, ja zynischeren Aspekt als die Anschauung vom *Spiel* etwa bei Huzinga – in seinem vielbeachteten und ausgiebig diskutierten *Homo ludens*; eine Anschauung, die das „Wesensspiel“ „des“ Menschen „vor Gott oder den Göttern“ im Kult, in den religiösen Zeremonien, in der Kunst („Darstellung“ – Mimesis – als „Spiel“ / „Theater/...-Spiel“), in der Wissenschaft (Methoden, Formeln als Spielfiguren) und schließlich im Leben (im Gegensatz zum „Ernst des Lebens“ das innerlich überlegen-freie, der Haltung in Kult, Kunst, Wissenschaft entsprechende Lebens-Gestaltungsspiel) ausdrückt. – Es ist ebenso weit entfernt von der Spielauffassung Platons, der für Huzinga wohl den entscheidenden Ausgangspunkt bildete. Und damit auch von Goethe, der die freie, in den Rhythmus der eigenen wie in den der „großen“ Natur einschwingende Lebens-Darstellung zum Kern einer faszinierenden Haltung zu Leben und Welt gemacht hat.<sup>23</sup> Die Idiomatik spricht demgegenüber eine dem „gemeinen Leben“ ungleich nähere Sprache als der (große) Philosoph, der (große) Dichter, der (große) Kulturhistoriker. Das gilt im übrigen nicht nur für das Phänomen des *Spiele*s – es gilt ganz allgemein: die Idiomatik spiegelt im Kern das Leben und die Haltung der repräsentativen Sprecher der Sprache, zu der sie gehört – allerdings mit zahlreichen „literarisch“ (im weitesten Sinn des Begriffs) begründeten Ausnahmen; nicht spiegelt sie – schwerpunktmäßig! – die Welt der Dichtung, der Kunst, der Philosophie, der Wissenschaft.<sup>24</sup>

In unserem Zusammenhang ist darüber hinaus vor allem zweierlei festzuhalten. Einmal ist die von den Phrasemen repräsentierte Idee des *Spiele*s keineswegs einheitlich. Auf der anderen Seite hat diese Idee ganz eindeutig ihren Schwerpunkt, der von den zuerst behandelten großen Idiomgruppen wiedergegeben wird. Und hier erscheint das Lebensspiel in seinen grundsätzlichen Perspektiven in der syntaktisch-lexikalischen „Perspektivierung“: *im... sein, aus... nehmen, ins... kommen, ins... bringen, aus... nehmen* usw. Ich habe die Phraseme daher graphisch so angeordnet, daß diese Relationen leicht erkennbar sind. – Diese Gewichtung bestätigt unsere im Vorhergehenden gemachten Bemerkungen zur grundsätzlichen objektiven Relevanz der Phraseologie.

Die hier festgestellten und in allen größeren Idiomfeldern auszumachenden syntaktisch-grammatischen Erscheinungen sind also nicht zufälliger

<sup>21</sup> *das Spiel machen; jn aus dem Spiel nehmen, jn ins Spiel schicken*

<sup>22</sup> vgl. dazu: *ein Stück spielt in/auf/.../die Handlung spielt in...* = „spielt sich ab in“, „ist situiert in“

<sup>23</sup> Vgl. Kayser, *W. Goethe und das Spiel* (1958)

<sup>24</sup> s. dazu kontrapunktisch unser Schlußkapitel

Natur, sondern Ausdruck der in ihnen festgehaltenen „Aspektuierung“ der Realität; daher nenne ich sie auch „Perspektivierung“. – Es ist selbstverständlich, daß hier wie in allen anderen Bereichen das Verhältnis von Sprache und Welt kein Eins-zu-Eins-Verhältnis darstellt; doch es scheint mir ebenso selbstverständlich, daß die sprachliche „Perspektivierung“ eine ganz wesentliche Wurzel in der Perspektivierung der Welt und des Lebens des Menschen in dieser Welt hat, der diese Idiomatik geschaffen und tradiert hat.

Der Schwerpunkt der von den Ausdrücken mit *Spiel* dargestellten Idee des Lebensspiels aber findet in der deutschen Idiomatik eine breite Fortsetzung: vor allem in den Phrasemen mit *Karte* und *Trumpf*, dann in denen mit *Bühne*, *Szene*, *Tanz*, *Theater* und schließlich, verstreut, in zahlreichen anderen Feldern. – Auch dies bestätigt unsere allgemeinen Bemerkungen. Nur die lebendige Erfahrung, im *Spiel* und mit dem *Spiel*, mit den andern und mit sich selbst beim *Spielen* konnte dazu führen, eine idiomatische Bildwelt zu schaffen, die das *Spiel* und seine Facetten zum Spiegel des Lebens macht und die Gesamtheit der einzelnen Ausdrücke dabei in ihrer Bedeutung derart erweitert, daß der perspektivierte sprachliche Mini-Kosmos einem zentralen Bereich von Welt und Leben adäquat Ausdruck gibt.

Nicht also lediglich Einzelausschnitte werden bildhaft bedeutsam und finden so – ihrer Bedeutsamkeit entsprechend – in der (idiomatischen) Sprache ihre Bedeutung: ganze Bereiche des Lebens und der Welt finden bis in ihre Gliederung hinein ihre sie deutende Spiegelung im idiomatischen Grund – oder Wesensbild.

Denselben Zusammenhang illustriert *Haus* vielleicht noch überzeugender.

*Haus/Hause/Häuschen/Häuser*

Sehr wenige Phraseme mit *Haus* benutzen das Wort in (völlig) konkretem Sinn:

von *Haus* zu *Haus* gehen  
..... an ..... mit *jm* wohnen<sup>25</sup>

Noch konkret, doch schon mit zusätzlichen Bedeutungselementen wie „Eigentum (,im Ganzen)“:

*Haus* und *Herd* (*haben*)  
..... *Hof* .....

Beides Doppelformen mit Alliteration<sup>26</sup>, die die Gesamtbedeutung „Besitz, bestehend aus...“ stiften – eines der vielen Beispiele, die zeigen, daß die Trennung von konkret und abstrakt sehr oft künstlich ist. – Gleichzeitig klingt hier auch schon die dritte Bedeutung von *Haus* an: „Lebens-Ort/-Raum/-Ordnung“:

	ein großes/glänzendes/... <i>Haus</i> führen	
	..... <i>offenes</i>	.....
	.....	..... <i>haben</i>
<i>jm</i> das		..... <i>führen</i>
<i>sein</i>		..... <i>bestellen</i> <sup>27</sup>

Hierzu gehören auch:

	von (zu) <i>Hause</i> weggehen	
	aus dem <i>Haus</i> gehen	(Kinder u. ä.)
(schon/...)	..... <i>sein</i>	( „ ” )
<i>jn</i> ins	..... <i>nehmen</i>	
<i>schon</i> zum	..... <i>gehören</i>	
<i>jm</i> das	..... <i>verbieten</i>	
<i>jn</i> aus dem	..... <i>weisen</i>	
.....	..... <i>werfen</i>	

Die erste Gruppe sieht das *Haus* eher als Repräsentations- und Verwaltungseinheit, die zweite als Lebensort und Lebensraum, zu dem wir gehören, in dem wir mit den andern eine (mehr oder weniger große) Gemeinschaft bilden und zu dem eine Ordnung gehört, die zugleich „die des Hauses“ und unsere ist. – Während für die erste Gruppe das Verb *führen* charakteristisch ist, ist hier die Perspektivierung leitend: „*das* – *von* – *ins* – *aus*“.

Einen Schritt weiter im Atmosphärischen geht zu *Hause*:

<i>ich</i> bin/... (heute/...)	für niemanden/... zu <i>Hause</i>
<i>damit</i> /... kannst du/...	..... <i>bleiben</i>
	<i>sich</i> so richtig/... .. <i>fühlen</i> (bei <i>jm/in</i> ...)
	<i>sich</i> (bei <i>jm</i> ) wie .....
<i>unter Drogenabhängigen</i> /... ..	<i>sein</i>
<i>tu</i> /... , als ob <i>du</i> /... ..	<i>wärst</i> /...
	(→ <i>sich</i> bei <i>jm</i> häuslich niederlassen/...
<i>der Haus</i> segnet hängt bei/... ..	<i>schief</i> )
	<i>auf</i> einem Gebiet/... .. <i>sein</i>

Doch braucht man *zu/nach Hause* bekanntlich auch „objektiv“: „da, wo man wohnt“. Hierhin und zugleich zu *Hause* als „Lebens-Ort“ gehören

<sup>25</sup> vgl. dazu *haushoch* – das eine Metaphorisierung kennt: *haushoch verlieren*(...)

<sup>26</sup> Zu den Doppelformen sowie der Alliteration und Idiomatik s. Friedrich, J. (2007) und den Überblick bei Mellado Blanco, C. (1998) sowie die dort angegebene Literatur.

<sup>27</sup> Vgl. hierzu die Angaben bei Röhrich.

*schlechte/... Noten/... nach Hause bringen*  
*5000 Euro/... .....*

Eine weitere Bedeutung – zugleich konkret (vgl. die ersten Einheiten) und als „sachlich gesehenes Zuhause“ – realisieren:

	<i>außer Haus</i>	<i>sein</i>
		<i>.....(e) essen</i>
	<i>nicht aus dem</i>	<i>..... (heraus-) kommen</i>
	<i>ans.....</i>	<i>gefesselt sein</i>
	<i>das</i>	<i>..... hüten (müssen)</i>
	<i>(nicht) im</i>	<i>.....(e) sein</i>
	<i>nichts mehr/...</i>	<i>..... (zu essen/...) haben</i>
	<i>immer/.....</i>	<i>hocken</i>
		<i>stecken</i>
		<i>..... zu</i>
		<i>.....(e) .....</i>
	<i>(zu jm) ins</i>	<i>..... kommen</i>
	<i>jm (unverhofft/...)</i>	<i>..... schneien</i>
		<i>..... geschneit kommen</i>
		<i>platzen</i>
	<i>jm die Ware/.....</i>	<i>schicken</i>
	<i>jm eine Mahnung/.....</i>	<i>.....</i>
	<i>jm das</i>	<i>..... einrennen</i>
	<i>keinen Schritt vors</i>	<i>..... tun</i>
	<i>das/(sein)</i>	<i>..... voll haben</i>
	<i>immer/...ein volles</i>	<i>.....</i>
		<i>.....</i>
	<i>das</i>	<i>..... auf den Kopf stellen</i>
	<i>jm</i>	<i>..... über dem Kopf</i>
		<i>anzünden</i>

Und dann haben wir noch ganz spezielle Häuser:

<i>das Parlament</i>	–	<i>das Hohe Haus</i>
<i>das Bordell</i>	–	<i>ein öffentliches Haus</i>
<i>das Theater</i>	–	<i>ein volles Haus haben,</i>
	–	<i>das Haus voll haben,</i>
	–	<i>vor vollem/ausverkauftem/</i>
		<i>leeren Haus spielen</i>
<i>die Kirche</i>	–	<i>das Haus des Herrn</i>
<i>ein Hotel (oder auch</i>	–	<i>.....</i>
<i>Restaurant)</i>	–	<i>das erste Haus am</i>
		<i>Platz(e)/ Ort sein</i>

Was Wunder, daß bei der Bedeutung des *Hauses* als „dem“ Ort des Menschen und seiner Lebensform, als seinem konkreten und atmosphärischen Ort, an dem sich alles für ihn Wichtige abspielt, als „seine Welt“ *Haus* schließlich als Personifizierung für den Menschen (selbst) erscheint:

<i>(na/...) du</i>	<i>altes</i>	<i>Haus</i>
	<i>ein gescheites</i>	<i>.....</i>
	<i>... hochgescheites</i>	<i>.....</i>
	<i>... kluges</i>	<i>..... (sein)</i>
	<i>..... lustiges/fideles</i>	<i>.....</i>

Vgl. dazu noch: *Einfälle haben wie ein altes Haus*  
*..... die Kuh Ausfälle*  
 – Spielereien mit *altes Haus* und *Einfälle*,  
*Ausfälle.*

Fassen wir die hier unterschiedenen (Haupt-) Bedeutungen von idiom. *Haus* zusammen:

- konkret das Haus
- als Besitz (-tum)
- das (geführte) Haus als gesellschaftlich relevante Welt
- als Lebensort einer mehr oder weniger großen Gemeinschaft („Familie“)
- als psychologische/... persönliche – und zugleich konkrete – Welt
- und schließlich als Personifizierung für das Selbst,

dann sehen wir sofort, wie die Metonymie (Gefäß, Inhalt, Gehalt...) und die Metapher (vgl. zu *Hause*: als „da, wo man wohnt“, „Gegend“ und „(Fach-) Gebiet“) sich nicht nur überschneiden, sondern mit Bedeutungserweiterungen und -verengungen, Zusammensetzungen und festen Syntagmen (*Theater*, *Theaterhaus*, *Haus des Herrn*, *das Hohe Haus*), mit Ergänzungen (*das Erste Haus am Platze*), mit speziellen sprachlichen Kontexten (*ein volles Haus haben*, *er fühlt sich nur zu Hause wohl* versus *er ist in Brandenburg zu Hause*, *er fühlt sich in der Literaturwissenschaft zu Hause*) aufs engste verwoben sind und dabei die einzelnen Bedeutungen aufeinander einzuwirken, ja oft ineinander überzugehen scheinen – ja, in manchen Fällen kaum eindeutig voneinander zu scheiden sind. – Basis all dieser Interdependenzen ist das Bild vom *Haus*, geschaffen als Transposition des uns wesentlichen „Lebens-Orts“.

An der Sprachgeschichte von *Haus* läßt sich ein kulturgeschichtlicher Querschnitt durch die deutsche Geschichte ziehen, und nimmt man lat. *domus* und seine romanischen Nachfolgeformen, dann engl. *house* und „Haus“ in anderen Sprachen hinzu, ein Querschnitt durch die europäische Geschichte. Vom König, der *Hof hält*, über den *Major-Domus* zum *Haus-Halt*, über das königliche, herzogliche, hochherrschaftliche ... Haus (*Haus Wittelsbach*, *er führt ein herrschaftliches Haus*) zum Haus des Großbürgers und dann dem Haus, in dem sich heute unser Leben abspielt – bis zum Ein-, Zwei-Zimmer-Apartment eines 15-Etagen-Hauses...

Was bedeuten und wie erklären sich nun

- 1) *von Hause (aus):*
  - a) *er ist von Hause aus begütert;*
  - b) *Fachingenieur*
- 2) *jm ins Haus stehen*
  - a) ein Besuch
  - b) kritische Zeiten
- 3) *auf den/... kann man/... Häuser bauen.*



(1a) sieht das *Haus* als „Haus-Stand“: *er kommt aus reichem, begütertem/... Haus* – seine „Familie“, vielleicht sogar ehemals die Dynastie, der er angehört, war (und ist u. U. weiterhin) reich, doch er selbst ist u. U. verarmt.

(1b) präsupponiert: nach seiner Ausbildung, seinem Beruf ist er Fachingenieur, doch heute macht er (u. U.) etwas ganz anderes. – Vgl. damit: *sich auf einem Gebiet/. zu Hause fühlen*.

(2) hat eine unregelmäßige Konstruktion: *stehen* mit Präp. als (erwartete) Bewegung (vgl. dazu *auf-sitzen*: auf ein Pferd). – (2a) realisiert *Haus* als „Lebensort“, (2b) als „weiterer Lebensraum“ – etwa ein Gebiet. Vgl. dazu: *er ist im Ruhrpott zu Hause*.

(3) Nach Matth. 16,18 heißt es: „Du bist Petrus und auf diesem *Haus* (oder Stein) will ich meine Kirche bauen“ (nach Röhrich). Das Fundament, die Grundlage ist also Garant für absolute Sicherheit. – Das Deutsche hat die religiöse Bedeutung ins Persönliche übertragen: „absolute Zuverlässigkeit“.

Die drei Phraseme haben eine ganz spezifische Konstruktion, eine jeweils unterschiedliche Referenz, unterschiedliche Präsuppositionen und verschiedene Übertragungsformen und sind aufgrund dieser Spezifika auch ohne weiteren Kontext sofort zu verstehen.

Und nun *Häuschen*:

*ganz aus dem Häuschen sein*  
 ..... geraten  
*jn.* ..... bringen  
 dazu:  
*sich schier* ..... lachen (müssen)

Man ist aus seinem „Gehäuse“ – dem Leib –, an den Geist und Seele „gebunden scheinen“ – heraus, wie bei einer „*Ek-stase*“, einem „Heraus-Stehen“; das Denken und Fühlen hat seinen „Ort“ verloren (vgl. „*ver-rückt sein*“), den Raum, in dem es sich so, wie es sein soll, realisieren kann.

„*Haus*“ ist in den mit ihm gebildeten Phrasemen so weit entkonkretisiert, daß es – wie *Spiel* – eine jedes konkrete Gebäude transzendierende Wesensbedeutung stiftet: „der zugleich physisch und seelisch-geistige ‚Raum‘, in dem der Mensch sein zwar persönliches, doch sozial relevantes Leben führt.“ Konkrete und sog. übertragene Bedeutung zu trennen – und damit die zweite von der ersten abzuleiten – erweist sich als mißlich: „*Haus*“ ist zugleich der konkrete „Lebensort“ – in unserer Kultur in der Regel ein Gebäude aus Stein oder auch aus Holz – und der atmosphärische, dem Menschen zugehörige „Le-

bensraum“, und eben deswegen die Grundlage aller Bereiche, in denen sich der Mensch wie in diesem ihm zugehörigen Raum fühlt und bewegt – „da zuhause ist“. – Ein Bild ist von allen Bindungen an Klassen und Bereiche frei.

Viel breiter noch als *Spiel* setzt sich *Haus* in diesem Sinn fort in den Idioms mit den Stichworten *Bude, Dach, Decke, Fenster, Schwelle, Tür, Wand* sowie *Bett, Stuhl, Tisch, Wiege* und anderen. Um davon wenigstens einen Eindruck zu geben, füge ich das Feld *Tisch* hinzu:

*Tisch*

Idiomat. *Tisch* hat zwei Schwerpunkte: 1. den Tisch, an dem man ißt, 2. den Gesprächs-, Beratungs-, Verhandlungstisch.

1: *den Tisch decken*  
 ..... abdecken  
 vom ..... aufstehen  
  
 vor .....  
 bei .....  
 nach .....

*es wird gegessen, was auf den Tisch kommt/ihr eßt/... ..*

*sich an den* ..... setzen  
 ..... zu .....  
 am ..... sitzen (mit jm)  
*jn zu* ..... bitten  
*jn an den* ..... führen  
*mit/bei den Großen am* ..... sitzen

*zu Tisch sein* (mit jm)  
 ..... gehen .....  
 ..... sitzen .....

*jn unter den* ..... trinken  
 ..... saufen

*sich an den/einen gedeckten Tisch setzen (können)*  
*getrennt von* ..... und Bett leben/...

Die Einheiten decken die gewöhnlichen Situationen ab und halten sich mit wenigen Ausnahmen an die konkreten Gegebenheiten.<sup>28</sup> – Bildhafte Übertragungen bilden die letzten beiden Phraseme. – Die drittletzte Gruppe bildet zwar keine Übertragung in einen anderen Bereich (Metapher), doch entwirrt: es geht nicht darum, an einem konkreten Tisch zu sitzen, zu essen usw., sondern „das Essen irgendwo (mit irgendwem) einnehmen“. Diese „Entwirk-

<sup>28</sup> Auch Einheiten wie *jn unter den Tisch saufen* sind zunächst ganz wörtlich zu nehmen. (Vgl. dazu etwa Th. Gautier, *Sous la table*).

lichung“ – die also auf Standard-situationen, immer wiederkehrende Handlungen und Tätigkeiten referiert, Gewohnheiten thematisiert usw., – bildet einen äußerst großen Bereich der phraseologischen Einheiten. Hier liegt zudem einer der inneren Bezüge der idiomatischen Bilder zur Pragmatik.

Die konkreten und die hier – mangels eines

Fachterminus – „entwirklicht“ genannten Phrase-  
me kann man ebenso gut als situationsbezogen, als funktionsbezogen auf bestimmte Sitten und Gewohnheiten, als formelhafte Sprache zu erleichter-  
tem Bezug auf Standard-situationen und als „Szenen“  
fassen; es kommt auf die Sprachtheorie an, die für  
den Interpreten leitend ist.

2:

*sich (mit jm) an einen Tisch setzen und ...*  
*..... nicht mehr .....*  
*oben am ..... sitzen*  
*... runden ..... zusammensitzen/...*  
*zerstrittene Parteien/Personen/... an einen ..... bringen*

*gar nicht erst/... auf den ..... kommen (Pläne usw.)*  
*unter ..... fallen ( „ )*  
*etw..... kehren ( „ )*  
*etw vom ..... wischen ( „ )*  
*etw ..... fegen ( „ )*  
*vom ..... müssen ( „ )*  
*..... sein ( „ )*

*reinen ..... machen (mit etw/in e-r S)*

*mal anständig/... auf den ..... hauen (müssen)*  
*..... schlagen .....*

*jn über ..... ziehen*

*vor .....hörte man's anders*

Hält man sich den Gesprächs-, Verhandlungs-, Beratungstisch mit seinen – u. U. hart ringenden, schlitzohrig konferierenden – „Verhandelnden“ konkret vor Augen und setzt das, worum es geht: die Verhandlungsgegenstände – Probleme, Pläne, Projekte usw. – mit ein, ergeben die phraseologischen Ausdrücke wiederum eine „Standartszene“ mit den üblichen Variationen. Und zwar sehr plastisch: *auf ... schlagen, vom ... fegen/wischen/kehren ...* fangen die Szene mit aller gewünschten Deutlichkeit ein.

Die beiden zuletzt aufgeführten Einheiten heben sich syntaktisch und inhaltlich ab. Die erste ist ein Neologismus; er gibt das unter verklusulierten Floskeln verschleierte Gezerre von Politik, Wirtschaft, Industrie prächtig wieder: wenn es gelingt, den anderen – fiktiv (Hyperbel!) – *über den Tisch zu ziehen*, so daß er, lächerlich da (wie ein Baby) zappelnd, nicht mehr handlungsfähig ist, *hat man gewonnenes Spiel*. – Und *vor Tisch hörte man's anders* transponiert die Situation (1) – vor dem Essen, wo man sich, noch voller Hunger, ganz „brav“ gibt (in Erwartung des Es-

sens) – auf (2) (Bereichsmetapher): vor der „Verhandlung“ deckt man seine Karten nicht auf, d. h. erzählt man den „lieben Verhandlungspartnern“ das, was sie gern hören wollen und was einem nachher am meisten nutzt. Es handelt sich um die „Strategie der Partner- und Meinungseinstimmung“.

*Am Tisch der Großen sitzen* bezieht sich je nach externem Kontext auf (1) oder (2)

Neben dem *runden Tisch* haben wir den *grünen Tisch*, d. h. den Tisch der Amtsstuben, der Bürokraten, der früher oft mit grünem Tuch überzogen war und an dem oder von dem aus Leute, die die Probleme nicht aus der Praxis kennen, mehr oder weniger *nach Schema F* entscheiden. – Dann den Arbeitstisch, *auf dem dem Chef* und anderen die Korrespondenz *flattert*, den *Tisch des Hauses*<sup>29</sup>, auf den man sein Geld, das man „für das Haus“ verdient, seine Papiere, „die für das Haus relevant sind“, legt usw., und schließlich den *Tisch des Herrn*, d. h. die Kommunionbank bzw. den „Tisch, an dem man das ‚Abendmahl‘ einnimmt“.

Der Tisch als „der Ort“ des biologischen und sozialen Gemeinschaftslebens könnte nicht geschlos-

<sup>29</sup> Vgl. hierzu *Haus*: der „Tisch, der ‚das‘ Haus symbolisiert“.

sener, farbenreicher und authentischer als ein den Ausdrucksbedürfnissen angeschmiegtes Bildsymbol realisiert sein als in der deutschen Idiomatik. Als symbolischer Ort ist er ein metonymischer Ort, von dem die einzelnen Umstände, die jeweils relevant sind, entworfen werden. Von dieser Voraussetzung aus – dem symbolischen Ort – fügen sich fast alle Einheiten zu einem Mosaik des konventionalisierten Zusammenlebens.

Hält man *idiom. Tisch* neben *idiom. Haus*, wird sofort deutlich, daß hier wie dort der Akzent einmal auf der Eigenwelt, zum andern auf der sozialen Welt liegt. Wer *ein großes Haus führt*, wird „darin“ auch politische, wirtschaftliche, soziale, kulturell relevante Verhandlungen führen, in denen Pläne, Projekte u. a. *auf den* oder *vom Tisch müssen*, „in dem“ man nach heißen Verhandlungen *reinen Tisch macht*, usw. – Und umgekehrt setzen sich alle Menschen – ob sie nun *ein großes Haus führen* oder mit einem Appartement in einem Reihenhaushaus vorlieb nehmen müssen – an den *Tisch*, der *auf-* und *abgedeckt* wird, an dem sich die Eltern mit ihren Kindern *bei Tisch* unterhalten – bis diese dann schließlich *außer Haus sind* und ein eigenes *Zuhause* gründen.

Weiten wir eine solche Zusammenfassung noch einmal aus, ergibt sich:

Das *Haus* ist nicht einfach ein *Bau*, in dem sich der Mensch per Zufall aufhält, sondern der durch *Mauern* und *Wände* und durch das *Dach* umgrenzte Raum, in dem er wohnt und sein *Leben* ordnet. Konkret natürlich dieses *Ge-bäu-de* und nicht jenes; doch eigentlich ein weniger konkret als atmosphärisch, seelisch, geistig von unsichtbaren *Mauern* und *Wänden* sowie einem unsichtbaren *Dach* umfaßter Raum, in dem er seine *Welt* gestaltet.

Deshalb führt der Mensch das *Haus*, das er hat; deshalb fühlt er sich überall *zu Hause*, wo er sein *Leben* leben, seine *Welt* gestalten kann – in einer bestimmten Landschaft, in einer Region, einem Land, die ihm zusagen, in oder auf einem Gebiet, in dem er arbeitet und wirkt.

Und zuletzt macht dieses *Haus* so etwas wie die *Schale* seines *Selbst* aus; denn wenn er *aus dem Häuschen* ist, ist auch dieses *Selbst* verloren: es fehlen ihm die unsichtbaren *Wände*, die unsichtbare ihn umgrenzende, schützende *Hülle*, ohne die nichts lebensfähig ist.

Hat der Mensch Glück, hat er ein stattliches *Haus* – vielleicht sogar *Haus und Hof*. Hat er weniger Glück, ist es nicht viel mehr als eine „*Haus-Bau-Bude*“, ein Insgesamt von *Mauern*, *Wänden*, einem *Dach*: das eine ein bestimmtes *Haus* – so wie die Pap-

pel ein bestimmter Baum ist, das andere ein Teil oder Bereich des Hauses, so wie der Stamm oder die Äste Teile des Baumes sind – nach den beiden grundsätzlich zu unterscheidenden Formen der Synekdoche.

Auf diese Relation gehen vielfältige Möglichkeiten der Substitution zurück – eine der Hauptquellen der Synonymie. Bin ich mißmutig gestimmt oder betrachte mein *Haus* mit Mißmut, sage ich: *Ich komme aus dieser Bude überhaupt nicht mehr heraus* oder: *Diese Bude fällt mir schon auf den Kopf*. Fühle ich mich dagegen in meinem *Hause* pudelwohl, formuliere ich ganz anders; etwa: *Nur in meinen vier Wänden fühle ich mich wohl, nur da leb' ich auf und komme ich auf fruchtbare Ideen*. Beobachtet jemand dieses Haus, dieses Leben, dieses Wirken verständnislos von außen, mag er kommentieren: *Ich versteh' gar nicht, wie der das in einem solchen Bau überhaupt aushält* –, so, als wäre mein Haus ein „Kasten“ wie jener, in den man Delinquenten einsperrt.

Man sieht: unsichtbare *Mauern* und *Wände* – Einstellungen zu ihnen – Wertungen, und je nach Einstellung und Wertung eine jeweils andere Idiomwahl, ein je anderes Bild, je andere notwendige sprachliche Zusätze, ein je anderer Satzbau, ein je anderer Stil. – Und gleichzeitig zeigen diese Zusammenhänge einige Grundlagen der idiomatischen Synonymbildung.

Die *Mauern* können die Menschen trennen; ja, sie können selbst wie *Mauern* dastehen – allen anderen Menschen „unzugänglich“. – In meinen vier *Wänden* kann ich mich wohlfühlen – sie sind dann der „eigentliche Ort“ in irgendeinem Haus, mein eigentliches *Häuschen*. Ich kann aber auch, „verdammte“ zu langer Haus-Arbeit oder in Spannung mit den Angehörigen der Familie – Klein- oder Groß-Familie, Clan oder Mini-Familie, für die das *Haus* der Wirk-Raum ist – gleichsam platzen, bis es schließlich zu einem Zusammenstoß kommt, bei dem ich *die Wände hochgehen könnte*.

Wer kein *Haus* hat, *hat kein Dach über dem Kopf*, das ihn schützt, ihm seinen Ort in diesem Haus gibt.

Doch umgekehrt gilt: wer *an sein Haus gefesselt ist*, muß nicht unbedingt krank sein – wie es die metonymisch-lexikalisierte Bindung dieses Ausdrucks will; es kann vielmehr sein, daß er keinen *Zugang* zu dem hat, was jenseits seines *Hauses* vorgeht.

Zugang zu: ein *Haus* hat *Fenster*; ein *Haus* hat *Türen*.

Jemand, *dem alle Türen offenstehen*, hat Zugang zu „*der*“ *Welt*; jemand, der von außen – von einer anonymen *Welt* – in diesem und in jenem *Haus* „etwas will“ und dabei *vor zue Türen kommt*, findet – von

außen – keinen *Eingang* zu diesem *Haus*: sein Ziel – das, was er in dem „Raum“, dem „Bereich“ der einzelnen Häuser sucht und be-wirken will – ist nicht zu erreichen: *zwischen ihm und den Menschen in diesen Häusern steht eine Mauer oder eine Wand.*

Aus dem *Fenster* gehen wir nicht heraus, aus dem *Fenster sehen* wir – hinaus in „die“ *Welt*, zu den andern – wenn nicht auf „die andern“ – herab. Um Natur und Welt „weiter“ oder „tiefer“ in uns aufzunehmen, *mögen wir uns weit aus dem Fenster lehnen – doch nicht zu weit*, denn wer sich zu weit aus dem Fenster lehnt, riskiert einen Sturz; er wagt sich zu weit vor – den anderen gegenüber – und wer *sich aus den Fenster hängt*, kann in die Tiefe stürzen – und damit ein für allemale *weg vom Fenster sein* – d. h. von der *Welt* – und von den anderen nicht mehr beachtet werden.

Haben wir mit unseren Absichten, Plänen, mit unserer Gesinnung Zugang zu den andern und ihrem *Haus*, bilden uns aber ein, wir hätten ihn nicht – und lassen gleichzeitig von unserem Willen nicht ab – *rennen wir mit dem*, was uns bewegt, *offene Türen ein*: der Zugang war offen, weit geöffnet – wir meinten nur, er sei verschlossen – und rannten gegen die Leere.

Wer überall *offene Türen findet*, kann sich glücklich schätzen. Wer sich diese Chance durch Unachtsamkeit oder mutwillig ver-baut, über den mögen die anderen sagen: *meine Schwelle darf er nicht mehr überschreiten* – d. h.: die unsichtbaren *Mauern* sind für ihn *Trenn-Wände* –, und er wird es immer schwerer haben, in der allen gemeinsamen *Welt* noch zu etwas zu kommen. Denn auch in dieser allgemeinen – heute „sozial“ genannten – *Welt* gibt es eine unsichtbare Ordnung: nach „oben“ und nach „unten“, „links“ und „rechts“, „schwarz“, „braun“, „grün“ oder „rot“; mit einer *Stufen-Ordnung*, in der man ständig mit und an anderen gemessen wird und sich womöglich selbst ständig mißt.

Und auch hier kann man Glück und weniger Glück haben. Die einen *fallen die Treppe* – die, unsichtbar, hier wie in jedem anderen *Haus* existiert – herauf: ehe es ihnen selbst ganz klar wird, sind sie schon Minister – „Diener“ des Ganzen, das sie dann beherrschen; die andern halten zwar ständig irgendwelche Reden – doch sie *reden zum (unsichtbaren) Fenster hinaus*: es hört ihnen halt keiner zu, und es bleibt ihnen nichts anderes übrig als mit dem *engen Kreis* vorliebzunehmen, der ihnen offenbar vom Schicksal oder einer anderen Macht gezogen ist oder gezogen zu sein scheint.

Der „Ort“ der „Familie“: das *Haus* – der „Ort“ der

„Gemeinschaft“: die soziale *Welt*. Als Pole: das Ich und das Wir gegenüber den andern. Als *das Haus mit seinen Mauern, Wänden, seinem Dach, seinen Türen und seinen Fenstern*; die soziale *Welt mit ihrer Ordnung, ihren Stufen, ihren Zeichen.*

Zugang oder Nicht-Zugang von einem Pol zum andern: *offene und verschlossene Türen*; die *Mauern* als Sperre, die *Wände* als Begrenzung, das *Dach* als Schutz, das *Fenster* als Öffnung und Gefahr.

Nicht als Pole, sondern als Zusammen: der *Tisch* und die *Stühle*.

Der *Tisch*, an dem man gemeinsam ißt – die Familie mit ihren Freunden und anderen Gästen. Und der *Tisch*, an dem die einen mit den anderen sprechen, verhandeln, sich auseinandersetzen. Der *Eß-Tisch* gegenüber dem *Tisch* der Ver-Handlung.

Auch hier geht es also nicht in erster Linie um diesen oder jenen konkreten Tisch; es geht vielmehr zuerst um den *Tisch* als Symbol der Lebensordnung der Familie und der Ver-Handlung zwischen den Mitgliedern einer Gemeinschaft oder Gesellschaft.

Hier wie dort daher wiederum eine unsichtbare Ordnung, in der jeder einen bestimmten Platz hat. Zwar nicht für immer, doch zu einer gegebenen Zeit unweigerlich. Jeder hat also in dieser unsichtbaren Ordnung seinen *Stuhl*. Manche dieser *Stühle* hält die Sprache mit einem eigenen Namen fest: wer sitzt nicht gern auf dem *päpstlichen Stuhl*? Hegel war übergücklich vor Stolz, als er sich in Aachen auf den Kaiser-*Stuhl* Karls des Großen setzen konnte: der Philosophen-Kaiser auf dem Stuhl des kaiserlichen Ahnherrn Europas.

Wer – anders als Hegel – das Geschick hat, *sich zwischen alle Stühle zu setzen*, findet weder in der Familie noch in der Gesellschaft seinen Platz, so daß für ihn der Raum, in dem nicht nur die konkreten Dinge der äußeren Welt ihren Platz, sondern auch die die Menschen bewegenden Fragen und Probleme ihren Ort haben, immer enger wird, bis er im Niemandsland landet – *ins Leere redet*, in Nichts hinein vergeblich wirkt; Fragen und Probleme werden *in den Raum gestellt* und dort beantwortet oder nicht beantwortet.

Halten wir inne, um zu reflektieren, wie wir vorgegangen sind und was uns die Methode lehrt.

Wir sind von *Haus* ausgegangen und dann den Teil-Einheiten nachgegangen, um einen Zusammenhang zu entdecken, den die idiomatiche Sprache in diesem Wort-Netz oder Feld stiftet.

Es ergaben sich Relationen. Syntagmatische Relationen, die, semantisch betrachtet, Metonymien

bilden – welche zum Teil einen je spezifischen Namen haben, zum Teil aber so fein oder differenziert sind, daß die Rhetorik sie nicht eigens benannt hat, zum Teil – im entgegengesetzten Fall – so weit, daß sie die Umgebung als ganze oder quasi als ganze bilden<sup>30</sup>.

Die „Fluchtlinien“ unter diesen Relationen bilden Entwürfe: metaphorische Sprünge in andere Klassen und unzählige andere – immer wieder anders zu definierende – Bereiche; d. h. – gemeinsam mit den beiden Synekdochen – einen paradigmatischen Zusammenhang.

Relationen und Fluchtlinien bilden somit zusammen eine Logik des syntagmatischen und paradigmatischen Zusammenhangs, den die Figuren der Rhetorik in den wichtigsten Beziehungen klassifizieren und bezeichnen.

Von einem bestimmten Stichwort aus kann die Idiomatik einzelne, mehrere oder zahlreiche Relationen und Entwürfe stiften. Von *Haus* sowie seinen Teilen und Elementen aus bildet sie zahlreiche solcher Relationen und Entwürfe.

In einem solchen Fall kommt es zu einem mehr oder weniger weiten und mehr oder weniger geschlossenen Gefüge – einem idiomatischen Bildkosmos im kleinen.

Diesen Bildkosmos haben wir in seinen Umrissen nachzuzeichnen versucht. Dabei haben wir gesehen: da, wo in diesem Kosmos Lücken herrschen, müssen wir diese Lücken durch eine „aktuelle“ Metonymisierung, Metaphorisierung, synekdochenhafte Beziehungstiftung ausfüllen. Das erfährt jeder Autor, der einmal begonnen hat, einen Zusammenhang bildhaft zu gestalten: das eine Bild zieht das andere nach sich – so daß schließlich der Stil als ganzer ein Gesamt-Bild abgibt, das gleichsam nur noch aus Figuren besteht. Auf das Zentrum dieses Gesamt-Bildes hin wird jeder einzelne Satz, jedes einzelne Syntagma, jedes einzelne Wort ausgerichtet – d. h. vor allem metonymisch, metaphorisch, synekdochenhaft verankert.

Der von idiom. *Haus* aus gestiftete Mini-Kosmos ist der Allgemeinheit der Menschen vielleicht noch vertrauter als der des *Spiels*, da er – anders als jener –

zu den unbedingt notwendigen Eigen-Welten eines jeden gehört.

Ganz anders gestalten sich die Zusammenhänge bei *Grille*:

*Grille*

(So) (seine) *Grillen*

fängt man			
hat .....			
.....		im Kopf	
setzt .....	sich	in den	.....
schlägt .....	...	aus dem	.....
treibt .....	jm	.....	.....
verjagt .....	.....		
vertreibt .....	.....		

denn man wird von ihnen geplagt.

Was sind nun aber diese *Grillen*, die von der Idiomatik perspektiviert werden? In Umrissen: „seltsame Vorstellungen, die einen plötzlich überkommen, schrullige Einfälle, abwegige Launen und Wünsche, seltsame Attacken, merkwürdige Tendenzen zu Trübsinn, Sorgen, Melancholie – nicht selten mit sonderbaren Folgen: Kritik aus heiterem Himmel, überzogene, wenn nicht völlig unger Rechtfertigte Beschwerden, plötzlicher Kauf von teuren Dingen u. a. m.“

Genauer läßt sich die Bedeutung kaum angeben – mit Ausnahme vielleicht der ersten Einheit im Wörterbuch: *eine Grille zirpen hören*, die einen Anflug von leicht schrulliger Melancholie auszudrücken pflegt. Alle übrigen Einheiten, deren angedeutete vage Bedeutung im Prinzip mit der ersten identisch ist und durch die jeweiligen Verben lediglich perspektiviert wird, füllen diesen „Bedeutungsrahmen(!)“ erst im jeweiligen nicht-sprachlichen Kontext genauer aus. „Die“ *Grille* suggeriert also eine Idee – d. h. einen Bedeutungsgehalt in Umrissen –, deren jeweilige Umsetzung in die (genauere) Bedeutung den gesamten sprachlichen und nicht-sprachlichen Kontext oder doch einen guten Teil davon verlangt. – Das Aufbauschema ist also:

Symbol: – „die“ Grille

mit dem Symbol angedeutete/suggestierte Idee: – „seltsame Vorstellung/...“

Perspektivierung dieser Idee: – die jeweiligen Verbalphrasen

Verbalphrase + Idee: – Bildbedeutung

Umsetzung in die jeweilige Sprachbedeutung: durch nicht-sprachlichen Kontext

<sup>30</sup> Vgl. Schemann (2005), S. 47ff. (im Anschluß an Genette)

Warum aber die Grille? Und welche Grille ist überhaupt gemeint – oder die reale Grundlage des Symbols?

Auf der einen Seite „singen“ (bestimmte) Grillen bekanntlich an heißen Sommertagen abends bis spät in die Nacht hinein ihr monotones Zirpen „ab“ und geben bei dem von der schwühen Hitze ohnehin schon überlichteten, u. U. sternübersäten, vom Mondschein überglänzten „Planeten“ mit ihrer „Musik“ den „eigentlichen Anstoß“ zu unseren merkwürdig-un-bestimmten, das Vergängliche der konkreten Tageswelt melancholisch verstellenden Vorstellungen.

Auf der anderen Seite ist die Hausgrille – oder das Heimchen – eines jener vielen kleinen Tierchen – Mücken, Mucken, Motten, dann Flöhe usw. –, deren „Herumspuken“ um das Licht, Herumtasten an allem für sie Eß- oder Trinkbaren den Eindruck des Nicht-Faßbaren, Flüchtigen, Zerfressenden, Auflösenden, Vergänglichen in uns wachruft.

Beide Vorstellungen müssen wohl ineinander übergegangen sein, wenn man sich die vielen idiomatischen Ausdrücke, die mit diesen Tiernamen gebildet sind, näher daraufhin anschaut und diese Zeugnisse so deuten darf.

Hier liegt denn auch den Übergang dieser Suggestionen zu denen, denen wir bei *Wurm* oder auch *Motte* begegnen: den Tierchen, die man „im Kopf hat“, im Blut, in den Nerven oder auch in anderen Organen; die in uns herumwühlend alles Konsistente zerfressen; die daher vom Volksglauben für organische Krankheiten, vor allem aber für die sog. Geisteskrankheiten verantwortlich gemacht wurden – zu denen bekanntlich schon

das Grübeln, die uns weniger befreiende als belastende Melancholie, die Schwermut gerechnet wurde.

Das „Faserige“ des Flatterns und Schwirrens als symbolisches Bild für das Zergehen alles konsistenten Denkens, das Zernagen, assoziiert zu Krankheit und „flausigen“ Gedanken und schließlich noch volksmedizinische Vorstellungen von bösen Trieben und Säften, die mit diesen Tierchen letztlich identisch schienen, und volksreligiöse Anschauungen von Dämonen, von denen wir besessen sind, wenn es dem Teufel so gefällt – das Ganze gerinnt zu einem Ideen-, Vorstellungs- und „Spintisierungs“- Geflecht, in dem das echte Symbol, die fruchtbare Phantasie Übergangslos in Phantasterei und Ideenflucht verschwimmt.

„Das Klassische ist das Gesunde und das Romantische das Kranke“: wem käme bei solchen geistesgeschichtlich jahrhundertlang wirksamen „Hintergründen“ – also der Basis aller einschlägigen Präsuppositionen (bes. vom 14. bis zum 17. Jh.) – nicht Goethes Auseinandersetzung mit der Romantik in den Sinn – wenn die natürlich auch noch viele Ebenen hat, die mit dem hier Skizzierten nicht angesprochen sind.

Man kann bei solchen Redensarten das Bedeutungs-Werden gleichsam noch erhaschen und versteht daher auch sogleich, daß eine distanziert analysierte, feste Bedeutung das vom Unfaßbar-Umgeifenden des Symbols über die Idee und dann die Bildbedeutung langsame Sich-Abklären im zunehmenden Fixieren der Sprachbedeutung nicht treffen kann.

Das Zirpen der Grille ist, in diesem weiteren, zugleich innen wie außen angesiedelten Kontext, ein verkürztes Zeichen und eben deswegen ein Symbol<sup>31</sup>: als Andeutung eines Bereichs – der wiederum in einen größeren Bereich als Teilbereich nahtlos eingeht. Ein Symbol als Verkürzung eines weiteren Zusammenhangs sucht also – will es sprachlich realisiert werden – eben diesen Zusammenhang in „seinem“ Kontext.

Halten wir auch hier einen Augenblick inne und machen uns das bisher Ausgeführte in seinem Zusammenhang deutlich.

Als Kern der idiomatischen Ausdrücke faßten wir jene, die – durch Transposition eines Phänomens oder Bereichs der innern oder äußeren Lebenswelt auf eine andere Ebene – neue Bedeutung erschließen: Elemente der „Umwelt“ zu „Bedeutungen der Welt“ transformieren.

<sup>31</sup> Zu „Symbol“ als verkürztes Zeichen“ in Verbindung zum Mythos Kerenyi: Was wir „Symbole“ nennen – mit der Übernahme des vieldeutigen griechischen Wortes *symbolon* –, sind Abkürzungen und prinzipiell immer auflösbar: auflösbar in Erzählungen oder in Kulthandlungen, während Allegorien auf Grund einer Konvention übersetzbar sind, das heißt durch bestimmte Begriffe – und immer nur diese Begriffe – ersetzbar. Symbolisch sind schon die Riten, sofern sie – so glaubte ich dies ausdrücken zu dürfen – von den Kürzungsmöglichkeiten leben, deren die Mythologie nicht bedarf. Gegenstände, die in den mythologischen Erzählungen auftretende Personen tragen oder die in den Kulthandlungen als Geräte dienen, werden leicht zu einem „im geistigen Spiegel zusammengezogenen Bild“ und bleiben doch mit sich selbst identisch und unersetzbar: werden zu Symbolen, wie Goethe das Wesen des Symbols erkannt und bestimmt hat. (II, 219). – Der Grundgedanke dieses Texts gilt für jedes Symbol. Es lebt von der Verdichtung in der Kürzung.

Einen eigenen Teil dieser Einheiten bilden die fiktiv-hyperbolischen Einheiten.

Bildhaft wie diese originären Bedeutungstiftungen sind auch die Übertragungen. Doch sie stiften prinzipiell keine (völlig) neuen, vorher selbst im Ansatz nicht vorliegenden Bedeutungen, sondern schaffen von bereits vorliegenden Bedeutungen aus neue, indem sie sie auf eine andere Ebene, in andere Bereiche, in neue Bezüge verlegen.

Dabei nun gruppiert sich, wie sich zeigt, sehr häufig um ein Kernelement herum ein Bildkosmos im kleinen, der das konstituiert, was wir ein „Grund- oder Wesensbild“ nennen: eine „Anschauung“, mit oder in der wir unser ganzes Leben in einen bestimmten Bedeutungs-Horizont rücken bzw. es von diesem Horizont aus sehen und interpretieren. Der Bildkosmos – in sich wiederum, wie wir gesehen haben, oft bis in die Details perspektiviert – bildet ein Teil des Netzes unserer „Bedeutungs-Welt“, die hier nichts anderes ist als der Spiegel, der uns unsere Lebenswelt „zurückwirft“, reflektiert.<sup>32</sup>

Das Insgesamt der Wesensbilder ergibt somit unsere „Anschauung von unserer Lebenswelt“ im Spiegel der idiomatischen Sprache.

Nichts davon ist definitiv fertig. Auch die Übertragung schafft immer wieder Neues. Im strengen Sinn neue Bedeutungstiftungen (Bilder) und Übertragungen bilden zusammen den idiomatischen Teil dessen, was man früher „Weltanschauung“ nannte: einen Bedeutungshorizont, in dem und durch den sich der Mensch von seiner biologischen Gebundenheit an die Umwelt befreit – oder zu befreien sucht.

An dieser Stelle unserer Überlegungen scheint es angebracht, daß wir uns über das, was man „Übertragung“ und die „Übertragungsformen“ – die Figuren – nennt, genauer Klarheit verschaffen, um von daher dann auch die Differenz zum nicht-übertragenen Bild noch genauer zu erkennen.

## 2. Die Figuren (der Übertragung) und ihr Verhältnis zum Bild

Eine Figur, so sahen wir, beruht auf der Übertragung einer bereits existierenden Sprachbedeutung auf eine andere Ebene bzw. in einen anderen Bereich.

Genette, der sich lange Jahre mit den „figures“ in ihrem prinzipiellen, besonders in ihrem ästhetischen und kompositionellen Sinn beschäftigt hat, sieht darin jeden Hiatus zwischen einer existierenden oder auch angenommenen Bedeutung oder auch Bedeutungsebene und einer anderen, bald präzisiert

schreibbaren, bald als ähnlich, analog, verwandt erlebten; grundsätzlich also darin, daß man etwas anders sagt, als man es – „eigentlich“ – meint.

Dieser prinzipielle Gesichtspunkt – der also auch das umfaßt, was ich mit „Bild“ bezeichne – ist im folgenden im Auge zu bewahren, wenn man die Leistung der Bildhaftigkeit der phraseologischen Einheiten angemessen verstehen will; doch geht man um der Übersichtlichkeit und der Klarheit der Analyse willen – zumindest in einem ersten Schritt – besser von den „Figuren“ in einem engeren Sinn aus: den sog. Tropen oder Übertragungsfiguren. Sie sind in jahrhundertelangen Arbeiten – trotz aller Divergenzen – weithin geklärt worden. Das Schema, das ich im folgenden präsentiere, geht in den Grundlagen im wesentlichen auf drei, vier Anregungen zurück:

inbezug zur Metapher einmal auf die Wortfeldforschung und ihre Präzisierung durch Coseriu („Archilexem“, „Klassenmetapher“, „Bereichsmetapher“) und dann Geckeler u. a., zum andern – und besonders – auf grundsätzliche Arbeiten und Überlegungen zur Metaphorik (im generischen Sinn) und zur Ähnlichkeit, auf die ich in anderen Zusammenhängen ausführlich zu sprechen gekommen bin<sup>33</sup>;

inbezug zur Synekdoche – vor allem der Unterscheidung zwischen einer (eher) statischen und (eher) dynamischen Synekdoche – auf die Analysen der Gruppe  $\mu$ ;

inbezug zur Metonymie auf Fontaniers „traité“ *Les Figures du Discours*, der nach Genette ... „l'aboutissement de toute la rhétorique française, son monument le plus représentatif et le plus achevé“, darstellt, „... l'un des chefs-d'œuvres de l'intelligence taxonomique“<sup>34</sup>, dessen Präzision und Vollständigkeit erst wieder von der Akribie Lausbergs erreicht werden sollte, dessen Arbeiten mir indessen für die Linguistik weniger fruchtbar zu sein scheinen als für die Literaturwissenschaft.

<sup>32</sup> Die „literarisch“ begründeten Phraseme sind dabei natürlich (wieder) ausgeklammert (s. Schlußkapitel).

<sup>33</sup> Immer wieder unter anderen Perspektiven. – Am wenigsten wird in der Forschung, so scheint mir, die „unmittelbare Ähnlichkeitserfassung“ gesehen und diskutiert. (vgl. Schemann (2005), Kap. A1)

<sup>34</sup> Fontanier (1968) (zuerst 1827/30), S. 5 u. 13 – Von den zahlreichen Darstellungen der Figuren sei hier Plett (1979) (Teil II) angegeben, der auf knappem Raum eine möglichst vollständige Zusammenstellung „aller“ Figuren gibt. – Plett (Hrsg) (1977) versucht, den damaligen Stand der Forschung zu resumieren.

## I. Die Metapher

## a) Die Merkmalmetapher

## 1. Die Klassenmetapher

Es findet eine Merkmalübertragung von einer „Klasse“ in eine andere statt („menschlich“ → „lebendig“ ≠ „menschlich“; „konkret“ („stofflich“, „physisch“) → „abstrakt“ („nicht zählbar“) usw.

## 2. Die Wortfeld- oder Bereichsmetapher

Es findet eine Übertragung von einem (spezifischen) Bereich in einen anderen statt. – Bereiche gibt es (innerhalb jeder Klasse und klassenübergreifend) prinzipiell unendlich viele; jede Bedeutungssphäre steckt bereits einen Bereich ab.

Bei der Merkmalmetapher liegt also eine faßbare Ähnlichkeit vor: ein oder mehrere Merkmale der Bedeutung des „normal“ gebrauchten Lexems (bzw. der Lexemverbindung) und des in der idiomatisch übertragenen Bedeutung gebrauchten Lexems (bzw. der Lexemverbindung) sind gleich, ein oder mehrere andere verschieden („Hals“ – „Flaschenhals“: Form).

## b) die reine Ähnlichkeits-Metapher

Hier läßt sich die Ähnlichkeit der „normalen“ und der übertragenen (idiomatischen) Bedeutung nicht auf die Gleichheit von manchen und die Verschiedenheit von anderen Merkmalen zurückführen – und trotzdem „erkennen“, „fühlen“, „erfassen“ wir eine Ähnlichkeitsbeziehung. – Die Ähnlichkeit ist eine nicht weiter reduzierbare „geheimnisvolle“ Größe – in Goethes Sprachgebrauch ein „Urphänomen“. Nicht zuletzt beißt man sich, idiomatisch gesprochen, seit der Antike (Aristoteles) (in bisher mehreren Tausenden von Arbeiten) an der Metapher die Zähne aus. Sie ist vielleicht das Grundphänomen der menschlichen Sprache – und nicht nur der Sprache...

## II. Die Synekdoche

## a) die Relation Ganzes – Teil

(„Baum“ – „Blätter“ / „Zweige“/...)

## b) die Relation Gattung – Species / (Begriff – spezifisches Exemplar)

(„Baum“ – „Esche“ / „Ulme“/...)

## 1. statisch: Gattung – Species

(„Baum“) – „Esche/...“ / Begriff – Exemplar („der“ Fisch – ein bestimmter Fisch)

## 2. dynamisch: (spezifischer) Fall einer Tätigkeit/eines Vorgangs/... („springen“ – „hüpfen“ / „tänzeln“/...)

Man denkt bei der Synekdoche gemeinhin eher an die erste Relation. Weit fruchtbarer für die Erkenntnis der Bedeutungskonstitution der idiomatischen Ausdrücke, für ihren Zusammenhang untereinander und ihre Verbindung zu Sprichwort, Zitat, Maxime, Aphorismus u. a. m. ist aber die zweite. Der Mensch exemplifiziert, was er „allgemein“ meint, was er „prinzipiell“ ausdrücken will, ständig anhand von (spezifischen) „Beispielen“ – seien es Dinge, Vorgänge, Tätigkeiten, Erlebnisse.

## III. Die Metonymie

## a) des Grundes oder der Ursache („cause“)

## b) des Mittels („instrument“)

## c) der Wirkung („effet“)

## d) des Inhalts („contenant“)

## e) des Ortes („lieu“)

## f) des Zeichens („signe“)

## g) des Stoffes oder Materials („physique“)

## h) des Besitzers oder Herrn („maitre“ oder „patron“) (oder auch „Trägers einer Eigenschaft“ / des Gemeinten/ der „chose“)

Sage ich statt „Die Regierung entschied...“ „Berlin entschied...“, gebrauche ich also eine Metonymie des Ortes (die (deutsche) Regierung „ist/sitzt“ in Berlin), statt „Die Äste hier stören mich“ „Das Holz hier stört mich“ eine Metonymie des Stoffs (die Äste „bestehen aus“ Holz) usw.

Die Metonymie ist die heterogenste Übertragungsform. Als generische Definition gilt: Ersetzung des „eigentlichen“ durch einen anderen Ausdruck, der zu ihm in kausalem, räumlichem, zeitlichem Zusammenhang steht. – Man kommt dem Sinn dieser Figur näher, wenn man sich vor Augen führt, daß zwischen dem Ausgangspunkt dieser Substitution und seinem Zielpunkt ein innerer, die beiden Pole umfassender Zusammenhang besteht: zwischen dem Grund und „seinem(!) Ziel, dem Mittel und „seinem(!) Zweck, der Wirkung und „ihrer(!) Ursache, des Inhalts und „seinem(!) Behälter oder Gefäß, den „Aktionen“ und „ihrem(!) Ort, den Dingen, Vorgängen usw. und „ihrem(!) „Ausdruck“ oder Zeichen, den „Dingen der Welt“ und „dem, woraus sie bestehen oder gemacht sind“ und schließlich dem



Produkt und „seinem“(!) „Schöpfer“ bzw. einer Eigenschaft und „ihrem“(!) Träger gibt es einen inneren Zusammenhang, der uns dazu führt, nach einem „Begriff“ – einem „Grund“ – zu suchen, der sie beide gemeinsam umfaßt. – Genette hat anhand der Analyse von Prousts „À la recherche du temps perdu“ das Zusammenspiel zwischen der Metonymie und der Metapher zu zeigen versucht und dabei die Metonymie als die Umgebungsfigur (im weitesten Sinn der Bedeutung von „Umgebung“) herausgearbeitet. Wenn man die Synekdoche als die eigentlich „logische Figur“ ansieht (was bei unserer Differenzierung allerdings nicht völlig zutrifft), kann man von hier aus auf die vieldiskutierte Antonymie: paradigmatische Figur – Metapher, syntagmatische Figur – Metonymie zurückgreifen, mit der Jakobson zu einem der entscheidenden Anreger einer alle Rhetorik überschreitenden Diskussion der Figuren geworden ist.<sup>35</sup>

Dieses Schema beschreibt für einen ganz beträchtlichen Teil der idiomatischen übertragenen Ausdrücke die Relationen zwischen der Ausgangs- und Zielebene bzw. -bedeutung. Um das zu zeigen, gebe ich für die einzelnen Figuren einige Beispiele:

Ia1. Die Klassenmetapher: {vors Gericht kommen} konkr. → abstr.

Zur Bereichsmetapher weiter unten.

Ib Die reine Ähnlichkeitsmetapher: hier würde man am besten von einem Text – etwa einem Gedicht – ausgehen, um die „Nicht-Faßbarkeit“ (im logischen Sinn) genauer zu zeigen. Ich deute sie hier anhand idiomatischer Einheiten mit Schoß an:

a) ein Kind auf dem Schoß haben| konkr.

→ b) .....im ..... {Schoß} tragen. Was für eine Metapher? Es geht ja bei dem „Innen“ keineswegs nur um etwas Konkret-Räumliches“, sondern um einen „geheimnisvollen Bergungs – Gebär – Raum“ (vgl. Die Mütter im „Faust“)

→ c) (noch/...) im {Schoß(e)} der Zeit ruhen

Die Zeit wird gesehen als ein „unermesslicher Gebär-Wirk-Raum“. Was für ein Übertragungsschritt also? Von einem „Gebär-Wirk-Raum“, den die Mutter „hat“ – oder „ist“ (?) –, zu dem, was die Zeit „in sich birgt“ oder „ist“ (?). – Man sieht hier, wie die Metapher „interpretiert“<sup>36</sup>, es aber oft kaum möglich ist, diese „Interpretation“ logisch-präzise umzusetzen. – Wir haben natürlich eine klar angebbare Verschiebung der Achse: Mutter → Zeit, doch keinerlei festzumachende Bedeutungselemente („Seme“). Viel mehr als „Verschiebung des Wirk-Raums als ganzen“ wird man sinnvoll kaum sagen können.

→ d) (längst/...) im {Schoß(e)} der Vergessenheit ruhen/ (liegen)

Einschränkung des „Wirk-Zeit-Raums“ auf den des Vergessens – d.h. (einen Teil) der Vergangenheit. Wir bleiben nicht nur in demselben Bereich – dem der Zeit –, sondern teilen diesen Bereich auf – Synekdoche! Mehr kann man sinnvoll kaum angeben; d.h. wir haben nicht einmal eine Achse, um die Verschiebung anzuzeigen – wenn man den „Begriff“ „Vergessen“

nicht als Basis einer solchen Achse ansehen will – was den Erkenntnisfortschritt wenig fördert.

Die Bedeutungsübertragungen bzw. -schritte von (a) zu (b) und von (c) zu (d) kann man gut beschreiben – wobei allerdings das Zusammenspiel der Figuren deutlich wird: mit jeweils einer Figur kommt man nicht (ganz) durch; doch der Schritt von (b) zu (c) fußt auf einem dynamischen Schaffensprozess, da (c) – ist man bei (b) – ja noch gar nicht vorliegt: auf der Erfassung einer nicht in Elemente zerlegbaren Ähnlichkeit.

Iia Synekdoche: Ganze – Teil:

js {Tage} sind gezählt ) für: „die Zeit, die jemandem noch zu leben/irgendwo noch zu wirken/... bleibt, ist (knapp) bemessen“

Ganz gleich, ob man „die Zeit“ als ein „unermessliches Kontinuum“ oder eine „unendliche Folge von Momenten“ faßt, haben wir von „unermesslich“ / „unendlich“ zu „gezählte“ / „zählbare“ Einheiten eine Übertragung „vom Ganzen zum Teil“. Im Normalfall „zählt“ man die Lebens- und Wirkenszeit nicht – sie wird „lebendig“, beim „Wirken“, ohne Grenzen, insofern „offen“ „gefühl“. Die Zeit wird hier also „konkretisiert“, fast „mechanisiert“. Insofern haben wir ein Aufbrechen der umfassenden Ausgangseinheit „Zeit“ in Elemente – also den Schritt vom Ganzen zu seinen Teilen. – Da unterschiedlich abgesteckte Details das „identische Hinauslaufen auf“ sehr oft nicht tangieren, stiften die Figuren – und besonders die Synekdoche (als „Figur der Aufteilung“) – äußerst zahlreiche Variantensynonyme. Vgl.

mit einem Bein im Grabe stehen

..... Fuß .....

Der Fuß ist ein Teil des Beines; beide Organe sind ein Teil ihres Trägers – wir haben also im Grunde wiederum ein Zusammenspiel zweier Figuren: der Synekdoche und der Metonymie. – Auf der Ebene des Ausdrucks als ganzen nun läuft beides auf dasselbe hinaus: ich „stehe“, fast, „sozusagen“ im Grabe – ganz gleich, ob ich „nur“ den Fuß oder „schon“ das Bein darin habe; die Fiktion des Bildes als ganzen drückt dasselbe aus.

Teil – Ganze

Pro Nase oder pro Kopf für „pro Person“.

Iib Synekdoche Begriff – Exemplar

1. statisch: „kein Geld mehr haben“ →

keinen roten Heller mehr haben/

..... Cent .....

..... Pfennig .....

2. dynamisch: in der Menge/Masse untertauchen – als spezifische „Form“ oder „Art und Weise“ des Verschwindens.

Vgl. hierzu die bereits erwähnte „Umkehrrelation“, die Totalisierung – d.h. der Stiftung eines Ganzen von seinen Eckwerten („Polen“) bzw. „typischen Kennzeichen“ her: {von Kopf bis Fuß} → „ganz“, „völlig“, „durch und durch“ ein Gentleman sein/...; {von A bis Z} erlogen; vgl. auch {erlogen und erstunken}: mangels zweitem Pol zu „erlogen“ eine Fiktion: erstunken, das

<sup>35</sup> Jakobson, R. (1963)

<sup>36</sup> Darin liegt ihr „Wesen“!

„erlogen“ komplettiert. – Die Totalisierung ist, begrifflich-dynamisch exakter gefaßt, die Umkehrung zur Partialisierung.

Hat man sich diese Zusammenhänge einmal vergegenwärtigt, wird einem das Zusammenspiel zwischen der Klassen-, Wortfeld- oder Bereichsmetapher und der Synekdoche einsichtiger. Ich gebe dafür ein paar Beispiele:

*sich [ewige Treue] geloben*: allgemein → restringiert auf die Liebe/Ehe (Synekdoche); *jn auf [frischer]{Tat} ertappen*: frisch vom Bereich Obst usw. – „gerade gepflückt“ – auf den Bereich „Tat“, zusätzlich mit einer Aspektverschiebung: nicht „Tat, die gerade begangen wurde“, sondern: „bei der Tat“. – Zu der Bereichsmetapher kommt dann: „nicht jede Tat“, sondern „eine spezifische Tat“, „ein Verbrechen“ (Synekdoche);

a) *[eine deutliche Sprache sprechen]* von Sachen: *Die Verwüstungen hier sprechen eine deutliche Sprache* – für die Grausamkeit des Krieges, des Unwetters, der Feinde u. ä.; der Ausdruck verbalisiert die Metonymie des Zeichens/des Ausdrucks. („Sprache“ als „Ausdrucksphänomen“ in seiner allgemeinen Bedeutung).

→ b) mit *jm. (mal/...)* *[eine deutliche Sprache sprechen]*(müssen!...)

*Mit dem Ernst mußt du mal eine deutliche Sprache sprechen, sonst gehorcht der nicht. So mal anklingen lassen: „dies oder das gehört sich nicht“ – das fruchtet bei dem gar nichts.* – (Klassenmetapher, konkr → hum; dazu ein eingeschränkter Bereich: erzieherisch“ (daher das „müssen“ u. ä.))

Vgl. die folgenden Ausdrücke mit *Schranke*:

- die letzten Schranken fallen zwischen zwei/mehreren Menschen*; Ergebnis: „volles Vertrauen zueinander“ – d. h. „es fällt alles, was sie trennt“;
- e-S. sind enge Schranken gesetzt*: „Entwicklungsmöglichkeiten“;
- jn in Schranken halten*: „im Rahmen der Sitte/dessen, was sich gehört“;
- sich* .....: „psychologisch im Rahmen des sich Gehörenden“;
- die/alle Schranken niederreißen*: „soziale Verhaltensformen“, „das, was sich sozial gehört“.

Von der „abstrakten“ *Schranke* aus gesehen handelt es sich bei all diesen Einheiten um eine Einschränkung, um spezifische Fälle „der Schranke“, d. h. um eine eindeutige Synekdoche. – Von (a) zu (b) dagegen haben wir wohl eine Bereichsmetapher, ebenso von (b) zu (c); von (c) zu (d) eine Klassenmetapher, ebenso von (d) zu (e).

Es wird an diesen Beispielen deutlich, daß sich die Einteilung in Klassen äußerst häufig als mißlich erweist. Sie erleichtert zwar eine schematische Übersicht – konkr. → abstr., hum → +/- zählbar usw.; doch die objektsprachlichen Gegebenheiten halten sich in der übergroßen Mehrzahl nicht an solche Klassen (und zwar sowohl innerhalb wie außerhalb der Idiomatik nicht); die Referenzbereiche sind durchweg kleiner und spezifischer abgesteckt<sup>37</sup>.

Dasselbe Problem zeigt sich im übrigen schon bei der generellen Einteilung in Figuren – die ja im Prinzip auf dieselbe Methodologie zurückgeht: Klassen- und Bereichssprünge und -verschiebungen als Einteilungskriterien festzusetzen. Dies ist auch der Grund für die äußerst häufige Überlappung der Fi-

guren, wenn es darum geht, gegebene Einheiten nach diesem (wie jedem anderen) Schema zu erklären, und für die möglichen Alternativen in der Perspektive der jeweiligen Einordnung.

Auch hierzu eine Überlegung anhand eines konkreten Beispiels: Wenn ein Schiff *zu Grunde geht*, bedeutet das: „es ist fahruntüchtig“, „kaputt“. Die Bewegung zu-Grunde-gehen zeigt das „Kaputtsein“ an. Danach haben wir also eine Metonymie des Zeichens. – Auf der anderen Seite ist diese Bewegung „auf den Grund zu“ eine Folge oder Auswirkung des „Kaputtseins“, das „Kaputtsein“ also die Ursache des zu-Grunde-Gehens; von der Bewegung aus gefaßt haben wir also eine Metonymie der Folge oder Wirkung, von dem Kaputtsein her gefaßt eine Metonymie der Ursache. – Sage ich nun: *Bei dem Unwetter sind fast alle Ernten zugrundegegangen* oder: *Bei dem Bombenangriff auf die Stadt sind Hunderttausende von Menschen elendig zugrundegegangen*, haben wir, von dem Schiffsbeispiel her gesehen, zunächst eine Bereichsmetapher (Schiff → Ernten), dann eine Klassenmetapher (Schiff/Ernten → hum). – Von der ursprünglichen Bildbedeutung her gesehen – die sich auf Schiffe bezieht – haben wir also bei dem Ausdruck, der heute nur noch in Ausnahmefällen so auf Schiffe bezogen wird, ein Zusammenspiel zwischen einer unterschiedlich faßbaren Metonymie und einer je nach Kontext unterschiedlich zu fassenden Metapher.

Das Bild aber ist von aller Begrenzung auf Klassen und Bereiche frei – und damit kommen wir auf den Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück.

Mit dem Figurenschema läßt sich ein äußerst großer Teil der übertragenen idiomatischen Ausdrücke interpretieren. Es hat jedoch, wie wir feststellen, zwei Schwächen: es gibt zahlreiche Überschneidungen unter den Figuren je nach Perspektive der Interpretation und es gibt angesichts der objektsprachlichen Gegebenheiten in zahllosen Fällen ein äußerst verschachteltes Zusammenspiel unter den Figuren, das nicht selten schwer auflösbar ist. Die Zuordnung eines gegebenen idiomatischen Ausdrucks zu der einen oder anderen Figur bzw. zu einem Zusammenspiel unter spezifischen Figuren bzw. ihren Unterformen ist also vielfach kaum „verbindlich“ durchzuführen. Dazu kommen noch die Divergenzen in der Definition und Abgrenzung der Figuren in der Linguistik, der Rhetorik und der Literaturwissenschaft.

Das Figurenschema, so das Fazit, ist als eine Methode aufzufassen, die den Interpreten dazu anhält, so lange wie möglich so präzise wie möglich nach den durch die Figuren angegebenen Relationen zwischen der Ausgangs- und Zielbedeutung zu fragen – eine Operation, die die verschachtelten Zusammenhänge oft überhaupt erst erkennen läßt –, dabei aber nicht stehen zu bleiben. Als Maxime ließe sich formulieren: Logik so weit wie möglich – doch nicht statt Intuition und sinnvollem Verstehen.

<sup>37</sup> Sehr gute Beispiele dafür geben englische phrasal-Wörterbücher; sie geben in aller Regel sehr genau an, in welchen spezifischen Bereichen ein „prasal verb“ (*to go off* u. ä.) in einer bestimmten Bedeutung gebraucht wird und gebraucht werden kann.

Damit kommen wir aus systematischen Gründen zurück auf unsere Überlegungen zum Bild. Ich gehe von einem Gedicht von Erich Fried, *Rede in der Hand*, aus, das u. a. mit mehreren idiomatischen Ausdrücken operiert, die mit dem Lexem *Hand* gebildet sind:

<i>Komm in die Hand</i>	<i>als eine geringelte Linie</i>
<i>Sie wärmt und</i>	<i>in die Kuppe</i>
<i>Verstecke deinen Kopf</i>	<i>der Fingerspitze gekerbt</i>
<i>unter dem Fingernagel:</i>	<i>Komm in die Hand</i>
<i>Dein langes Haar</i>	<i>Wir sind alle in der Hand</i>
<i>wird bald nichts sein</i>	

Die Verse *Komm in die Hand* und *Wir sind alle in der Hand* leben in ihrer Aussagekraft von der Bildebene, die die Verengung auf die Sprachbedeutungen der Ausdrücke *jm in die Hand fallen* – „zufällig in js Verfügungsgewalt fallen/kommen“ bzw. „in js Gewalt sein“ sprengt und die Aussage öffnet zugleich zu der Bedeutung anderer Ausdrücke mit *Hand* wie *etw./jn(fest) in der Hand haben*, *js Schicksal/... (fest) sein Schicksal/... (selbst) in der Hand haben*, *es in der Hand haben*, *zu entscheiden/... sich in der Hand haben*, *jm in die Hand fallen*, *seine schützende Hand über jn/(etw) halten*, *(ganz) in js. Hand liegen* u. a. m. mit den Bedeutungen bzw. Bedeutungsnuancen „bei jm (gut/schlecht/...) aufgehoben sein“ (→ „bei jm geborgen sein“) / „jm untertan sein, der über einen verfügen kann“ / „bei jm schicksalhaft aufgehoben sein“ / „jm schicksalhaft unterworfen sein“ u. a. m.; ja letztlich wird unsere Einbildungskraft, die all diese spezifischen Sprachbedeutungen überschreitet, geleitet von einem (Gesamt-) Bild von „der Hand“ – ihrer Gestalt, ihren Funktionen („Verfügen“, „Wirken“, „die Natur des Menschen ‚ausdrücken‘“), ihrer Kraft und Zartheit, ihrer Vielseitigkeit... – Von diesem umfassenden Bild des Symbols *Hand* wählt die Sprachbedeutung eines idiomatischen Ausdrucks ja jeweils nur sehr begrenzte Teilausschnitte aus.

Ein in diesem Sinn verstandenes Bild ist also eine Art „Weltanschauung im Kleinen“ – darin dem „Wesensbild“ analog. Zum Bild gehört nicht nur und nicht in erster Linie die Öffnung in andere Bereiche, andere Klassen, sondern die prinzipielle Öffnung, d. h. die Befreiung unseres inneren Sehens – Goethe nannte es „Schau“ – von allen Klassen- und Reichsbindungen.

Mit allen „Elementen“ unserer „Umwelt“, in der wir leben – Menschen, Tiere, Pflanzen, Gegenstände –, den „Elementen“ der „Gesellschaft“, zu der wir gehören oder der wir uns verbunden fühlen – Wirtschaft, Recht, Geld... –, den „Lebensbereichen“, die

uns innerlich beschäftigen – Liebe, Freundschaft, Natur u. a. m. – verbinden uns solche vor-logischen Bilder. Die Sprache setzt sie ständig in Bedeutung um – insbesondere die idiomatische Sprache –, um dann, auf der Grundlage einer einmal geschaffenen Bedeutung, wieder neue Bedeutungen zu schaffen. Es ist also etwas prinzipiell anderes, ob ich den Schritt vom vor-logischen Bild zur Bedeutung verfolge oder den von einer (bereits vorliegenden) Bedeutung zu einer anderen. Für die letzte Operation ist unser Figurenschema wohl der geeignetste Erklärungsrahmen. Die Interpretation der ersten Operation dagegen führt in grundsätzliche anthropologische, (sprach-) philosophische, poetologische und erkenntnistheoretische Zusammenhänge.

Das Bild ist also von jeder Bindung an Klassen- und Bereichseinteilungen frei. – Erich Fried löst dementsprechend die Aussage „in der Hand“ durch ihren gleichzeitigen Bezug zu ganz unterschiedlichen Klassen und Bereichen von dieser Bindung.

Dasselbe aber sahen wir oben anhand der Ausdrücke mit *Spiel*: sie lösen ihre Bindung an irgendein konkretes Spiel und spiegeln die generelle Einstellung eines X wider – in unseren Beispielen oben die Einstellung des Menschen. Doch kann man durch Übertragung ja auch andere „Subjekte“ einsetzen. Etwa: *Die Wanzen trieben mit dem entsetzten Hotelgast ein gar übles Spiel* – das Wirken der Wanzen – oder irgendeines anderen X – wird so im Spiegel des Menschen gesehen, der mit anderen „sein Spielchen treibt“.

Dasselbe sahen wir bei *Haus* und bei *Tisch*: die Bindung an einzelne Bereiche wurde gelöst, und das Bild, perspektiviert durch eine ganze Reihe von Ausdrücken, spiegelt den „Um -Gang“ im Haus und am Tisch, mit dem Haus und mit dem Tisch, unser Verhalten zum Haus und zum Tisch als eine prinzipielle Lebenshaltung.

Deshalb handelt es sich bei solchen Bildern um das, was die Philosophie – insbesondere die Phänomenologie – als Wesensbilder bezeichnet hat, die sich einer „Wesensschau“, einer „Wesenserkenntnis“, einer „Intuition des Wesens eines Phänomens“ erschließen. Man gewinnt solche Wesensbilder an Erscheinungen der Außen- oder Innenwelt, doch in ihrem Kern – eben in ihrem Wesen – weisen sie über alle Gebundenheit an raumzeitliche Erscheinungen hinaus.. – Ob sie damit davon prinzipiell frei sind, ist eine andere Frage<sup>38</sup>. Der Weg des Idiomatologen ist der der sprachlichen Interpretation; dazu gehört: die

<sup>38</sup> Vgl. da zu im HWPh 12, S. 655ff. den Artikel *Wesensschau*.

Wesensbilder freizulegen, in der die Umwelt, sprachlich mannigfach gespiegelt, als Welt „erscheint“.

### 3. Die Herkunftsbereiche der Bilder als Präsuppositionsbasis, die „Schöpfung“ der Wesensbilder und die Struktur des idiomatischen Sprachzeichens

Hat man sich einmal von der Fruchtbarkeit der Fragestellung nach der Erschließung ganzer Lebens- und Erfahrungsbereiche durch die Idiomatik überzeugt und sucht man dem methodologischen Prinzip treu zu bleiben, nicht nur induktiv zu verfahren, sondern zumindest auch vom Ganzen ins Detail zu gehen – dem letztlich nicht auflösbaren Ineinandergreifen von Induktion und Deduktion entsprechend –, dann wird spätestens an dieser Stelle die Frage nach den Bereichen insgesamt akut, in die sich die Ausdrücke der Idiomatik sinnvoll einteilen lassen.

Ich habe bisher nur eine Grobeinteilung entwickeln können, da eine Feingliederung die Analyse zumindest aller der Stichworte – unter den im Vorhergehenden insbesondere in bezug zum Bild ange deuteten methodologischen Prinzipien – voraussetzt, mit denen mehrere Einheiten gebildet werden, d. h. so etwas wie ein idiomatisches Struktur-Wörterbuch, das für jedes relevante Lexem eine Darstellung liefert, wie wir sie für *Spiel, Haus, Tisch* und *Grille* skizziert haben.

Diese Grobeinteilung sieht folgendermaßen aus:

1. Natur;  
Leben – Tod;  
gesund – krank
2. Wohnen (Haus/...);  
Nahrung/Nahrungsmittel;  
Kleidung/Kleidungsstücke;  
Tiere
3. Gemeinschaft/Gesellschaft:  
Positionierung /  
Auseinandersetzung/  
Konstellation (Situation)/  
Arbeit/Wirtschaft/Handel/...
4. Ordnung – Gesetz – Sitte  
Ausbildung – Wissenschaft –  
Bildung – Kunst – (Philosophie) –  
Verantwortung – Sittlichkeit,  
Wahrheit – Unwahrheit

Religion  
Zeit  
Bewegung – Bewegungsmodalitäten

5. Denken;  
Fühlen – Gestimmtheit;  
Wollen
6. Spiel – Ernst
7. Grund/Ursache/ – Wirkung/Folge/...
8. Idealisierte Größen:  
Punkt/Linie/Kreis/...
9. Sprache
10. Gestik – Mimik
11. Gesonderter Bereich:  
Die Somatismen

Ich kann die einzelnen Bereiche und ihre Anordnung hier nicht näher diskutieren, füge nur an, daß (1) die die (ganze) Natur betreffenden Phänomene, (2) die historisch zwar unterschiedlichen und wandelbaren, doch (ehemals) zentralen Umwelt-Bereiche, (3) die eher „konkreten“ Erscheinungen und (4) die eher geistigen Phänomene einer Gemeinschaft oder/und Gesellschaft, (5) die geistig-seelische Physiognomie des Menschen, (6) eine offenbar irreduzible Manifestationsform des Menschen in allen Kulturen (und noch vieler Tiere), (7) logische Relationen, (8) außerhalb der „Erfahrung“ stehende Größen, (9) „die“ menschliche „Ausdrucksform“, (10) „die“ (9) begleitende, fundierende oder unabhängig von (9) operierende „Ausdrucksform“ andeutet. – (11) wird wegen seines besonderen Gewichts in der Idiomatik getrennt aufgeführt, überlappt sich aber mit anderen Bereichen.

Diese (noch) provisorische Übersicht über die Bereiche habe ich dann dem detaillierten Wortfeldsystem meines *Synonymwörterbuchs der deutschen Redensarten* gegenübergestellt, das ich zur Erleichterung eines Vergleichs hier in seinen Grundzügen (d. h. in den beiden obersten Ebenen) wiedergebe:

- A Zeit – Raum – Bewegung – Sinnesdaten  
Aa Zeit  
Ab Raum, Bewegung  
Ac Sinnesdaten

- B Leben – Tod
- Ba Geburt – Tod
- Bb (noch) jung – (schon) alt
- Bc gesund – krank
  
- C Physiognomie des Menschen
- Ca äußeres Erscheinungsbild
- Cb seelisches Erscheinungsbild
- Cc moralisches Erscheinungsbild
- Cd geistiges Erscheinungsbild
  
- D Stellung zur Welt
- Da Notwendigkeit, Schicksal
- Db Denken, Meinen
- Dc Reden, Schweigen
- Dd Handeln
- De Wille; Anstrengung, Arbeit; Erfolg, Mißerfolg
  
- E Haltung zu den Mitmenschen
- Ea Umgang
- Eb Zuneigung – Abneigung
- Ec persönliche Beziehung
- Ed Liebe
  
- F Einfluß – Macht – Verfügung – Besitz
- Fa Einfluß, Macht, Druck
- Fb Verfügung, Besitz
  
- G Kritische Lage – Gefahr – Auseinandersetzung
- Ga Fertigwerden in schwerer Lage
- Gb Haltung in der Gefahr
- Gc Kampf und Streit
  
- H Präferenzen
- Ha Gewicht, Bedeutung, Wert, Sinn
- Hb Vor- und Nachteil
- Hc Lust – Unlust
- Hd Genuß
  
- I Quantitäten – Qualitäten – Relationen
- Ia Menge
- Ib Maßstab
- Ic Ausmaß, Wertmaß
- Id Maßhalten
- Ie Bezug, Beziehung
- If gleich – verschieden
- Ig überlegen – unterlegen
- Ih sicher – unsicher
- Ii möglich – unmöglich

Man sieht sofort, daß die beiden Systeme völlig unterschiedlich angelegt sind. Das hier vorausgesetzte, bis zur Fertigstellung des angegebenen idiomatischen Struktur-Wörterbuchs nur in Umrissen formulierbare System ist eines der Bildfelder. Dabei wird auf Schritt und Tritt eine Erfahrung bestätigt – die auch unserere oben analysierten Felder unterstreichen –, die die (Haupt-) Vertreter der Wortfeldforschung immer wieder gemacht haben: die Sprache entwickelt auf allen Gebieten, sowohl im Großen wie im Kleinen, immer wieder Felder.<sup>39</sup> Immer wieder aufs neue hat der Forscher den Eindruck, sich in Ähnlichkeiten zu bewegen. Doch keines dieser Felder läßt sich exakt abstecken; keines ist ohne Brüche; und die Gesamtheit der Felder ergibt keine einheitliche Ordnung in dem Sinn, daß sich eine Struktur mit einer bestimmten Zahl von Parametern – geschweige denn, von logischen Kriterien – angeben ließe, nach denen sie gebildet ist. Vielmehr ist es offenbar in allen Feldern oder Bereichen so wie bei *Spiel, Haus, Tisch und Grille*: es ergeben sich Zentren, um die herum sich eine Reihe – bald sehr viele, bald nur einige – von Ausdrücken/Erscheinungen gruppieren; Zentren, die von diesen Ausdrücken perspektiviert und variiert werden. Und daneben findet sich eine mehr oder weniger große Anzahl von Ausdrücken/Erscheinungen, die von diesen Zentren mehr oder weniger stark abweichen, wenn sie nicht sogar vereinzelt dastehen – weil der zugrundeliegende Ordnungsfaktor – in unserem Fall das Bild – in ganz andere Felder oder Bereiche überspringt (die Metapher ist ein Sprungtropus), durch Inferenzen übergeht (Metonymie), nach den Gesetzmäßigkeiten der Synekdoche ausstrahlt oder aus nur schwerlich, wenn überhaupt systematisierbaren Gründen „abdriftet“. In aller Regel ergeben sich somit sogar von den Zentren her die mannigfachsten Überlappungen und Überschneidungen mit anderen Feldern. Und hinzu kommt – das haben wir bisher ausgeklammert – in unserem Fall noch die Wirkung der einzelnen Konstituenten der idiomatischen Ausdrücke, die wiederum nicht nur ihre Semantik, sondern auch

<sup>39</sup> Zu den Wortfeldern vgl. u. a. die Übersichtsdarstellungen von Schwarz, H., Öhmann, S. und Ducháček, O. sowie die Arbeiten von Geckeler, H. (1971) und Hoberg, R. (1970). – Aufschlußreich wäre sicherlich ein Vergleich der Kriterien, mit denen die Geisteswissenschaft, etwa die Linguistik, und die Naturwissenschaft, etwa die Physik zu definieren sucht, was ein Feld ist. – Innerhalb der Geisteswissenschaften fehlt ein stringenter Vergleich zwischen Bildfeldern, Metaphernfeldern und Wortfeldern. Die Kriterien überlappen sich permanent.

ihre Bildkraft ins Spiel bringen. – Die Literaturwissenschaft hat anhand von Metaphernfeldern, die in der Regel an bestimmten Autoren entwickelt wurden, genau die gleichen Erfahrungen gemacht. – Ein Bild ist eben – seiner Natur nach – ein Spektrum, das in die verschiedensten Richtungen strebt.

Da nun jedes Wort, das eine (faßbare) Bedeutung hat, nicht nur einen begrifflichen, mehr oder weniger klar absteckbaren Rahmen hat, sondern zugleich eine Bildgrundlage, die der „Anschauung“ entspricht, die in das Wort als (verwandelte) Realität eingegangen ist – und von dem logisch-begrifflichen Rahmen gebündelt wird („Sphäre“) –, sind die idiomatischen Ausdrücke ein besonders instruktives Beispiel für das skizzierte Ausstrahlen von einem Zentrum in die verschiedensten Richtungen, das prinzipiell bei jedem Wort de facto oder doch potentiell gegeben ist. Sehr schön drückt das Musil aus:

Das Wort ist gar nicht so sehr Träger eines Begriffs, wie man, bestochen davon, daß sich der Begriffsinhalt unter Umständen definieren läßt, gewöhnlich annimmt, sondern es ist, wenn es nicht definitorisch zu einem Fachwort eingeengt wird, *bloß das Siegel auf einen lockeren Pack von Vorstellungen*. Selbst in einer so einfachen und nüchternen Wortverbindung wie „die Wärme war groß“ sind die Vorstellungsinhalte „Wärme“ und „groß“, ja sogar der von „war“ ganz verschiedene, je nachdem sich der Satz auf eine Bessemerbirne oder einen Zimmerofen bezieht, und andererseits liegt etwas Gemeinsames noch in der großen Wärme eines Zimmerofens und eines Herzens. *Es erhält nicht nur der Satz seine Bedeutung aus den Worten, sondern auch die Worte gewinnen die ihre aus dem Satz, und ebenso verhält es sich mit Seite und Satz, Ganzem und Seite; bis zu einem gewissen Grad sogar in der wissenschaftlichen Sprache, auf das weiteste aber in der nichtwissenschaftlichen, bilden das Umfassende und Umfaßte aneinander gegenseitig ihre Bedeutung heraus, und das Gefüge einer Seite guter Prosa ist, logisch analysiert, nichts Starres, sondern das Schwingen einer Brücke, das sich ändert, je weiter der Schritt gelangt*. Dabei ist es, wie bekannt, die Eigentümlichkeit und Aufgabe des wissenschaftlichen oder logischen oder diskursiven oder, wie man hier im Gegensatz zur Dichtung auch sagen könnte, wirklichkeitstreuen Denkens, daß es den Vorstellungsablauf nach Möglichkeit einschient, eindeutig und unausweichlich macht; durch logische Regeln wird das nur überwacht und ist schon psychologisch eine ziemlich eindeutige Gewohnheit. Man kann auch auf sie verzichten und den Worten ihre Freiheit wiedergeben, und auch dann werden diese sich nicht einfach nach Laune verbinden; denn die Worte sind dann zwar vieldeutig, aber diese Bedeutungen sind untereinander verwandt, und wenn man eine erfaßt, guckt die andere darunter hervor, aber sie zerfallen nie ins völlig Zusammenhanglose. *An die Stelle der begrifflichen Identität im*

*gewöhnlichen Gebrauch tritt im dichterischen gewissermaßen die Ähnlichkeit des Worts mit sich selbst, und anstatt der Gesetze, die den logischen Gedankenablauf regeln, herrscht hier ein Gesetz des Reizes; das Wort der Dichtung gleicht dem Menschen, der dorthin geht, wohin es ihn zieht: er wird seine Zeit in einem Abenteuer verbringen, aber er wird sie nicht ohne Sinn verbringen, und er wird gewaltige Anstrengungen zu bewältigen haben, denn die Beherrschung des Halbfesten ist mitnichten leichter als die des Festen. (Hervorhebungen von mir)<sup>40</sup>*

Die Wirkungskraft der einzelnen, sich ähnlichen Vorstellungen oder Bilder ist das, was ich mit „Spektrum der Bilder“ bezeichnet habe – wobei „Bild“ die im Wort festgehaltene, doch weiterhin lebendige Vorstellung des Menschen von dem Umweltausschnitt ist, der in der Bildhaftigkeit der Sprache ihren Niederschlag findet; „Ähnlichkeit“ ist das geheimnisvolle Gesetz, nach denen die Bildkraft sich entfaltet; das „Umfassende“ und „Umfaßte“ entspricht bei den Idiomen der Bedeutung eines Worts – einschließlich seiner Bildkraft – auf der einen Seite, der in dem Minikontext des Worts („Bildbedeutung“, Syntagma und dann der Satz) festgehaltenen Bedeutung, Assoziation, Idee auf der anderen; und „das Schwingen der Brücke“ im „Weitergelangen des Schrittes“ ist die Bedeutungsentwicklung (der Worte, Syntagmen und Sätze) in einem (längeren oder kürzeren) Text.

Ein onomasiologisches Schema aber – wie ich es der Anordnung des Synonymwörterbuchs zugrundegelegt habe – sucht nun gerade von der in einem jeden Wort begrifflich eingerahmten Anschaulichkeit und den durch sie begründeten Ähnlichkeiten abzusehen und kommt durch die Prinzipien der – kontextfreien – Opposition, der Über- und Unterordnung, der Koordination, der Vektorenaufschlüsselung usw. zu einer realitäts- und bildfernen – eben zu einer (möglichst) begrifflichen – Ordnung.

An dieser Stelle kommen wir nun auf einen Punkt, der in der Idiomatikforschung, soweit ich sehe, ebenfalls kaum berührt wird:

Ein Bild hat ja nicht nur – wie jede Figur – zwei Ebenen – eine bildspendende und eine bildempfangende; oder, bezogen auf einzelne Worte oder die Konstituenten eines mehrgliedrigen Ausdrucks, einen (oder sogar mehrere) Bildspender und Bildempfänger; ein Bild einer mehrgliedrigen Einheit ist nicht nur in zahllosen Fällen an einer oder mehreren Stellen nicht übertragen, wirkt also, als Bild, über die übertragenen Elemente hinaus – und nicht selten anders; ein Bild kann nicht nur in vielen Fällen gar keine nicht-übertragene Basis haben, da eine solche Basis „in unserer Welt“ unmöglich ist; ein Bild hat nicht

<sup>40</sup> Musil, R., *Literat und Literatur; Der Geist des Gedichts*, aus: Tagebücher (1931), hier (1966), S. 182f.

nur eine Ausdrucksintention – wie jedes intentionale Zeichen: ein Bild hat einen Grund oder Hintergrund. Und dieser Grund oder Hintergrund ist für die Bedeutungsstiftung in der Bildschöpfung – beides stellt wahrscheinlich einen untrennbaren Akt dar – fundamental. Wir kommen hiermit zugleich auf unsere Beispiele mit *Spiel*, *Haus*, *Tisch*, auf unsere Skizze der Bereiche und auf unsere eingangs (S. 21ff) angestellten Überlegungen zurück, aus denen die Idiomatik (in der Hauptsache) schöpft. – Die Einheiten mit *Spiel* wurzeln selbstverständlich in der Erfahrung des Menschen mit bestimmten Spielen – und seiner Lebenserfahrung ganz allgemein; die Einheiten mit *Haus* in seiner Lebenserfahrung in und mit dem „Haus“, die Somatismen wurzeln in der inneren und äußeren Erfahrung des Menschen „mit“ seinen Organen, „durch die“ er lebt, sich „manifestiert“; die Einheiten mit Lexemen, die Tiere bezeichnen, wurzeln in seiner Erfahrung mit diesen Tieren – sei diese Erfahrung direkt, sei sie vermittelt durch Erzählungen, Lektüre u. a. m. – das Beispiel mit *Grille* dokumentierte das; die Einheiten mit Lexemen, die sich auf die Nahrung beziehen, in unserer Erfahrung mit dem und im Ernähren; die Einheiten mit Lexemen, die sich auf unser religiöses Leben beziehen (*Gott*, *Teufel*, *Heiliger*, *Kreuz* usw.), in unseren religiösen Erfahrungen, Vorstellungen, Bedürfnisse usw. Das macht den Hintergrund dieser phraseologischen Einheiten aus, der nicht nur für ihre Kreierung, sondern auch für ihr Verstehen mitkonstitutiv ist. In dem Grade mitkonstitutiv, daß wir – kennen wir ihn nicht – ihn ad hoc konstituieren oder sogar konstruieren – so wie jeder Etymologe, der den historischen Hintergrund bestimmter Einheiten nicht kennt, Hintergrund-Konjekturen machen muß, wenn er überhaupt sinnvoll (weiter-) forschen will. Ein Bild kann überhaupt nur ein Bild sein, wenn es einen Hintergrund hat. Man hat von logischen, semantischen, pragmatischen Präsuppositionen gesprochen; man hat zu wenig gesehen, daß jedes Bild – ob übertragen oder nicht –, weil es „bildhaft wirkt“ und als solches „Bedeutung hat“, zwei Ebenen hat, deren Deutung ohne den Hintergrund gar nicht möglich ist. Das Bild zeigt damit – und das ist nicht seine unbedeutendste Leistung –, was die Hermeneutik seit langem ausgiebig diskutiert: daß wir nur aufgrund eines spezifischen Vor-Verständnisses verstehen können – d. h. im Verstehen den „berühmten hermeneutischen Zirkel“ machen müssen.<sup>41</sup> Selbst noch ein so banal scheinender Ausdruck wie *jm den Wind aus den Segeln nehmen* setzt zu seinem Verständnis die Vertrautheit mit der Schifffahrt voraus.

Dazu gehört: gibt es keinen Wind, liegt das Schiff bewegungslos auf dem Wasser – es wird oder ist untätig. Das ist der Hintergrund. Denn konkret „nimmt ja dem Schiff niemand den Wind aus den Segeln“. Vielmehr bläst der Wind selbst in die Segel – oder läßt es –, es sei denn, man setze einen für den Wind verantwortlichen Gott o. ä. an, der den Wind zu blasen heißt oder selber blasend tätig wird – die Personifizierungen sind hier weit komplizierter, auch für die ältesten Texte, als zahlreiche Interpretationen annehmen... – Das auf der bildempfangenden Ebene liegende *jm den Wind aus den Segeln nehmen* hat also syntaktisch auf der Ausgangsebene (ohne Wind-Götter) gar keine „Vorlage“: Es formuliert also nicht nur einen „bildhaften Gedanken“ auf einer anderen Ebene – es konstituiert, ja fingiert, aufgrund der gegebenen Hintergrundkenntnisse, eine Struktur, die zum Ausdruck bringt: „jn zur Untätigkeit verdammen“ – wie der Schiffahrer zur Untätigkeit verdammt ist, wenn der Wind nicht in die Segel bläst. Die Ausdrucksintention – das erste Mal wahrscheinlich in einem ganz spezifischen engeren und weiteren Kontext – verändert also das Hintergrundwissen im Hinblick auf das Auszudrückende – eben das macht die Präsupposition der Bedeutungs-Stiftung aus.<sup>42</sup> (Auch deswegen sind viele idiomatische Einheiten – und auch noch sehr viele phrasologische Verbindungen – syntaktisch unregelmäßig.)

Nehmen wir einen wiederum ganz banal scheinenden Ausdruck, der das vielleicht noch anschaulicher zeigt als *jm den Wind aus den Segeln nehmen*: *etw auf die Spitze treiben*.

Welche Spitze ist hier denn überhaupt angesprochen? Zunächst wohl die Schwertspitze. Das Idiom meint also: „etw. so weit treiben, daß es zu einer scharfen, verletzenden, u. U. tödlichen Auseinandersetzung kommen mag oder kann.“ So weit sind sich wahrscheinlich alle Idiomatologen einig. Doch das eigentlich frag-würdige Phänomen setzt doch erst hier an: warum *auf*? *Das Bild* setzt offensichtlich nicht lediglich an einer bildhaft gestalteten Weltkenntnis von den Kriegswerkzeugen an, sondern schafft – zusätzlich oder vielleicht sogar primär – *einen imaginativen Anschauungsrahmen*: „so weit gehen/es so weit treiben/...“, daß das Ganze – d. h. das, worum es im gegebenen Fall geht – bricht, in sich zusammenbricht, es zur ‚Zerstörung‘ kommt“, weil das,

<sup>41</sup> Knapp und instruktiv dazu schon Spitzer (1969), S. 28ff. und (bes.) Anm. 15, S. 203ff. (Erstveröffentlichung 1948)

<sup>42</sup> Diese unlösliche Verschränkung macht die Präsupposition des Bildes im engeren Sinn aus; das Wissen von der Schifffahrt ist hier der allgemeinere Hintergrund.

was man „treibt“, an der Spitze angelangt, sich dort nicht „halten“ kann.<sup>43</sup> – *Einen imaginativen Ausdrucksrahmen* – solche Phänomene bilden heute in der Linguistik Untersuchungsfelder der kognitiven Linguistik, der Raumlinguistik usw.: wir stehen in einem vor- oder übereinzelsprachlichen Raum: der Sphäre unserer „Bilder“, d. h. all dessen, was für uns Bedeutung annehmen kann. Was aber Bedeutung annehmen kann, beruht auf einem Hintergrund, aus dem es seine Bedeutung schöpft; seinen „Grund“.

Wie verschachtelt nun der historische, der persönliche, der nicht-sprachliche und der sprachliche Bild-(Hinter-) Grund dabei ineinanderwirken können, mögen uns die Ausdrücke mit *Faden* zeigen:

### Faden

Den sozialen und beruflichen Hintergrund der zahlreichen Ausdrücke mit *Faden* bildet das Spinnen und Weben, Tätigkeiten, die Jahrhunderte und Jahrhunderte hindurch die Basis der Herstellung der Kleidung bildeten, tage- und nächtelang ausgeführt wurden und daher auch Zeit zum Nachsinnen – zum „Spinnen“ und auch „Spintisieren“ – und zum Erzählen ließen und so zu einem Gewebe führten – einer „Textur“ –, das seine Parallele im erzählten und dann womöglich niedergeschriebenen „Text“ – von lat. *tecere*, „weben“ – hatte. Der *Faden* ist das Grundelement des Webens, dessen mehr oder weniger geschickte und gelungene Vernetzung zum mehr oder weniger guten, fundierten Text-Gewebe führte.

Eine zweite Grundlage ist das Marionettentheater, bei dem die „Drahtzieher“ die *Puppen* a gusto tanzen ließen, um so die Bühnendarstellung den Erfahrungen und Erwartungen des „Volkes“ entsprechend „aufzuziehen“.

Eine dritte der Lebens-Faden, den das Schicksal spinnt und beim Tode durchschneidet. Gehen wir vom Augenfälligen aus:

*dünn wie ein Faden sein*  
nur noch ..... – „...ganz dünn/mager ...“

sind als Vergleich evident: der *Faden* ist ein typisches Beispiel (dynamische Synekdoche) für ein dünnes und langes „Ding“.

*an einem seidenen/dünnen Faden hängen*  
..... Fädchen .....

erklärt sich aus dem Lebens-Faden. Röhricht gibt zahlreiche Belege besonders aus der Antike mit dem

gleichen Bild. – Das Leben, das Schicksal, die Zukunft u. ä. bilden in aller Regel die einzige Valenzstelle.

<i>alle/die Fäden</i>	<i>in der Hand</i>	<i>haben/halten</i>
..... <i>fest</i>	.....	.....
..... <i>laufen</i>	... <i>js</i> ...../Händen zusammen	
.....	... /bei jm ...	
.....	<i>ziehen</i>	
..... (zu jm)	(wieder) <i>anknüpfen</i>	
.....	<i>im Verborgenen</i>	<i>spinnen</i>

perspektivieren. – Bis auf die drittletzte Einheit kommen sie alle aus der Weberei und haben auf der konkreten und übertragenen Ebene gleichermaßen ihre Bedeutung. Im Zentrum steht der Webmeister – bzw. der „die Lage Beherrschende“ –, bei dem alles zusammenläuft und der so das Spinnen und Ziehen der Fäden zur geplanten Textur kommen läßt. – Bis auf die angegebene Ausnahme halten sich alle Einheiten innerhalb dieser Bedeutungssphäre, d. h. geben kein „Objekt“ außerhalb des „Ge-webes“ an.

Noch reicher perspektivieren

<i>die Fäden (einer Diskussion/...)</i>	<i>in der Hand haben/halten</i>
.....	<i>behalten</i>
..... (eines Gesprächs/...)	<i>fortspinnen/weiterführen</i>
<i>den Fäden</i> .....	.....
..... (einer Diskussion/...)	<i>verlieren</i>
<i>die Fäden</i> .....	<i>entgleiten jm</i>
<i>der Fäden (eines Gesprächs/...)</i>	<i>reißt (plötzlich/...) (ab)</i>
.....	<i>ist plötzlich gerissen/ (...)</i>
<i>den</i> .....	<i>wiederaufnehmen</i>

Gesprächs- oder Diskussions-Führung – Weiterführung – Unterbrechung – Wiederaufnahme: die Wendungen geben die Eckwerte.

Auf das Handlungsgewebe eines Romans (oder eines anderen langen Texts eines Kunstwerks) werden die *Fäden* bezogen in

<i>die Fäden</i>	<i>der Handlung sind (kunstreich/...) (miteinander) verschlungen/</i>
.....	<i>entwirren/...</i>

Man erkennt sofort, daß hier das alte, bewährte Muster des Webens und Spinnens mit seinem Gewebe oder seiner „Textur“ von dem es begleitenden – mündlichen! – Gespräch oder auch der Diskussion auf das kunstvolle Schreiben eines eigens dafür „Berufenen“ oder Verantwortlichen übertragen wird und damit einen neuen – künstlerisch-künstlich verschlungenen – Gehalt bekommt, den „der arme Leser“ zu entwirren hat.

Ganz allgemein auf das Denken, Dichten, Schrei-

<sup>43</sup> Das ist hier die Präsupposition (im engeren Sinn).



ben – d. h. auf alles gedanklich Zusammenhängende – bezieht sich

*sich wie ein roter Faden durch etw (hindurch-) ziehen*  
mit der wohl selteneren Variante:  
*der rote ..... in/von etw. sein*

„Die Redensart vom roten Faden“, schreibt Röhrich dazu, „der sich durch alle Ausführungen eines Redners (?) hindurchzieht und den eigentlichen Grundgedanken meint, der alles zusammenhält, ist dagegen (d. h. im Gegensatz zu den übrigen von ihm angegebenen Ausdrücken mit *Faden*) nicht volkstümlichen Ursprungs, sondern ein viel gebrauchtes und deshalb anonym gewordenes Zitat aus Goethes „Wahlverwandtschaften“ (Zweiter Teil, Kap. 2). Bevor Goethe sie dort zum ersten Mal anwendet, muß er einen Hinweis auf ihre Herkunft einfügen: ‚Wir hören von einer besonderen Einrichtung bei der englischen Marine. Sämtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein roter Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne alles aufzulösen und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören. Ebenso zieht sich durch Ottliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet.‘ Der hier geschilderte Brauch besteht tatsächlich seit 1776 in Englands Flotte. Goethe zitiert den ‚roten Faden‘ noch einmal in den „Wahlverwandtschaften“ (2,4) zur Einleitung eines Stücks von Ottliens Tagebuch: ‚Manches Eigene von innigstem Bezug wird an dem roten Faden wohl zu erkennen sein“<sup>44</sup>

Hier haben wir den seltenen Glücksfall, der Geburt eines idiomatischen Ausdrucks mitsamt all seiner Voraussetzungen beizuwohnen: eine äußerst wichtige, reich entfaltete, zunächst handwerkliche, dann industriell betriebene berufliche Tätigkeit, das Spinnen und Weben, als zweieinhalbtausendjährige Tradition der „europäischen Kultur“ im weiteren Hintergrund – der innige sprachliche Bezug zum Gespräch, im Volk wie dann in der Literatur, als Teil dieser Tradition, mündlich wie schriftlich – eine neue Technik des Verwebens bei den Tauwerken der Schiffe der (damals) weltweit bewunderten (und gefürchteten) englischen Flotte mit dem alles verkettenenden und haltenden roten Faden – die Kunde, die der größte deutsche Dichter, geradezu nach allen Seiten interessiert und aufgeschlossen, von dieser neuen Technik erhält – das „an“ diesem Faden und seiner Funktion „er-schaute“ Bild und die Einfügung des so neu geschaffenen Bildes in das seit Jahrtausenden bestehende sprachliche und nicht-sprachliche Motivgeflecht – gefördert durch die dichte Verknüpfung von historischem Bericht und künstlerischer Verwandlung – und schließlich die „gezielte Nachahmung“ des Ausdrucks durch die Sprecher des Deutschen, zu Anfang sicherlich auch angeregt

durch seinen Stellenwert in dem „größten deutschen Roman“ (im Sinn der Stellungnahme Th. Manns).

Den historischen Hintergrund – auf den verschiedensten Ebenen – sieht Genette, wie gesagt, als Metonymie in ihrer grundlegenden Funktion. Auf ihr baut das Bild (des Ausdrucks) als kompositionell-schöpferisches Wechselspiel auf. – Was hier im Wechselspiel von Geschichte und schöpferischem Akt geschieht, habe ich im Anschluß an seine Deutung der Kunst Prousts als prinzipielles Wechselspiel von Metonymie und Metapher zu skizzieren versucht.<sup>45</sup> Die Forschung hat das enge Zusammenspiel dieser beiden Figuren inzwischen sowohl theoretisch wie an unzähligen Beispielen begründet und erhärtet.<sup>46</sup> Der hier diskutierte idiomatische Ausdruck ist ein Beleg, wie er in der Vollständigkeit der Konstellation nur sehr selten erscheint – eben ein seltener Glücksfall. – Das, was Genette als generell-metonymisch faßt, fassen wir hier als die Voraussetzung oder die vorauszusetzende Ebene – als „Grund“ und dann im engeren Sinn als Präsupposition – der ein Bild begründenden Konstellation zweier Ebenen zueinander. Proust kann überhaupt nur neue Figuren schaffen – so die Überlegung Genettes –, wenn die metonymisch immer wieder erneuerte Grundlage als Voraussetzung des schöpferischen Bildes und der immer wieder neu ausgreifenden Metapher fungiert. Idiomatische Bilder können überhaupt nur gebildet werden – so die hier gezogene Parallele –, wenn eine dem vergleichbare Grundlage die Voraussetzung dazu bildet.

*die Fäden ziehen*

hat seinen Hintergrund im Marionettentheater. Dieser Hintergrund bestimmt den veränderten Bedeutungskern: „die Dinge leiten, deichseln – wie man es für richtig hält (auch im Gegensatz zu den anderen)“; d. h. kein Gewebe, das sein Muster hat, auf das alle Arbeitenden und alle Arbeitsschritte abgestimmt sind, so daß mittelbar auch die Arbeitenden selbst aufeinander abgestimmt sind – sondern das Individuum als Dirigent des Ganzen. – Der Ausdruck gehört also in die (heraufkommende) moderne Welt – während Goethes *roter Faden* gleichsam auf der Kippe von alter und moderner Welt steht.

*den/keinen guten Faden miteinander spinnen*

<sup>44</sup> Röhrich I, S. 252 (Stichwort *Faden*)

<sup>45</sup> S. Anm. 30

<sup>46</sup> Vgl. u. a. Dirven, R./Pörings, R. (Hrsg.) (2003)

überträgt von der Welt des Webens auf die des Umgangs miteinander;

*graue Fäden im Haar haben*

überträgt lediglich den *Web-Faden* auf den *Faden* des Haares.

*keinen guten Faden an jm lassen*  
mit dem weit häufigeren  
*kein gutes Haar .....*

bedienen sich der vorliegenden metaphorischen Angleichung *Faden – Haar*.

Zum Abschluß noch zwei Ausnahmen:

*keinen trockenen Faden mehr am Leib(e) haben*

wo *Faden*, als Teil eines Ganzen, für dieses Ganze („Kleidungsstück/Kleidung“) erscheint (Synekdoche), und

*Fäden ziehen*

vom Teig – der sich ja in der Tat wie ein immer dünner werdender Faden in die Länge zieht, wenn man ihn von einem Löffel o. dergl. herabtropfen läßt. Ein Bild also, das schwerlich durch ein anderes zu ersetzen ist, wenn man das gegebene Phänomen veranschaulichen will.

Idiom. *Faden* ist, wie sich zeigt, ein sowohl kulturgeschichtlich wie auch strukturell höchst ergiebiges Stichwort.

Selbst wenn die Form eines idiomatischen Ausdrucks – syntaktisch oder anders – nicht verändert wird, so zeigen die Beispiele mit *Faden* sehr deutlich, geht die Ausdrucksintentionalität von dem Hintergrund aus und ordnet ihn im Hinblick auf das jeweils Auszudrückende. Wie wir bei den Beispielen mit *jn(etw) (fest) in der Hand haben* sahen, können dabei auch die sog. konventionellen Präsuppositionen eine große Rolle spielen: wer Schecks fälscht und dabei erwischt wird, ist – aufgrund der Konventionen – in der Hand derer, die davon wissen oder erfahren. – Was Konvention, was logisch-natürlicher Hintergrund ist, ist im Einzelfall indessen sehr oft nur schwer auseinanderzuhalten.

Versuchen wir nun, unsere Überlegungen im Hinblick auf das komplexe idiomatische Zeichen schematisch zu bündeln.

Der Übersicht halber gehen wir aus von den Figuren und beziehen sie auf einen dreigliedrigen Ausdruck. Als Alternative ergeben sich dann:

{A B C}

Der Ausdruck ist (wie die Klammern andeuten) als ganzer, d. h. global übertragen;

{A} B C

A {B} C

A B {C}

Der Ausdruck ist in einer Konstituente, d. h. partiell übertragen;

{A B} C

A {B C}

Der Ausdruck ist in zwei Konstituenten (gemeinsam), d. h. blockartig übertragen.

Bei der Übertragung kann es sich selbstverständlich um jede der Übertragungsfiguren handeln, d. h. um eine Metapher, Metonymie oder Synekdoche. Unterscheidet man zwischen der Übertragungsbasis – die durch die Klammern angedeutet wird: die in Klammern gesetzten Elemente vor ihrer Übertragung bilden die Basis, auf der sie ansetzt – und der Übertragungsform – den Übertragungsfiguren –, wird ein idiomatischer Ausdruck zunächst nach dem Zusammenspiel dieser beiden Faktoren bestimmt. Hierbei können wiederum unterschiedliche Figuren zusammenspielen:

{A}<sup>Metapher</sup> {B C}<sup>Metonymie</sup>

{A B}<sup>Synekdoche</sup> {C}<sup>Metonymie</sup> usw.

Ja, es können, wie genauere Analysen zeigen, mehrere Figuren auf derselben Basis, also partiell, blockartig und global zusammenspielen:

{A B C}<sup>Metapher + Metonymie</sup>

A {B C}<sup>Metonymie + Synekdoche</sup> usw.

Und es können an einer oder mehreren Stellen – „Basen“ – mehrere – gleiche oder unterschiedliche – Übertragungsschritte stattgefunden haben:

{A B}<sup>(1)Metapher (2) Metapher</sup> {C}

A {B C}<sup>(1) Synekdoch (2) Metonymie</sup> usw.

Diese Auszeichnungen geben den schrittweise erfolgenden Übergang von der – historisch belegten, mit Sicherheit anzunehmenden oder als plausibel anzusetzenden – nicht-übertragenen („wörtlichen“) Ausgangsbasis zum „Endprodukt“, d. h. der aktuellen Bedeutung wieder.<sup>47</sup> – Nehmen wir als ein sehr einfaches Beispiel den Ausdruck *jn auf den Arm nehmen* in der Bedeutung „jn veralbern“, „mit jm ein ironisches (doch nicht übel gesonnenes) Spiel treiben“. Der Ausdruck ist, so scheint es, nicht plausibel einsichtig zu machen, wenn man nicht von einer „klassischen Familienszene“ ausgeht: die Mutter – oder auch jemand, der sie vertritt – nimmt das Baby auf den Arm, um es zu stillen (bzw. ihm die Flasche zu geben oder es sonst zu ernähren). (Standartsituation; konventionelle Präsupposition). Für das Baby stellt sich selbstverständlich die reflexhafte Erwartungshaltung (Pavlov-Reflex) ein: „Armnehmen – Stillen“; als Figur: eine Metonymie (des Zeichens oder der Folge/Wirkung). – Man sieht an diesem Beispiel übrigens sehr gut, daß die durch eine Figur – hier: durch eine Metonymie – konstituierte Bedeutung durchaus als die primäre „erlebt“ werden kann und äußerst häufig auch „erlebt“ wird – wir kommen darauf noch zurück. – Das Kind weint nun zu einer gegebenen Zeit – aus irgendeinem, der Mutter nicht einsichtigen Grund. Sie will es „beruhigen“ und nimmt es daher auf den Arm. Aufgrund der Erwartungshaltung „Stillen“ (Genuß!) hört das Kind auf zu weinen. Doch was tut die Mutter: sie stillt es nicht. D. h. sie läßt das Weinen des Kindes ins Leere gehen, indem sie die an die Geste geknüpfte metonymische Folge aufhebt; die Geste wird ihrer Bedeutung entkleidet bzw. „umfunktionalisiert“: statt „stillen“ „beruhigen“, „Weinen abstellen“. – Das Kind ist „düpiert“ – hierin liegt die („objektive“) Ironie des Vorgehens der Mutter. – Die Metonymie, als Umgebungsfigur „real“, ändert ihre Folge oder Wirkung. – Nun wird der Ausdruck in dieser neuen Bedeutung: „jn düpierten/ leerlaufen lassen“, „spielerisch ironisierend behandeln“ auf andere Bereiche übertragen – eine Bereichsmetapher – etwa, indem ein Chef so tut, als wolle er jemandem etwas Wichtiges mitteilen, ihn daher zu sich kommen läßt – und ihm dann den Auftrag gibt, eine schwere Arbeit zu erledigen. – Fazit: auf derselben nicht-übertragenen Basis: *auf – den – Arm – nehmen* müssen zwei (völlig unterschiedliche) Übertragungsschritte (Metony-

mie der Folge + Bereichsmetapher) angesetzt werden, um die vorliegende Sprachbedeutung plausibel zu machen.

Schließlich können in dem übertragenen Ausdruck ein oder mehrere Elemente dieselbe Bedeutung haben wie auf der Ausgangsbasis, d. h. in dem nicht-übertragenen Syntagma. Als Beispiele mögen dienen:

{*gewonnenes Spiel haben*}  
e-r S{*auf den Grund gehen*}  
{*sich*} auf einem Gebiet/... {*zu Hause fühlen*}

Die Einheiten sind global übertragen; doch die unterstrichenen Konstituenten weichen in ihrer Bedeutung nicht von der ab, die sie auf der (konkreten) Ausgangsbasis haben. Hierbei ist zu beachten: der Übertragungsvorgang und das Erfassen der übertragenen Bedeutung (Bildvorstellung) als auf einer anderen Ebene liegend als der voranzusetzenden schließt das – für sich gesehen! – nicht-übertragene Element – oder die nicht-übertragenen Elemente – mit ein. Oder, dynamisch formuliert: sind wir erst einmal auf der übertragenen Ebene, verstehen wir auch solche Elemente als auf dieser Ebene liegend, die nicht übertragen sind. – Auch in diesem Punkt illustrieren die idiomatischen Ausdrücke Verständnisprozesse von Bildern und Figuren, die bei jedem „Text“ – gleich welcher Länge, ja, auch in der Malerei und den anderen „bildhaften Künsten – wirksam sind. Kommen wir zurück auf Kafkas *Schloß*<sup>48</sup>. Hat der Leser noch niemals etwas von Kafka gehört, d. h. geht er mit einer „normalen Erwartungshaltung“ an die Lektüre, liest er die erzählten Ereignisse zunächst ganz wörtlich – bis ihm schließlich „aufgeht“, plötzlich oder so nach und nach, rasch oder weniger rasch, bewußt oder weniger bewußt: „wörtlich kann das nicht gemeint sein, denn das ergibt keinen faßbaren Sinn“. Er sucht also nach diesem Sinn – liest nicht mehr wörtlich – und ist er dann einmal auf dieser nicht-wörtlichen, zunächst dunkel, dann immer klarer als „übertragen“, „symbolisch“ erlebten Ebene, liest er alles „symbolisch“ – ganz gleich, ob die einzelnen Sätze, Syntagmen, Worte für sich

<sup>47</sup> Die Ausgangsbedeutung der Übertragung muß natürlich nicht „konkret“ sein. – Bei allen Ausdrücken, die in einem (umfassenden) (Wesens-) Bild wurzeln, ist der Ansatz einer spezifischen Ausgangsbedeutung (in der von uns vertretenen intentionalen Sprachauffassung) prinzipiell fragwürdig. Ähnliches gilt für alle anderen Ausdrücke, deren Kernglied ein Lexem mit mehreren Bedeutungen ist. Das Schema im folgenden vereinfacht also.

<sup>48</sup> Vgl. oben S. 24

wörtlich oder übertragen sind. Wie wir bereits sahen, eine Bestätigung von Goethes Feststellung, daß ein ganzer Text tropisch gemeint sein kann, ohne Tropen zu haben.

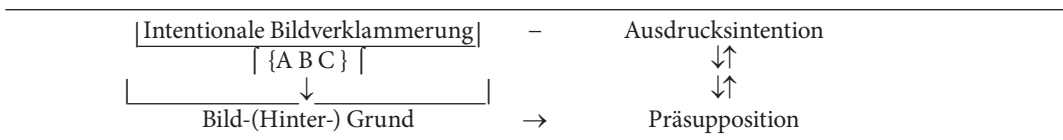
Geben wir die Nicht-Übertragung eines oder mehrer Elemente durch einen darunter gesetzten Pfeil wieder, wäre also auszuzeichnen:

{A B C}, {A B} C, usw.  
 ↓        ↓

Bei all diesen Auszeichnungen aber haben wir der – doch ganz grundsätzlichen – Tatsache des Bildcharakters als einem mehrere „Elemente“ – hier Worte – gemeinsam erfassenden Phänomen noch gar nicht Rechnung getragen. Wir haben zwar die Operation der Übertragung und vor allem ihre Wirkung auf den Hörer oder Leser unterschieden von der realiter erfolgenden Übertragung der einzelnen Konstituenten des mehrheitlichen Ausdrucks im Vergleich zu ihrer Ausgangsbedeutung; doch wir haben den eigentlichen Grund des Zusammenhalts der gemeinsam übertragenen und zugleich partiell u. U. nicht übertragenen Elemente/Worte/ Konstituenten nicht angegeben – das Bild. Ich deute diesen Bildcharakter durch eine den Ausdruck von oben an einrahmende „Großklammer“ an:

┌ {A B C} ┐ usw.  
 ↓

Erst durch eine solche Auszeichnung wird auch



Die Fundierungsordnung ist umgekehrt zur Entwicklung unseres Schemas:

– Ausdrucksintention und Bildhintergrund (als Basis der Präsupposition)

→ Bildkonstitution; Bild, Bild-Bedeutung übereinzelsprachlich,<sup>50</sup>

dem für die Interpretation grundlegenden Gesichtspunkt Rechnung getragen, daß die Bedeutungsänderung durch den Übertragungsvorgang, d. h. die Figur, bei jedem einzelnen Element des als zusammengehörig empfundenen nur angegeben werden kann, wenn man von der Gesamt-Bedeutung des Zusammengehörigen ausgeht und dann jedes zu analysierende Element – ob für sich übertragen oder nicht – in Beziehung setzt zu dem Zusammengehörigen – d. h. zur der Ganzheit oder Einheitlichkeit des Ausdrucks.<sup>49</sup> – In unseren Beispielen: ich kann die Bedeutung, die *haben*, *gehen* und *fühlen* – wie die der anderen Konstituenten – in den Ausdrücken haben, nur eruieren, wenn ich von der Gesamtbedeutung ausgehe. Nur so erkenne ich, daß es sich nicht um das „Gehen“ eines Schiffs oder eines Menschen handelt, sondern um ein Gehen, das auf einer anderen Ebene – eben der übertragenen – liegt, wenn es auch mit dem „Gehen“ des Schiffs möglicherweise „im Grunde“ identisch ist; um ein „Fühlen“, das auf beiden Ebenen (möglicherweise) identisch ist, um ein „Haben“, das in seiner Bedeutung zu bestimmen prinzipiell Schwierigkeiten bietet, hier indessen als identisch mit *haben* in einem in all seinen Elementen wörtlichen Satz wie *Deutschland hat über 80 Millionen Einwohner* zu fassen ist.

Und schließlich ist unsere Zeichenkonvention eines idiomatischen Ausdrucks noch um die Ebene des (Bild-) (Hinter-) Grundes – wie wir ihn bei *Faden* und den anderen „Feldern“ diskutiert haben – und um die Ausdrucksintention zu vervollständigen, d. h. sind die Ausdrucksintention und ihre Präsupposition einzufügen:

→ Bildbedeutung: auf der Basis der in der gegebenen Einzelsprache zur Verfügung stehenden Lexeme und syntaktischen Regularitäten; d. h. erst hier kommen die einzelsprachigen Faktoren ins Spiel.

Innerhalb der gegebenen Einzelsprache dann: Unterscheidung der Übertragungsformen und ihrer Übertragungsbasis nach dem Figureschema.

Das Figureschema als solches ist natürlich übereinzelsprachig; doch die „Klassifizierung“ der einzelnen Konstituenten wie des Ausdrucks als ganzen

<sup>49</sup> Vgl. dazu ausführlich Schemann (<sup>2</sup>2002), Kap. C, 2c

<sup>50</sup> Vgl. unten Kap. IV,3 und Schemann (<sup>2</sup>2002), Kap. D, 2

nach diesem Schema ist an den Lexembestand und die Regularitäten der gegebenen Einzelsprache geknüpft. Ja, mehr: häufig kommen symbolische, literarische, historische und andere Beziehungen hinzu,

die bestimmten Lexemen in einer bestimmten Umgebung eine ganz spezifische Bedeutung geben, die als solche adäquat verstanden sein muß, wenn man die Übertragungsschritte angemessen beurteilen will.

## II. Die „Aspektuierung“ der verbalen festen Syntagmen (als Hauptbestand der idiomatischen Einheiten)

Wer sich den idiomatischen Wortschatz als ganzen vor den inneren Blick zu rücken sucht und wer sich längere Zeit – aus welchen Gründen auch nur immer – mit phraseologischen Ausdrücken beschäftigt, stellt bald fest, daß bestimmte „Verben“ immer wieder erscheinen: *sein, haben; werden; tun, machen; sitzen, stehen, liegen, setzen, stellen, legen; gehen, kommen, laufen; geraten, gelangen, fallen, (verfallen); bringen, geben, nehmen* und einige andere machen die übergroße Mehrheit der „verbalen“ oder „pseudoverbalen“ Konstituenten der sog. „Verbalphrase“ aus.

Wenn sich die Idiomatikforschung, soweit ich sehe, nicht die prinzipielle Frage gestellt hat, warum das so ist und was das mit „der“ Idiomatik zu tun hat, sind dafür, wie es scheint, vor allem folgende Gründe verantwortlich:

- nur wenige Phraseologen suchen ihren methodologischen Ansatz im Ausgang von einem möglichst umfangreichen Material; die große Mehrheit sucht bestimmte als phraseologisch oder idiomatisch bestimmte Phänomene anhand einer relativ begrenzten Zahl ausgesuchter „Beispiele“ zu explizieren;
- das, was „eigentlich“ als „phraseologisch“ oder „idiomatisch“ zu gelten hat, wird durchweg anhand linguistischer Theorien oder Vorannahmen bestimmt, die entweder völlig unabhängig von der Phraseologie oder lediglich aufgrund eines mehr oder weniger beschränkten Teilbereichs entwickelt oder „gestestet“ wurden. So lassen sich vornehmlich historisch und/oder kulturhistorisch ausgerichtete Strömungen, vor allem syntaktisch interessierte Richtungen (insbesondere die Generative Grammatik, dann die Generative Semantik, der Strukturalismus und andere „funktional“ ausgerichtete Forschungen), pragmatisch orientierte Untersuchungszeige (wobei das, was als „pragmatisch“ zu gelten hat, kaum von zwei Forschern gleich beantwortet werden dürfte), kognitive, psycholinguistische, soziolinguistische und andere nicht immer im strengen Sinn sprachwissenschaftlich vorgehende Untersuchungen und schließlich – in den letzten Jahren vermehrt – solche Analysen unterscheiden, denen es – wiederum aus sehr unterschiedlichen Gründen und mit sehr unterschiedlichen Me-

thoden – darum geht, dem, was man die „Formelhaftigkeit“ – sie umfaßt „Muster“, „Schablonen“, „Klischees“, „Routineformeln“, „wiederholte Rede“ u. a. m. – der Sprache wie des gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen Lebens nennt, auf die Spur zu kommen und in mehr oder weniger weitgespannten Theorien einzufangen.

Da all diese Ansätze in sich wiederum von sehr unterschiedlichen Voraussetzungen auszugehen pflegen, ergänzen, klären, erhellen sich die Untersuchungen gegenseitig weitgehend nur bedingt. Wenn die neuere Korpuslinguistik diese Vielfalt divergierender Ausgangspositionen und Zielsetzungen mit dem Hinweis auf das immense Material, das uns heute gleichsam per Knopfdruck zur Verfügung steht, zu „befrieden“ sucht – „Schauen wir uns doch erstmal in der ungeheuren Weite der vor uns liegenden ‚sprachlichen Welt‘ genauer um, ehe wir methodische oder theoretische ‚Modelle‘ entwerfen!“ –, so sieht das nicht selten eher wie eine Scheinlösung und weniger wie ein Ansatz aus, der zu einem neuen Verständnis von der Idiomatik oder Phraseologie führt. Wie die Kollokationsforschung in geradezu frappanter Weise zeigt, verschiebt sich das, was als „phraseologisch“ (oder auch „idiomatisch“) zu gelten hat, von Erscheinungen, die nach irgendeiner der vorliegenden (hier nur sehr weitmaschig skizzierten) Methoden definiert wurden, bisweilen zu einem statistischen Phänomen: „was gehäuft zusammen auftritt“. (Vgl. den neuerdings weitgehend praktizierten Kollokationsbegriff mit dem bis dahin geltenden, der vor allem von Hausmann entwickelt wurde).

Speziell mit Bezug auf die Verben spielt dann die grundsätzliche Divergenz in der Auffassung darüber, was unter einem Prädikat zu verstehen ist, eine die Dinge zusätzlich erschwerende Rolle.

Wir haben aus all diesen und möglicherweise noch anderen Gründen den fast absurden Zustand, daß sich die Forschung zumindest in dem Befund einig zu sein scheint, daß der Schwerpunkt wenigstens der Idiomatik – d. h. der Phraseme, deren Konstituenten (zumindest teilweise) eine semantisch und/oder strukturell-syntaktisch und/oder semantisch-syntaktisch-pragmatisch veränderte Bedeutung haben im Vergleich zu den lautlich identischen Formen außerhalb der „Idiomatik“ – in den „Verbalphrasen“ oder „verbalen Syntagmen“ liegt, daß aber, was als „Verbalphrase“ oder „verbales Syntagma“ zu fassen ist, entweder nur vorläufig (für eine bestimmte Fragestellung) oder gar nicht geklärt wird.

Ich gehe im folgenden von einer Auffassung vom Prädikat aus, die der Transformationsgrammatik, der (klassischen) Valenzgrammatik und wohl auch den meisten Richtungen der Dependenz- und Kasusgrammatik zugrunde liegt und im Kern schon bei den Stoikern erscheint, die Verben, die für sich „eine Aussage bilden“, von denen unterscheiden, die dazu noch einer „Ergänzung“ bedürfen. Wenn sie dann als „Ergänzung“ nur ein Nomen gelten ließen, verstellten sie sich damit den entscheidenden Schritt zu einer radikal neuen und logisch konsistenten Fassung des Prädikats. Die Valenzforschung tat diesen Schritt bekanntlich mit der grundsätzlichen Differenzierung zwischen einer „Ergänzung“ und einer „freien Angabe“ (in der traditionellen Grammatik „Umstandsbestimmung des Ortes, der Zeit, der Art und Weise“ usw. genannt).

Wenn man den Schwerpunkt der Idiomatik in der Verbalphrase sieht, ergibt sich als augenfälliger Befund und damit als eine erste Fassung dieses Teilbereichs, so scheint mir, fast zwangsläufig:

Eine idiomatiche Verbalphrase ist ein (den Gründen nach dann näher zu bestimmendes) gebundenes Syntagma, in dessen Mehrheit die oben angebenen „Verben“ oder „verbalen Elemente“ als Konstituenten erscheinen. Das Warum und den Sinn dieser Erscheinung gilt es also zu klären.

Wir beginnen mit dem allgemeinsten der (Pseudo-) Verben, mit *sein*.

## 1. *sein*

Es lassen sich grundsätzlich folgende Erscheinungsformen und Funktionen unterscheiden:

### 1. *Gott ist*.

Der Satz gibt (von *Gott*) ein Existenzurteil, „sagt sein ‚Sein aus‘. Doch was ist ‚Sein“?

„In der Ontologie“, schreibt Nicolai Hartmann, „bezeichnet das Sein (gr. *ousia*) im Unterschied vom Seienden, dem Dasein und seinem Sosein einzelner Dinge, das Existieren von Dingen überhaupt, das „Sein des Seienden“, das Identische in der Mannigfaltigkeit des Seienden. Man muß nur die Unterscheidung vor Augen haben. Und das bedeutet, daß man nicht etwa nach einem einheitlichen Seienden hinter der Mannigfaltigkeit alles Seienden zu fragen hat – das würde von vornherein das Suchen nach einer Substanz, einem Absoluten oder sonst einem Einheitsgrunde bedeuten, und dieses müßte ja selbst wiederum ein Sein haben –, sondern nach dem, was das schlicht ontisch verstandene Generelle darin ist. Das aber ist das Sein.“<sup>51</sup> – Auf unseren Beispielsatz zielen N. Hartmanns Überlegungen offenbar nur bedingt.

Es geht ja in unserem Satz nicht – oder zumindest nicht in erster Linie – um die Frage des Allgemeinen und/oder Beson-

deren, sondern um die Behauptung: „ein X, genannt ‚Gott‘, ist ein Seiendes – und nicht ein Nicht-Seiendes, ein ‚Nichts‘“, d. h. um *sein* als Existenzaussage. – Aber wenn ich von einem X sage: „Es ist ein Seiendes – und nicht ein Nichts“, – muß dieses X ein „Sein“ haben. Doch ist dieses „Sein“ dann nicht (auch) das „Sosein“, die „Essenz“, das „Wesen“ – das nach alter Lehre zur „Existenz“ gehört? Haben wir also mit der Existenz oder besser: mit dem Existenz-Urteil schon den „Zwang“, über das als existierend Dahingestellte ein So-oder-anders-Sein auszusagen – d. h. zu präzisieren? Gehört also Existenz – bezogen auf den Satz: zu dem als Satzgegenstand Angesetzten, zu dem als „Thema“ vorab Angenommenen, als argumentum logisch Anzunehmenden – dann notwendig – und damit mit ihm gleichgesetzt – die Satzaussage, das Rhema, das praedicatum?

Wenn das X nun „Gott“ ist, muß dessen Essenz – das So-Sein – das generellste sein. Mehr läßt sich in der Tat offenbar nicht sagen. Doch wie unsere knappe Überlegung zeigt, führt uns das Existenzurteil offensichtlich notwendig zur Präzisierung – wenn auch damit natürlich über das So-Sein selbst noch gar nichts ausgesagt ist außer: es ist mit dem Dasein notwendig mitgegeben. Daher: bei jedem Dasein – auf den Satz bezogen: bei jedem Satzgegenstand oder Thema fragt der Mensch – er scheint gar nicht anders zu können – nach seinem Sosein, sucht er zu präzisieren.

Ein idiomatiche Beispiel: Man hat in einer Gruppe längere Zeit über eine „Vorlage“ für ein neues Vereins-, Parteien-, Verbands/...-statut diskutiert. Eines Tages kommt Erich, der bei dieser Diskussion mitgewirkt hat, zu Klaus, der das Ganze nur von außen vage verfolgt hat, und erklärt freudestrahlend: *Der Vorschlag für das Statut steht. Steht* ist offenbar eine Kurzform, deren Bedeutung etwa „existiert (jetzt/endlich/...)“ ist (vgl. „*steht (jetzt/...) fest*“). – Über die Frage, wie er „steht“ oder „feststeht“, ist damit nicht das Geringste ausgesagt.“ In den Köpfen der Beratenden vorhanden“ – sie haben sich „geeinigt“, „verstanden“?; „nur in einigen Grundlagen“ oder „bis in die Einzelheiten“? Schon als Skizze „schriftlich festgehalten“? „Auf einem Papier in den Grundlinien entworfen“? Oder schon „als fix und fertig vorliegendes Produkt“? Oder aber, im Gegenteil, lediglich als Verpflichtung, zwei, drei Punkte als Rahmen „fest-zu-halten“? – *Fest-stehen, fest-halten*: die Lexeme haben als Konstituenten eines Kompositums – oder eines Syntagmas? – eine andere Bedeutung als für sich, haben diese Bedeutung indessen nur zusammen; und *steht* erscheint entweder als Ellipse (von *fest-stehen*) (mit veränderter Bedeutung) oder als Metonymie, die die Grundlage des Stehens, den „Grund“, auf dem alles, was „steht“, „stehen“ muß, mit in seine (neue) Bedeutung aufgenommen hat. In beiden Fällen geht es indessen um Idiomatik. Im ersten Fall um eine – andeutende – Kürzung. Solche vagen Andeutungen *sind* heute wie ehemals *in* – d. h. „in Mode“. Im zweiten Fall vergleichbar dem *greift* in dem Satz: *Ja, ja, die Methode greift*. D. h. es wird präsupponiert: „Sie greift nicht ins Leere“.

Ich werde auf die zahlreichen – besonders verbalen – idiomatiche Einheiten, die auf solch eine Kürzung (einer längeren Form) oder auf Übertragungskombinationen, bei denen bestimmte Voraussetzungen, als Ergebnis, mit in die Bedeutung übernommen werden, nicht im einzelnen eingehen, hebe aber den Zusammenhang von „*steht*“ – „*steht jetzt/... fest*“, „*greift*“ – „*greift nicht ins Leere*“ hier hervor, um die Einbeziehung der zahlreichen auf einer Kürzung beruhenden Einheiten in die Phraseologie wenigstens andeutungsweise zu begründen.

<sup>51</sup> Hoffmeister (1955), S. 550 (Stichwort *Sein*)

2. *sein* als Prädizierung:

Die Prädizierung kann *sein* bekanntlich nicht allein übernehmen, sondern nur

- a) in Verbindung mit einem Nomen – das wiederum „bestimmt“ sein kann (vgl. b): *Er ist Bäcker/Politiker/...*

idiomatisch: *er ist ein heller Kopf/kein Engel/des Teufels/ein lockerer Vogel, etw ist js Evangelium/...*

- b) in Verbindung mit einem Adjektiv: *Er ist groß/dick/fleißig/...*

Da die meisten Adjektive Eigenschaften ausdrücken, kann man diese Form der Prädizierung auch Qualifizierung nennen. Der Sinn dieser Differenzierung wird indessen einmal dadurch eingeschränkt, daß es viele Adjektive gibt, die ganz anderes ausdrücken als Eigenschaften („Bei ihm ist diese Haltung durchaus möglich“ – *Das ist (bei ihm) durchaus drin* – „Es, existiert im Raum des Möglichen“), und zum anderen dadurch, daß es die Sprache prinzipiell erlaubt – und zwar bei jeder Form der Prädizierung –, alles, was syntaktisch paßt, einzusetzen: *Karl ist Bäcker/Prophet/ein Suppenhuhn/ein grünes Blatt/ein Ohrwurm/ein Siebenmeilentiefel/Schokoladenpuding/... //dünn/armseelig/welthaltig/lila/aussehend/...*<sup>52</sup>

Wir kommen hier, wie man sieht, mit der Frage nach dem Sinn einer Prädizierung von einer ganz anderen Seite auf die Figuren zurück – um von anderen Problemen, auf die sie führt, abzusehen. Die Abgrenzung, die man häufig gibt, ist: „eine Prädizierung oder Qualifizierung expliziert ein oder mehrere Bedeutungsinhalte („Seme“), die in dem zu präzisierenden (oder zu qualifizierenden) X enthalten sind. Geht die Prädizierung oder Qualifizierung darüber hinaus, haben wir entweder ein Bild, eine Figur – oder eine Aussage ohne Sinn“

Diese Abgrenzung behandelt das zu Präzisierende als eine „Einheit“, läßt also primär an *ein Wort* denken. Schon auf der Ebene des Syntagmas und des Satzes – die in ihrer Gesamtbedeutung jedes ihrer Worte „umfassen“ und damit ihm als einem „Element“ eine neue Bedeutungsnuance verleihen oder verleihen können (vgl. oben Musil) – ist sie nicht mehr (ganz) zutreffend. Um so weniger bei höheren Einheiten wie einer Satzperiode oder einem Text, bei Einbeziehung des Situationsbezuges alles Geäußerten und bei Berücksichtigung des Hintergrundes – von dem die sog. Präsuppositionen nur einen Teil ausmachen.

„Sprache“ ist ihrem Wesen nach mehr und etwas anderes als Explikation von bereits implizit Vorliegendem; und gerade auf der Ebene des Bildes und auch noch der Figur ist sie mehr und etwas anderes als die „Veranschaulichung“ von einem „A“ durch das Prisma eines bereits vorliegenden „B“. Sprache hat ihrem Wesen nach ein entdeckendes, schöpferisches Moment.

Auch alle Verbidiomatik deutet auf dieses schöpferische Element der Sprache hin.

- c) durch Ortsangaben:

*Er ist in Regensburg/oben im Zimmer/...*

Idiomatisch: *Er ist (bei ihr/...) unten durch/wieder obenauf/...* (Symbolik von „oben“ und „unten“)

Um den auf der Ebene des Satzes nicht verständlichen Sinn zu verstehen, suchen wir nach längeren Formen, von denen die im Satz erscheinenden eine Kurzform darstellen können, nach einem bildhaft-figürlichen Sinn oder nach Voraussetzungen, aufgrund derer er verständlich wird. – Man sieht: die Bildhaftigkeit und die Übertragung, die, wie wir sahen, auf der Präsenz oder der Annahme zweier Ebenen beruhen, sowie die Kürzung sprengen die Erklärung idiomatischer Einheiten auf der Satzebene, da sie aus dem Satz herausführen.

3. *sein* als Element des Zustandspassivs in Verbindung mit dem Part. II; oft durch ein verkürztes Partizip.

Die Bedeutung ist: „Ergebnis – der mit *sein* + Part. ausgedrückten Handlung“ (Bedeutung des Partizips: „Handlung „voll – endet“).

*Das Buch ist übersetzt/die Arbeit ist gemacht/...* (als Ergebnis des Übersetzens/Machens/...)

*Die Tür ist auf* (als Ergebnis zu: *wurde aufgemacht/geöffnet*) usw.

Idiomatisch: *Er ist darüber hinweg* = „über die Sache hinweggegangen/hinweggekommen“ – Ergebnis: „hinweg“, als Zustand; + Metonymie der Folge: „er fühlt sie nicht mehr, hat sie überwunden“. – Auch hier ist die Trennung zwischen Kürzungen, Bildhaftem, Vorausgesetztem oft nicht einfach.

Viele Partizipien verändern ihre Bedeutung („Abgeschlossenheit“) und begründen schon dadurch ein idiomatisches Element: *gefaßt sein auf*, (*ganz*) *gespannt sein (auf)*, *das wäre doch gelacht* usw.

4. *sein* bei Zeitangaben

hier ist *sein* nicht frei. – Beispiel: *sie ist fünf/...* (*Jahre alt*)

5. *sein* in spezifischen Konstruktionen:

- a) – Konkret-prozeßhaft: („kursiv“): (*gerade*) *am/beim Singen/Tanzen/... sein* = „(*gerade*) dabei sein, zu singen, zu tanzen/...“

– als Bestimmung einer Zeiteinheit/Phase:

*dabei sein, etw, zu tun, in Arbeit/...(begriffen) sein*

*Als ich ihn im vergangenen Jahr in Heidelberg besuchte, war er dabei, seine Staatsarbeit vorzubereiten*: „die Phase, in die mein Besuch fiel, war bei ihm durch die Vorbereitung seiner Staatsarbeit bestimmt“. – Nicht bedeutet der Satz, daß er gerade an seiner Staatsarbeit arbeitete (*am Arbeiten war*), als ich kam.

Idiomatisch: *in Arbeit sein, in der Mache sein, im Anmarsch sein* („*dabei sein, an-zu-marschieren*“) u. a. – Die beiden ersten Ausdrücke implizieren ein passivisches Element („etwas wird gemacht“), der letzte ein intransitives – beide Relationen in einem generellen, nicht aktuell-konkreten Sinn verstanden.

Es gibt äußerst viele idiomatische Ausdrücke, die diese Re-

<sup>52</sup> Genau so lassen sich natürlich auch formal ganz andere Prädizierungen prinzipiell beliebig durchführen.



lationen ausdrücken. Sie sind vor allem im Zusammenhang mit den Funktionsverfügungen häufig analysiert worden, doch natürlich nicht auf die FvG beschränkt. Eine Diskussion des Gesamtbestandes (FvG + idiomat. Einheiten in einem strengen Sinn) fehlt bis hisher.

b) *zu tun sein*

– „getan werden können“ – *Der Text ist durchaus zu übersetzen* – „man kann ihn ohne größere Mühe übersetzen“.

– „getan werden müssen“ – *Der Text ist spätestens bis Samstag zu übersetzen.*

Von der Perspektive der Zukunft, die j „vor sich hat“, die „vor jm steht“, verschiebt sich die Bedeutung dieser Konstruktion ins Modale.

6. Nur idiomatisch vorliegende Konstruktionen: *es ist jm darum zu tun, etw zu tun; es ist (jm) ein leichtes, etw zu tun*, u. a.

Bei keiner der vielen und vielfältigen „Verbindungen“ mit *sein* haben wir – bei *sein!* – den Eindruck einer Bedeutungsänderung oder den von zwei Ebenen – vielleicht mit Ausnahme von *sein* als Ausdruck eines Existenzurteils. *Sein* ist für uns zu einer Art *passé-partout*-Element zur Prädizierung geworden; der Begriff *Kopula* – „Verbindungselement“ – in der klassischen Grammatik drückt das sehr deutlich aus. Daß *sein* mehr ist, zeigen nicht nur unsere einführenden Überlegungen, sondern zeigen auch eine ganze Reihe idiomatischer Bildungen und zeigt dann speziell die Relation von *sein* mit *sitzen, liegen, stehen* (u. a.).

Zum ersten Punkt vgl. *in Not/Druck/Schwulitäten... sein; auf der Hut/(Wache/...) sein, auf dem Laufenden sein, in der Lage sein, zu..., in js, Fahrwasser sein* usw. In den ersten sehen wir einen abstrakten Begriff („Not“, „Druck“ usw.) im Bild eines „Raumes, in dem man ist, dem man sich nähert, den man an-geht“ usw.; andere sind als ganze bildhaft; in wieder andere bringt die Präposition ein anschauliches Moment mit ein. – Diese Bemerkungen sind selbstverständlich nicht auf Verbindungen mit *sein* begrenzt, sondern gelten für die Ausdrücke mit allen Grundverben, die für sich keine Anschaulichkeit entwickeln.

Bei (*wieder/...*) *im Gleis/im Lot sein* kommt zur Raumvorstellung die in der Idiomatik ungemein häufige Lexikalisierung der Präsupposition: „wie es (nach den Konventionen/...) sein sollte“ hinzu; bei *du bist wohl nicht (ganz) bei Trost?!/wohl von allen guten Geistern verlassen?* die für die rhetorische Frage typische Fiktion: „du verhältst dich so, daß man meinen könnte, du wärst...!“

Eine ganz ähnliche Fiktion leitet die Konstruktion *das (etw) ist zum Kotzen/Davonlaufen/Bebaum-*

*ölen/... oder ich/... könnte/...die Wände hochgehen/auf die Palme gehen/... – wenn ich das sehe/... – „das ist derart schlimm/unaussehlich/... – daß man Lust hätte/am liebsten/...“*

Viel stringenter indessen wird der Bezug von *sein* zum Raum als „allgemeiner Größe“ deutlich an der Beziehung zu *sitzen/stehen/liegen*. Zunächst einige Beispiele:

*Jetzt sitzt der arme Kerl da ohne einen Cent in Kalkutta!  
Die Truppen liegen seit Wochen tatenlos vor Palermo.  
Wo er auch geht und steht – er qualmt.*

Wenn Truppen auch in der Tat irgendwo ganz konkret *in Stellung liegen* können, so ist in diesen Sätzen doch ganz einfach die Ortsangabe gemeint, wo der Satsgegenstand „ist“, d. h. bilden *sitzen/stehen/liegen* mit den entsprechenden Ortsergänzungen ein Prädikat mit Ortsangabe, das dem mit *sein* entspricht – außer dem über das „neutrale“ *sein* hinausgehenden anschaulich-bildhaften Element.

Vergleichen wir nun die drei Verben etwas detaillierter:

*stehen:*

a) *unter Beschuß stehen* – „(dabei sein) beschossen (zu) werden“  
.....Anklage ..... – ..... angeklagt .....  
...Beobachtung ..... – ..... beobachtet ...

b) *zur Auswahl* ..... – ..... ausgewählt .....  
„(jetzt/...) diskutiert/...werden können/...“  
... Wahl ..... – ..... gewählt .....  
*zur Diskussion* ..... – ..... diskutiert .....

c) *in Beziehung ...zu* – „sich beziehen auf“  
... Widerspruch ... – „widersprechen“  
... Konkurrenz ... – „konkurrieren mit“

d) ... Verruf ..... – „verrufen sein“  
*in hohem/... Ansehen* ... – „sehr/... angesehen sein“

*im Begriff stehen/sein, etw. zu tun* – soz schon „drin“ / „in dem Raum des jeweils begrifflich Angegebenen sein“

(a) setzt ein transitives Verb voraus; die Bedeutung des (ganzen) FvG ist in Beziehung dazu passivisch; hinzu kommt die oben skizzierte allgemeine Zeit- oder Phasenbestimmung („dabei sein, zu...“).

(b) fügt zu (a) – je nach weiterem Kontext – noch ein modales Moment hinzu, das in etwa durch *können, müssen, sollen* wiedergegeben werden kann. Dieses modale Moment haben wir oben beobachtet in der Verschiebung von der reinen Zukunftsperspektive zu der Bedeutung *zu tun sein*.

(c) setzt ein intransitives Verb bzw. die Kategorie

„medial“ voraus<sup>53</sup>, die sie u. U. mit „dabei sein, zu“ verknüpft; doch grundsätzlich liegen die Bedeutungen des Ausgangsverbs und des FvG auf einer Ebene: es sind logische Bezüge, die der Natur der Sache entsprechend gelten; *sich beziehen auf*...drückt den logischen Bezug lediglich „direkter“ aus als das Gefüge als ganzes.

(d) fügt zur Bedeutung des zugrundeliegenden Verbs lediglich „dabei sein, zu“ hinzu + „Passiv“.

Geht man bei all diesen Einheiten von einem „abstrakten Raum“ aus, bringen die Präpositionen *unter, zu, in* ( und andere) zwar eine Nuance ins Spiel, ist aber *stehen* nichts anderes als ein anschauliches „*sein unter/zufür*“ im „abstrakten“ Raum. Das wird noch deutlicher in den letzten Einheiten: der „Handlungsraum“ wird bei „*im Begriff stehen zu*“ durch „*Begriff*“ vorweg in allgemeiner Form angegeben, ehe die abhängigen Satzglieder ihn „konkretisieren“.

Bei all diesen „Aspekten“ sind indessen für unsere Intuition *sein* und *stehen* rein begrifflich deckungsgleich.

*liegen:*

*Köln liegt am Rhein, Essen im Ruhrpott, der Tegernsee „unter“ dem Wendelstein. – Wenn Klaus schlechte Noten nach Hause bringt, liegt das an seiner Faulheit, deshalb liegt er bei seinem Vater ständig unter Beschuß und irgendwann wird es im Bereich der Möglichkeit liegen, daß der ihn an die Luft setzt – weil er einen solchen Faulpelz nicht ewig aushält. – Paris ist oder liegt im Herzen Europas; im Zentrum der Wirtschaftskrise steht /(liegt) die Frage, ob...; es liegt im Wesen des Menschen, zu...*

– Wiederum: begrifflich ist *liegen* (in den angegebenen Fällen) deckungsgleich mit *sein*.

*sitzen:*

Mit *sitzen* verbindet das Deutsche nicht selten die Vorstellung von „fest“, „ohne Spielraum“, „eingeklemmt sein in“, „stecken in“: aufgrund einer Panne in einem kleinen Nest *fest-sitzen*, die Schraube *sitzt* – „sie ist ganz fest“, „unverrückbar“; wir *sitzen* oder *stecken in Schwulitäten/ in einer verteuft schweren Lage* u. ä., d. h. sind in diesen „Lagen“ „dummerweise engeengt“. – Im Verhältnis zu *stehen* und *liegen* ist *sitzen* in der Bildkonstitution sowohl als Einzelverb wie als Konstituente idiomatischer Ausdrücke

zwar weniger vielfältig belegt; es bildet die angegebenen Nuance: „fest – ohne Spielraum“ jedoch relativ deutlich heraus.

*Stehen, liegen, sitzen* veranschaulichen also *sein* in mehrgliedrigen Ausdrücken und fügen dabei (inbezug zu *sein*) auch spezifische Nuancen hinzu. – Dazu vgl. in diesem Zusammenhang die Relation dieser Verben inbezug zu *haben*. – In den übrigen Funktionen von *sein* treten sie nur sporadisch auf (vgl. etwa: *Die Tür ist auf – die Tür steht auf*). – *Stehen/ sitzen/ liegen* + Präp. (d. h. als „phrasal verbs“; vgl. *etw. liegt an jm/etw*) und die präzise semantische Verbindung zu ihnen als Einzelverben müssen wir hier offen lassen.

Dann haben wir *sein* – insbesondere in den Formen *sein, ist und wäre* – noch als Kernelement einer Reihe von mehrgliedrigen phraseologischen Einheiten, deren Bedeutung aus den im Wörterbuch angegebenen Beispielen hervorgeht. Eine Analyse dieser Ausdrücke würde nicht nur den Rahmen dieser Einführung sprengen, sondern auch zu den Funktionen von *sein* und ihrer idiomatischen Übernahme durch andere Verben keine neuen Ergebnisse bringen.

## 2. *haben*

„Wir haben Eltern, Kinder, Gäste“, schreibt Wandruszka, „haben eine Krankheit, einen Anfall, Ärger, Schmerzen, Lust, Glück, Pech, Schulden, blaue Augen, schönes Wetter, und jedesmal ist die Beziehung zwischen dem, was da sprachlich das Subjekt und was Objekt ist, wieder eine andere, vermittelt haben die Vorstellung andersartiger Zugehörigkeiten, Eigenschaften, Zustände... Die Polysemie von „haben“ geht in den einzelnen Sprachen verschieden weit“<sup>54</sup>.

Die Haben-Relation ist eine grundlegende Relation, weit umfassender als „(jm) gehören“ im Sinn von „Besitz“, wie man es so oft liest – etwa bei Benveniste: „Sein ist der Zustand des Seienden, von dem, was ist; haben ist der Zustand des Habenden, desjenigen, dem etwas gehört.“<sup>55</sup> Abgesehen von ihrer Zirkularität („haben“ – „Habenden“), trifft diese „Definition“ sowohl für *haben* als auch, wie wir sahen, für *sein* zu kurz. – Diese umfassende Relation wird mit dem Begriff „Zugehörigkeit“ wohl sehr gut umschrieben. – Brinkmann geht in seiner Erläuterung der Haben-Perspektive von einem „attributiven Verhältnis“ aus, um dann fortzufahren: „Tatsächlich reicht aber die Haben-Beziehung über die attributive Beziehung hinaus, die durch ein Adjektiv formu-

<sup>53</sup> S. dazu Albrecht (1993)

<sup>54</sup> Wandruszka, M (1984), S. 29

<sup>55</sup> Benveniste, E (1974), S. 223

liert werden kann. Sie schließt nicht nur ein, was unmittelbar zum Menschen gehört (vgl. „gehören zu“ – „Zugehörigkeit“), „sondern auch seinen Umkreis, der nicht vom Adjektiv erfaßt werden kann. So ist es in der Aussage Tonio Krögers an Lisweta: *Sie haben die Ostsee dort oben...* – Die Haben-Beziehung geht also über die übliche attributive Beziehung insofern hinaus, als sie in den Interessenkreis des Menschen rücken kann, was unabhängig von ihm existiert. Voraussetzung ist nur, daß es unter dem Gesichtspunkt des Sprechers für das Subjekt von Bedeutung ist.“<sup>56</sup>

Wenn Scheler schreibt, „*Der Mensch hat Welt*“<sup>57</sup>, bedeutet das: „(Die) Welt ‚ist da‘ – ‚ist seiend‘ / ‚daseiend‘ – als Vorhandenes (u. a. in Raum und Zeit) – und es wird diese vorhandene Welt zugleich in ihrem Sosein ‚ausgesagt‘, denn nur als ‚ausgesagte‘ und damit auch ein Sosein habende Welt kann der Mensch sie ‚haben‘. „Aussagen“ heißt auch „urteilen“; „urteilen“ heißt „begreifen“. Und in diesem „Be-greifen“ liegt die Transformation der (daseienden) „Umwelt“ zur „Welt“.

„Welt haben“ ist also doppelt bezogen: auf das Dasein und auf das Sosein. Es ist damit die Wurzel aller „Bedeutung“ – für den Menschen. Nur ein Wesen, das „Welt hat“, kann „Bedeutungen der Umwelt“ stiften. – Die Fundierungsordnung von *haben* ist also: „Welt-haben“ – „gehören zu“ (im Sinn von Brinkmanns Beispiel aus *Tonio Kröger*) – „zur Verfügung haben“ (*Paß auf, der Udo hat einen Stock, der zieht dir eins über, wenn du nicht parierst!*) – „gehören/besitzen“.

An „Welt haben“ klingen an: *eine Vorstellung/einen Begriff/ein Bild von jm/etw haben, Urteil/Urteilsvermögen/... haben, Hand und Fuß haben* (von Plänen u. ä.); vgl. dazu: *die Zukunft (noch) vor sich/die Vergangenheit (schon) hinter sich haben*; entsprechend: man *steht* im „Raum der Zeit“, „die man vor oder hinter sich hat“, d. h. „zu haben scheint“ (bildhaft): verräumlichter Ausdruck des zeitlichen „Aspekts“ von „Welt haben“. – An „gehören zu“ – dessen konkretisierende Manifestation die „Teil-von-Beziehung“ ist – klingen an: *ein Text/Wein hat es in sich, es hat mit jm/etw viel/wenig/... auf sich, j hat seltsame Gewohnheiten/... an sich* („Qualitäten“) usw. – An „verfügen über“ *jn in seiner Gewalt haben, jm/etw in der Hand haben, es in der Hand haben, zu..., etw unter Kontrolle/in Reichweite/in Ordnung haben, jm/etw unter/über/neben/,... sich haben, jn unter seiner Knute/Fuchtel haben, Geld/... bei sich...*

Aufschlußreich ist die Relation zu *sein* und seinen „Vertretern“:

„Verfügung“:

- *Jn/etw zur Verfügung /in seiner Macht/ Gewalt/ unter der Knute/ Fuchtel haben*
- *jm zur Verfügung stehen, in js Macht/Gewalt stehen, unter js Knute/Fuchtel stehen.*

Dann:

*Examina vor sich haben – sie liegen/(stehen) (noch) vor uns; rechte/linke (politische) Vorstellungen haben – rechts/links/in der Mitte stehen; jn im Nacken haben – jm im Nacken sitzen; jn im Magen haben/jn dick sitzen haben – jm im Magen liegen.*

„Besitz“:

*etw in Besitz haben – im Besitz von etw sein* („aktiv“!), *(nicht) im Besitz seiner fünf Sinne sein; der hat’s ja!* – *Stehen, liegen, sitzen* sind hier nicht möglich.

„Teil-von-Beziehung“:

*ein Land hat Regionen/ein Baum Äste/eine Universität Professoren/Studenten/Dienstpersonal und Räume, ein Mensch Organe – die Regionen gehören zu einem Land/die Äste zu einem Baum, Organe zu einem Menschen, Professoren/Studenten/Dienstpersonal und Räume bilden eine Universität* – Auch hier können *stehen, liegen, sitzen* nicht eintreten.

Dazu Präsuppositionen:

*Köpfchen haben*: „der Kopf ist das Organ des Denkens“ → „Denkvermögen haben“, „intelligent sein“; *sie nicht alle zusammen haben*: „nur wenn etwas alle Elemente hat, funktioniert es (so, wie es sein soll)“ → „nicht funktionieren“ → „nicht so ganz richtig im Kopf sein“, *einen Vogel haben*: „ein Vogel ist ein seltsames Tier – er ist „Teil von uns“ → „prägt uns“ → „seltsam sein“ → „ver-rückt sein“. – *Stehen, liegen, sitzen* sind auch hier nicht einzusetzen.

Die Beispiele machen mehreres deutlich:

*Stehen, sitzen, liegen* werden nur in spezifischen Funktionen zusätzlich zu oder statt *sein* gebraucht. „Raum“, „Zeit“, „Verfügung“, „Macht“ sind, wie wir sahen, die Schwerpunkte der Bereiche. – Besonders häufig ist *stehen*. Obwohl die drei Verben häufiger nebeneinander auftreten, hat jedes seine Schwerpunkte. Diese Schwerpunkte bilden indessen kein System, lassen sich nicht in Begriffen festnageln; auch die angegebenen Bereiche geben nur Tendenzen an. Sie konstituieren also einen lexematischen

<sup>56</sup> Brinkmann, H. (1962), S. 560

<sup>57</sup> Scheler, M. (1954), S. 404 (und häufiger). – Auch Husserl braucht dieselbe Formulierung häufiger.

Kontext<sup>58</sup>. Neubildungen idiomatischer Ausdrücke dürften diesen Tendenzen folgen.

Körperteile, die metonymisch, synekdochenhaft, metaphorisch für Fähigkeiten, Verhaltensformen usw. des Menschen stehen, werden dem Menschen durch *haben* „zugeordnet“. Dasselbe gilt für Tiere, die, dem Menschen „zugesprochen“, Verhaltensformen, Fähigkeiten usw. symbolisieren.

*Haben* umspannt noch die Sphäre von *stehen*, *sitzen*, *liegen*.

Nicht einfach ist die Relation zu *halten* in den idiomatischen Ausdrücken: bald ist *halten* konkreter, bald sind beide Verben deckungsgleich: *etw. in Ordnung haben* „≠ *etw. in Ordnung halten*; *die Zügel fest in der Hand haben* = *die Zügel fest in der Hand halten*.

Auch die *Haben*-Relation hat indessen Grenzen:

*j hat Angst – er ist ängstlich*;

..... *Stolz – ..... stolz (?)*; eher:

seinem *Stolz haben*

..... *Güte* ≠ er ist gütig

*Güte/Liebe haben* klingen distanzierend: „die Güte, die Liebe ‚stehen jemandem gleichsam zur Verfügung“; „*Liebe haben*“ ist demnach etwas anderes als *jn lieben*. – Leid oder Freude „*hat*“ man nicht; sie scheinen sich „in“ der Person zu verwirklichen, „in“ ihrem „Kern“, wenn sie nicht diesen Kern mitumgreifen – offenbar ein „existentieller Prozeß“, der sich der distanzierend-urteilenden *Haben*-Perspektive entzieht<sup>59</sup>. – Im Deutschen? Oder tendenziell in allen Sprachen, die ein Lexem *haben*, das dt. *haben* entspricht? Bis auf detaillierte Untersuchungen muß es offen bleiben, inwieweit es sich hierbei um übereinzelsprachliche Phänomene handelt<sup>60</sup>.

Dann haben wir die Konstruktion *etw. zu tun haben* – „*etw. tun müssen/(sollen)*“, d. h. in „syntaktischer Umkehrung“ zu: *zu tun sein* – doch nur in ein der beiden Bedeutungen mit *sein*; „*haben*“ ist hier modal bestimmt. – Diese eingeschränkte Bedeutung haben wir nicht in:

*in Regensburg/... zu tun haben*;

(*in/...*) *viel/... mit jm zu tun haben*; oder in dem Satz:

*Du kannst dem Gerd deinen BMW getrost verkaufen*; der hat von der Firma noch eine satte Abfindung zu bekommen und kann den Wagen dann aus der Westentasche bezahlen – „*haben*“ + „*zu*“ (als Inf.-Marker; das Beispiel gehört also nicht zu der Verbindung *etw. zu tun haben*).

Anders liegt: *es mit dem Herzen/der Lunge/... zu tun haben* – „Last mit dem Herzen/... *haben*“: deshalb „*hat* man *viel/... damit zu tun*“ – der Ausdruck beruht auf dieser Präsupposition.

Die sog. zusammengesetzten Tempora bildet das Deutsche (u. a.) mit *haben*.

Vgl. *Er hat den Text geschrieben – der Text liegt (fertig) vor*.

*Er hat die Tür auf-/zu-/...gemacht – die Tür ist/steht auf/zu/...*

Was drückt das deutsche Perfekt aus? Wenn wir uns auf die zentralen Bedeutungselemente beschränken, offenbar: die (reine) Faktizität (*Er hat gestern seine Tasche vergessen*); die Betroffenheit (*Er hat sie geliebt, wie er noch nie jemanden geliebt hat*); und vor allem das, was man oft durch „Perfektivität“, „resümierende Übersicht“, „Globalität“ zu fassen sucht.

Diese einzelnen – sehr oft zusammenwirkenden, also keineswegs immer zu isolierenden – Züge machen indessen nicht den eigentlichen Kern dieses Tempus aus. Zunächst: man hat wiederholt festgestellt, daß hier zwei „Pole“ zusammen operieren: a) das Part. II, mit seiner Systembedeutung „abgeschlossen (von einer Handlung, einem Prozeß, einem Geschehen, einem Vorgang)“; damit: „resultativ“, „fertig (vorliegend), als Tatsache/Ergebnis“ und b) das Präsens oder, besser: die Gegenwart: Blick auf das abgeschlossene, fertig Vorliegende von der Gegenwart des Sprechers bzw. des Sprechens oder Besprochenen aus; damit: „Bezug/Zugehörigkeit dieser ‚Tatsachen‘ auf die (gegenwärtig) interessierende Welt des Sprechers (‚Betroffenheit‘)“ – Nicht wenige Forscher haben das Perfekt aufgrund von (b) dem Gegenwartszeitraum – und nicht dem Raum der Vergangenheit – zuordnen wollen. Andere haben aufgrund von (a) eher einen „Aspekt“ als einen eigentlichen „Ausdruck der Zeit“ ausgemacht. Und wieder andere haben beide Positionen abgelehnt mit den Argumente, daß 1. (a) und (b) untrennbar zusammengehören, zusammenwirken und eben dadurch das ausmachen, was man „Perfekt“ nennt; und daß 2. dieses Tempus – zumindest sehr häufig – eine Handlung o. ä. ausdrückt, die zwar vom Sprecher her „als fertig“ gesehen, auf seine „Gegenwart“ bezogen als „abgeschlossen“ beurteilt wird, doch in der Vergangenheit stattgefunden, „gewirkt“ hat. – So treffend all diese Überlegungen sind – sie übersehen, so scheint es (wie die zuerst genannten auch), die überwältigende Funktion der *Haben*-Perspektive.

Daß für jede Bedeutung die Präsupposition „als seiend vorausgesetzt“ – „nicht als seiend vorausgesetzt“ grundlegend ist, hat uns die einschlägige Forschung anhand der bekanntesten Beispiele vom Typ *Der gegenwärtige König von Frankreich heißt Ferdinand*“ eingeschärft: wenn „gegenwärtig“ kein König von Frankreich „existiert“, ist die Aussage sinnlos, denn die Frage, ob ein Nicht-Seiendes Ferdinand oder sonstwie heißt, geht

<sup>58</sup> Vgl. dazu Schemann (2003a), Kap. I

<sup>59</sup> Vgl. die Bedeutung von „Existenz“ in der „Existenzphilosophie“.

<sup>60</sup> Vgl. Koch (1993) und die dort angegebene einschlägige Literatur. – Der „Haben-Raum“, die „Perspektive“ von „haben“ als Universalie ist linguistisch nach wie vor völlig ungeklärt.

ins Leere – oder aber spielt auf einer fiktiven, „poetischen“ Ebene. Daß aber „Welt haben“ genau wie „sein“ in jeder Bedeutung steckt – also auch in der fiktiven, „poetischen“ –, wird darüber leicht übersehen. „Haben“ bedeutet: „die ‚Umwelt‘ vor sich/hinter sich/um sich/über sich/an sich/in sich/... haben“ – man kann es nicht anders ausdrücken – der Zirkel aller Bedeutungserfassung wirkt bei der Bedeutung von Grundlexemen doppelt schwer. – Werden die einzelnen Umwelterscheinungen jedoch anschaulich-konkret „vor/um/... uns hingestellt“, ist *haben* nicht (immer) angemessen Vgl. *Um uns standen die herrlichsten Eichen* – \*Wir hatten die herrlichsten Eichen um uns.

*Haben* bedeutet also: „aufgetaucht‘ sein (aus dem ‚Grund‘ des Lebens heraus)“ / „aufgestanden‘ sein (‚von/aus der Erde‘) – ‚auf oder ‚in‘ der alles ‚wächst‘“; „sich aufgerichtet‘ haben (‚vom Boden der Tiere‘)“ – alles perfektiv/faktisch – und eben damit „den Fluß des Lebens“, den ‚Prozeß des Wachsens‘ – ‚die Gebundenheit an die Um-Welt zumindest im Ansatz zur ‚Übersicht über‘ ‚distanziert‘, ‚zur Welt transformiert‘ haben“.

„(Ansatz zur) Übersicht über“ ist ein für jede sprachliche Bedeutung konstitutives Element – genau wie das Existenzurteil – das ich auch über Fiktives fällen kann. Ich kann keine „Zukunft haben“, wenn ich nicht aus dem Fluß der Zeit „auftauche“ und sie in Zeiträume aufbreche bzw. aufbrechen kann; ich kann keine Ursachen und keine Ziele formulieren, wenn ich mich nicht aus der Gerichtetheit allen Werdens und Vergehens herauslöse und sie (zugleich) in „Grund“ und „Ziel“ aufbreche – bzw. aufbrechen kann; ich kann kein „innen“, „oben“, „unten“ usw. „ausdrücken“, wenn ich nicht aus „dem“ Raum heraustrete und ihn in (zugleich mehrere) „Richtungen“ aufbreche bzw. aufbrechen kann. Dieses „Aufgebrochen-haben“ bedeutet „haben“: es gibt die immer schon vollzogene Transformation der „Umwelt“ – „in“ der der Mensch als Lebenwesen ist/ steht/ sitzt/liegt – zur „Welt“ – die er als Geistwesen hat – wieder.

Damit aber wird die „Umwelt“, werden ihre Ebenen und Bereiche nicht „vernichtet“ – sie werden, wie gesagt, „umgestaltet“ – so, wie das Werk der Kunst die „normale Lebenswelt“ nicht vernichtet, sondern „umgestaltet“.<sup>61</sup>

### 3. werden

*Werden* hat in den Zeiten der Hochblüte der „Völkerpsychologie“ wiederholt dazu herhalten müssen, „die“ Deutschen zu charakterisieren.

„...Die Deutschen“, schreibt Salvador de Madariaga in seinem ebenso aufschlußreichen wie irreführenden „Porträt Euro-

pas“, „(sind) ein Volk, in dessen Kollektivseele Ideen und Gefühle einander in stets rollender Bewegung ablösen wie Wolken am Himmel, die der Wind weitertreibt, ohne ihnen Zeit zu geben, ihren Lauf zu unterbrechen und eine bestimmte Gestalt anzunehmen... Das Hauptmerkmal der deutschen Sprache in dieser Hinsicht ist wohl das Vorherrschen des Wortes *WERDEN*... Die Idee, die das Wort *werden* ausdrückt, wird in anderen europäischen Sprachen durch Verben wie *become* im Englischen oder *devenir* im Französischen wiedergegeben, die zwar in ihren Sprachen nicht selten vorkommen, aber doch keineswegs allgegenwärtig sind. Im Spanischen gibt es überhaupt kein Wort, um solch eine Idee auszudrücken, eine Tatsache, die eine gesonderte Erörterung verdient. *Werden* ist im Deutschen das meist gebrauchte Verb, und außerdem hat es als Hilfszeitwort eine weitere Bedeutung. Im Deutschen *wird* eine Sache getan, da die Passivform mit *werden* als Hilfszeitwort gebildet wird. Dieses Merkmal verleiht der Sprache eine Art von ständiger Bewegung, eine Qualität des Fließens. Die Eigenschaften und Zustände, welche die Verben ausdrücken, sind nicht fixiert: sie *sind* nicht, sie *werden*. Sie stehen nicht still, sie bewegen sich auf ihren nächsten Zustand hin oder eher zu ihrer nächsten Stufe, die dann wieder in eine andere verwandelt wird in einem ewig sich fortsetzenden Fließen. Deshalb beschränkt die deutsche Sprache den Augenblick, den wir als Präsenz bezeichnen, auf ein äußerstes Mindestmaß und verschmilzt ihn mit den Zeiten vorher und nachher. Hieraus folgt das Vermeiden des Verbums *sein*, an dessen Stelle der Deutsche *werden* gebraucht, um eben jenen Sinn des Fließens auszudrücken, welcher der tiefste Wessenzug des deutschen Lebens ist. Die Tatsache, daß dies in anderen Sprachen nur begrenzt verwendete Verb im Deutschen eine allumfassende Bedeutung hat und allgegenwärtig ist, durchtränkt das Insgesamt von Sprache und Denken mit dieser fließendsten aller Ideen. Was für England und Frankreich nur ein Gedanke unter vielen ist und für Spanien überhaupt kein Gedanke, ist für Deutschland geradezu der Wessenskern allen Denkens, so daß eben beide, die Sprache und das Denken, in Deutschland das Fließen eines Stromes annehmen.“<sup>62</sup>

Wir werden(!) sehen, inwieweit die Analyse diese fast hyperbolischen Aussagen stützt. – Geht man die großen Wörterbücher und die grundlegenden Grammatiken durch und sucht das präsentierte Material möglichst schlüssig zu ordnen – ohne dabei von vorneherein bestimmte Theorien oder linguistische Strömungen vorauszusetzen –, lassen sich, so scheint mir, folgende Bedeutungen unterscheiden:

#### 1. *werden* + Subst./Adj. (+/– zu/aus):

„in den Zustand, die Verfassung des im Substantiv/Adjektiv Ausgedrückten kommen“  
 „es kommt dahin, daß X soundso ist“

<sup>61</sup> Eine Analyse der übrigen im Wörterbuch verzeichneten Idioms mit *haben* ergäbe keine prinzipiell weiterführenden Ergebnisse.

<sup>62</sup> Madariaga, S. de (1955), S. 23

a) *Klaus wird Arzt/Bäcker/... wütend/krank/alt/..., Bei diesem Wetter wird man ja krank!, Die Christl wird übermorgen 10 Jahre (alt).*

b) *Es wird dunkel/hell/..., Es wird jm/jm wird übel/schlecht/.../allerhand/... klar/einsichtig/...*

c) *zu Wasser/Eis/.../zur Frau/... werden*  
idiom.:  
*zu nichts/zunichte werden*  
„Transformation“, „Veränderung/(Verwandlung)“ : später/... X sein“

d) *aus Schnee wird Wasser/aus Liebe Haß/...*  
„wie (c), doch mit der Nuance: „von innen heraus“, „der Natur/dem Wesen nach werden“: „teleologische Veränderung/(Verwandlung)“  
idiom:  
*was ist (eigentlich) aus Peter/dem bekannten Romancier X/... geworden?, was soll/... aus dir/... bloß/...werden?, aus jm/etw ist nichts Besonderes/Gescheites geworden, aus jm/etw wird nochmal was/etwas ganz Großes/.../aus dem wird nichts!/...*

e) *Sein Buch/... wird allmählich* – „nimmt allmählich/... Gestalt an“  
„(so) allmählich/... ins Dasein treten“

f) *es werde Licht, jeder Tag, den Gott werden läßt = ..., ... kommen läßt*  
„ins Dasein treten – (aufgrund einer außerhalb des X liegenden Ursache“ (hier: Gott))

## 2. Passiv:

a) Nur eine Konstruktion, in der ein X etwas anderes – unabhängig von ihm Existierendes – „macht“, d.h. dessen Ursache/Verursachung ist, kann im strengen Sinn passiviert/ins Passiv gesetzt werden:  
*Opel baut/macht/produziert Autos – Die Autos werden von Opel produziert.*  
Aktiv: die Ursache/der Verursacher steht im Zentrum („Thema“) (hier: Opel);  
Passiv: das Gemachte/Verursachte/Produzierte steht im Zentrum (hier: die Autos).

b) Die Ursache ist nicht im strengen Sinn Ursache/Verursacher/„Handelnder“ :  
*Krankheiten verursachen große Schäden/viel Leid/..., Das Unwetter verursachte zahlreiche Todesopfer/...: „verursachen“ – „führen zu“ (nicht: „produzieren“);*  
Zugrundeliegender Gedanke: „die Ursache liegt in den Dingen (selbst)“:

„Naturursache“; der Schritt von (A) zu (B) ist ein (Natur-) Vorgang, ein Prozeß.  
Passiv: es wird nicht durch *von*, sondern durch gebildet:  
*Die Todesopfer wurden durch das Unwetter verursacht, Die Grippeepidemie wurde durch die nasse Kälte verursacht/*

*herbeigeführt = Durch die nasse Kälte kam es zu der Grippeepidemie (s. kommen).*  
(vgl. 1b; „es“)

c) Bei intransitiven (oder medialen) Verben drückt das Passiv mit *es* den Vorgang, den Prozeß (als solchen) aus:  
*es wird getanzt/gearbeitet/...*

Diese Konstruktion kann auch bei transitiven Verben gebraucht werden, um den Vorgang, den Prozeßcharakter hervorzuheben:

*Es wurde nur noch gebaut/ein entsetzlich dummes Zeug geredet/...*  
(vgl. 1b u. 2b)

– Nicht ist diese Konstruktion möglich bei (intransitiven) Verben mit *sich* und bei Verben, die den Vorgang schon durch andere Mittel ausdrücken oder andeuten:

*\*Jetzt wird sich endlich mal bewegt, meine Damen und Herren!, \*Jetzt wird sich beruhigt!, \*Da wird mal wieder herrlich angebrannt!*

## 3. Futur (?):

Sätze wie  
*Meine Tante wird am kommenden Sonntag ihren 94. Geburtstag feiern* haben in aller Regel folgende „Bedeutungsnuancen“:  
– sie wird „richtig feiern“;  
– sie wird am Sonntag feiern (und nicht an einem anderen Tag);  
– sie wird ihren 94. feiern (und nicht etwa ihren 54.);  
– sie hat in der Tat Geburtstag (und der Sprecher muß dahin/...)

In einem Krankenhaus: *Sie wird sterben!, schrie der Sohn plötzlich.*

– Imminenz des Vorgangs;  
– Der Sprecher beurteilt den Vorgang als ernst/entsetzlich/...

Der Vater zu seinem Sohn:

*Du wirst jetzt deine Schularbeiten machen, und zwar urplötzlich!* – ein Befehl.

Der Sohn: *Ich werde meine Schularbeiten jetzt auf keinen Fall machen – und wenn du dich auf den Kopf stellst. Ich übe jetzt mit dem Klaus das Stück, das wir am Sonntag vorspielen sollen!* – Abwehr, Zurückweisung, Versicherung.

Mit Recht hat man immer wieder die Frage gestellt, ob das *werden*-Futur in der Tat ein Tempus ist; mit Recht den Nachdruck der Sprechereinstellung und die Vielseitigkeit der mit dieser Form auszudrückenden Sprechereinstellungen hervorgehoben, d.h. den pragmatischen Aspekt dieses (Pseudo-) Tempus betont. Der Wirk-Raum (des zu Machenden) steht hier dem Sprecher „direkt vor Augen“ – und nicht in einer von ihm abgerückten Zukunft; und dem Zu-Machenden gibt er mit Nachdruck Ausdruck.

Sucht man die vielfachen Bedeutungen von *werden* zusammenzufassen – wobei die Frage ist, inwieweit das methodisch plausibel ist –, läßt sich sagen: *werden* drückt aus:

(von innen heraus)

in einen – (je) anderen/neuen – Zustand kommen (!) (lassen) (in einer zielgerichteten (intentionalen) oder teleologischen (prozeßhaft gerichteten) ‚Bewegung‘;

„einen – (je) anderen/neuen – Zustand (als Ziel/Ergebnis der ‚Bewegung‘) er-/be-wirken//er-/bewirkend beurteilen“;<sup>63</sup>

„das Sein/die ‚Form des Seins‘ (immer wieder) neu machen/entstehen lassen//als immer wieder neu entstehend/... beurteilen“.

Wenn die Welt immer wieder anders, immer wieder wieder neu „ist“ – d. h. eben: (ständig) „wird“ –, stellt sich in der Tat die Frage: „Gibt es (überhaupt) ein ‚bleibendes‘ Sein – die Frage, die bekanntlich schon die alten griechischen Philosophen trennte. Wenn ja: wie ist dieses Sein zu denken – die Frage nach dem Sosein des Daseins – die Frage nach *sein* – drängt sich auf, wenn man *werden* nachgeht. In dieser – allgemeineren – Perspektive hat Madariaga nicht so ganz Unrecht. Doch sieht er das zielgerichtete Moment, das Ansteuern eines Ergebnisses, einer Wirkung, eines Produkts nicht und bemerkt die unterschiedlichen Ebenen „intentional“ – „prozeßhaft“ nicht.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf idiomatische Einheiten mit *werden*.

Wendungen wie *was nicht ist, kann ja noch werden, etwas/was werden (wollen)* u. ä. rücken die Zustands- oder Qualitätsveränderung unter die Perspektive des – geglückten – Ziels: „es werden, wie es ‚sein soll““, „den ‚erwünschten Zustand‘ annehmen“, „eine ‚(außergewöhnlich) geglückte‘ (soziale) Position erreichen“. – Das Gegenteil drückt *nicht mehr werden* (*das wird nicht mehr*) aus: „nicht mehr in den Zustand kommen, der ‚zu wünschen‘ ist“. – Von hier aus ist die Übertragung zu verstehen, die *bei jm nichts mehr werden können* zugrunde liegt: „j ist jm gegenüber dazu ‚verdonnert‘, auf immer gleichsam eine ‚leere Hülse‘, ‚eine Null‘ zu *sein* oder zu *bleiben* – eben ‚ein Nichts““

Demgegenüber unterstreichen *im Werden sein, (noch) im Werden (begriffen) sein* den Prozeß als solchen; vom Ziel sehen sie ab.

Diese Bedeutungsverschiebung von *werden* begründet einen großen Teil der idiomatischen Ausdrücke mit *werden*: *fahnenflüchtig/(wieder) flott/flügge/handgemein/kopfscheu/mündig/straffällig/sündig/tätig/... werden* lexikalisieren „in eine Phase eintreten, in der man auf bestimmte Weise vorgeht/sich in bestimmter Form verhält“. – Die Parallelformen mit *sein* sind hier meist nicht akzeptabel.

Eine zweite größere Gruppe ist dadurch idiomatisiert, daß das Adjektiv in Verbindung mit *werden* seine Bedeutung verändert. Einmal ironisch ins Gegenteil: *das kann ja gut/reizend/nett/... werden*. Dann zu einem Euphemismus: *deutlich/energisch/persönlich/unangenehm/ungemütlich/... werden*.

Und schließlich durch Übertragung auf eine andere Ebene: *scharf/spitz/schwach/weich/... werden; sich etw sauer werden lassen* hat zusätzlich eine ungewöhnliche Konstruktion.

Das Ergebnis eines Prozesses, oft einschließlich einer Bedeutungsveränderung des Adjektivs, zeichnen aus: *nicht klug/gescheit werden aus, laut/publik/zuschanden werden* u. a.

Auf das Passiv beschränkt ist *verschüttet werden* (hum) – \* *jn verschütten* sagt man nicht; und *gegangen werden* klingt natürlich deswegen ironisch, weil ein (sog.) Bewegungsverb, das kein Passiv zuläßt, gegen diese Gesetzmäßigkeit verstößt – und damit ein sozial satzsaft bekanntes Geschehen spiegelt.

Übliche Ausdrücke mit *werden* – denen zum guten Teil keine Parallelformen mit *sein* gegenüberstehen – sind nicht selten; vgl. u. a. noch:

*jm wird bange* (bei etw/wenn/...)  
..... bang und bänger  
*es/das wird jm zu bunt*  
*weich wie Butter werden*  
..... Wachs .....  
*(sich) einig werden* (mit jm)  
*mit jm/etw eins werden*  
*jetzt/dann/... wird's/... ernst*  
*gut/glänzend/schlecht/... mit jm/etw fertigwerden*  
*mit jm noch fertigwerden*  
..... schon .....  
*mit jm/etw schnell fertigwerden* u. a. m.

Dann erscheint *werden* bei spezifisch sprechaktrestringierten Einheiten, etwa bei solchen, die eine Drohung ausdrücken (vgl. unten Kap. 3)

Die Zahl der mit *werden* gebildeten phraseologischen Ausdrücke ist zwar nicht gering, doch auch nicht besonders groß. Zu den idiomatisch wirklich fruchtbaren Verben des Deutschen gehört *werden* nicht. Dafür lassen sich einige Gründe angeben:

1. Nur semantisch bzw. pragmatisch spezifisch bestimmte Ausdrücke erscheinen nur oder besonders im Futur oder im Passiv;
2. Das Passiv (+ Prozeß/...) wird sehr oft durch *kommen* (*geraten* u. a.) ausgedrückt;
3. den Prozeß drücken idiomatisch aus: *kommen* (!), *gehen, laufen, geraten* u. a.;
4. die Zielgerichtetheit sowie das Ergebnis drücken andere Verben idiomatisch wie nicht-idiomatisch expliziter aus;
5. *kommen* (+ zu u. a.) drückt in zahlreichen Kontexten die Zukunft aus.

<sup>63</sup> Dieses Wirkraum-Werden-Lassen begründet eine Affinität der *werden*-Zukunft mit dem „raunenden Imperfekt des Erzählers“ (Thomas Mann): die Gestalten entstehen durch/vor/mit dem Erzähler/(Dichter/...) (und dem Leser/Hörer/...)

Viel stärker noch als *sein* und *haben* wird *werden* also idiomatisch vertreten. Das wird besonders im Kapitel zu *kommen* und *gehen* deutlich werden.

#### 4. *tun* – *machen*

Im Gegensatz zu den romanischen und vielen anderen Sprachen, die nur ein (Grund-) Verb für „durchführen“ / „realisieren“ / „produzieren“ / „kausieren“ haben, unterscheidet das Deutsche (wie das Englische und andere germanische Sprachen) zwischen *tun* und *machen*.

Ich beginne mit der Analyse von *tun*.

Die erste, grundlegende Bedeutung von *tun* ist (im weitesten Sinn des Wortes) „handeln“, präziser: „das, was ein Prädikat – sei es ein Verb, sei es eine Verbalphrase – ausdrückt, tun“, ‚durchführen‘, ‚realisieren‘:

1. *Ja, übersetzen tut sie gern. Nur hat sie leider nicht genügend Aufträge.*
2. *Warte, ich tu noch den Teller abräumen, dann können wir gehen.*
3. *Zu wissen, ob die Katrin allein in der Oper war – das täte mich schon reizen.*
4. *Man setzte ihm von allen Seiten zu, die Firma zu wechseln – und das tat er dann auch.*
5. *Nach den Vorhersagen sollte es Regen geben, und das tat es denn auch.*
6. *Du kannst doch wohl sagen, ich wäre nicht zu Hause! – Nein, das tu ich nicht.*

Die ersten drei Sätze haben *tun* + Verb, wobei die **Flexion** bei *tun* erscheint und das Verb in Infinitiv steht. Die Kindersprache hat bekanntlich eine starke Tendenz zu dieser Konstruktion, so daß die Eltern korrigieren: „Nicht: *ich tu gehen, er tat singen*, sondern: *ich gehe, er sang*.“ Zahlreiche Dialekte und Usancen des „Volks“ bewahren die Form auch in der Erwachsenenensprache. Das scheint zu belegen, wie tief diese Kategorie im Menschen verankert ist. In jedem Verb, in jedem Prädikat, das „handeln“ ausdrückt, steckt semantisch als Basis dieses *tun*. – Das Englische hat die Paraphrase mit *tun* (u. a.) im Fragesatz und in der Verneinung grammatikalisiert; im bejahenden Aussagesatz – *I do come* – drückt sie eine (verstärkende) Versicherung aus: „es gibt an der Durchführung des im Prädikat Ausgedrückten keinen Zweifel“. – Entsprechend im Deutschen in bestimmten Sprechakten (vgl. Satz 6). Siehe dazu Ausdrücke wie:

7. *Dieser Kerl tut doch nichts anderes als kritisieren. Was anerkennen oder gar loben heißt, weiß der gar nicht.*

Die Sätze (3) – (5) dokumentieren – hier im Sprechakt der Bestätigung – die Funktion von *tun* als Ausdruck des (ganzen) Prädikats sehr gut.

Eine sehr interessante Palette idiomatischer Nuan-

cen ergibt sich durch die Verbindung von (*es*) zu + *tun* + *haben* (+*mit*):

8. *Nein, morgen und übermorgen habe ich zu tun, da kann ich nicht mit euch in die Stadt fahren.*
9. *Warst du privat dort? – Nein, ich hatte da dienstlich zu tun.*
10. *Haben wir es mit einem Ehrenmann zu tun oder mit einem Strolchen?*
11. *Wer Tag für Tag mit Aktien zu tun hat, für den haben die natürlich nichts Geheimnisvolles mehr.*
12. *Was hat denn der Schulte mit dem Diebstahl zu tun?!*
13. *Sein Privatleben ist seine Sache, Albert, damit hast du nichts zu tun.*
14. *Als wenn seine Nervosität etwas mit seinem Beruf zu tun hätte! Im Gegenteil: wenn er sich irgendwo wohl fühlt, dann in seiner Arbeit. Die Probleme zu Hause... – da liegen die Gründe.*
15. *Ob das, was er da erzählt, irgendetwas mit Philosophie zu tun hat, weiß ich nicht. Nur eins ist sicher: mit diesem hochtrabenden Zeug wird er auch den gutwilligsten Zuhörer bald verscheuchen.*
16. *Offensichtlich hat sie es mit dem Herzen zu tun. Oder warum keucht sie so nach der kleinsten Anstrengung?*

(8) und (9) realisieren *tun* in der allgemeinsten Bedeutung „etwas durchführen“ und *haben* zu als „müssen“, „sollen“ oder auch in der („futurischen“) Bedeutung „das zu Tuende liegt vor einem“ – je nach weiterem Kontext. – Die Spezifizierungen ergeben sich durch lokale (8), modale (9) oder andere Angaben. – (10) „dynamisiert“ (s. o. S. 27f.) durch ein präpositionales Objekt (*mit*...; {*humb*}); *haben* zu verallgemeinert seine Bedeutung, indem die Modalität „müssen“, „sollen“ entfällt. Der Sinn ist: „steht vor uns ein Ehrenmann?“ – (11) bringt dieselbe „Dynamisierung“, doch durch *mit* + {*zählb.*} . *Haben* zu liegt wie in (10). – (12) bringt eine Modifizierung – eine „Verschiebung“ – der Bedeutung des gesamten Ausdrucks durch den in den rhetorischen Frage zum Ausdruck kommenden Sprechakt: „es gibt“ (vgl. roman.: – frz. *il y a*, span *hay*, port. *há* usw.; dialektal *es hat* usw.) keine/eine Verbindung – des Handelns oder sonstiger Art – zwischen X (Schulte) und Y (Diebstahl). *Haben* und *tun* realisieren hier offenbar ihre weiteste Bedeutung; *haben*: „Perspektive des Subjekts – in Beziehung zu ‚Welt‘“ (*es gibt*: „Umkehrung“ der Perspektive: „das ‚Dasein‘ von der Umwelt oder ‚Welt‘ aus gesehen“); *zu*: grammatisches Verbindungsglied zweier „Verben“. – (13) modifiziert durch den Sprechakt „Ermahnung“, „Zurechtweisung“: „es gibt aufgrund der herrschenden Konventionen keine Beziehung zwischen X und Y; (vgl. wiederum („zu tun) *haben*“ – „es gibt“). – (14) konstatiert: „es gibt keine einsichtige, plausible, ‚logische‘ Relation zwischen X und Y; (wie vorher: („zu tun) *haben*“ – „es gibt“). – (15) wertet ab, im übrigen liegt es wie (14). – (16) verändert die Bedeutung durch eine andere Präsupposition: „X muß viel/ ... mit dem Herzen ‚umgehen‘ – weil es nicht richtig ‚funktioniert‘“, „das Herz ‚steht‘, ‚liegt‘ belastend vor X“.

An dem Vergleich der Unterbedeutungen von *in*.../ *mit* *jm/etw*/(*etwas/nichts*/...) *zu tun haben* läßt sich das Zusammenspiel zwischen den unterschiedlichen Valenzklassen, der (präpositionalen) Objektbesetzung, den unterschiedlichen Sprechakten und den Präsuppositionen gut zeigen. – Idiomatisch ist schon die lexematische Verbindung des gesamten Ausdrucks – wie jeder Übersetzungstest sofort aufdeckt –,



und die einen solchen mehrgliedrigen Ausdruck ausmachen. Die Konstituenten werden bei Änderung der genannten Faktoren gemeinsam verändert.

In anderen Kontexten hat *tun* ein direktes Objekt; dadurch nähert es sich *machen* an:

17. *Tu, was du willst! Nur gib nachher, wenn es nicht klappt, nicht anderen die Schuld!*
18. *Der tut doch sowieso nicht, was er verspricht. Also interessieren mich seine Pläne nicht im geringsten. – Der Junge tut, was er kann. Mehr kann man beim besten Willen nicht verlangen.*
19. *Aber irgendwas mußt du doch tun! Das kann doch nicht ewig so weitergehen!*
20. *Nein, dagegen kann man nichts tun! Wenn jemand faul ist und dazu noch dumm, ist einfach nichts zu machen!*

Trotz unterschiedlicher Spechakte bleibt das „zu Tuende“ in derselben Klasse – [abstr] – (*etwas, was, nichts*) und ändern sich auch die Valenzen und Präsuppositionen nicht. Lediglich bei (20) klingt *tun* als „(beruflich) arbeiten“ an. – Anders:

21. *Was will er denn nach dem Examen tun? – Er will in den diplomatischen Dienst eintreten, wenn er die Aufnahmeprüfung schafft.*

Durch den externen Kontext wird deutlich, daß sich der Sprecher (ganz eindeutig) nach der beruflichen Tätigkeit von X erkundigt. Bei anderen sozialen Konventionen, d.h. anderen Präsuppositionen – etwa als Zeugnis aus der der Antike – wäre der Ausdruck anders zu definieren.

(22) fügt zu *tun* die Präp. *für*; setzt man *gegen* ein, ergibt sich die entgegengesetzte Bedeutung. „im Sinne von/nicht im Sinne von ‚handeln‘“ – ‚etwas tun‘. Wir haben wiederum eine andere Modifizierung: *tun* wird in seiner Zielorientierung verändert:

22. *Irgendetwas müssen wir für den Jungen tun. Entweder ihn finanziell stützen oder ihn zu uns nehmen oder sonst was. Er braucht unbedingt Hilfe.*

Die nächsten Beispiele konstituieren eine Form der Funktionsverbgefüge: *einen Blick tun* – „blicken“, usw. Die Differenzen ergeben sich objektsprachlich lediglich dadurch, daß bald ein Verb vorliegt, das das ganze Gefüge (meist in leichter Bedeutungsabwandlung) wiedergibt, bald nicht:

23. *Laß mich noch rasch einen Blick aus dem Fenster tun; dann können wir meinetwegen abfahren.*
24. *Als Pfadfinder sollte er ja eigentlich jeden Tag eine gute Tat tun.*
25. *Die Ingrid hat dir so oft einen Gefallen getan, und jetzt willst du sie so herzlich im Stich lassen?*

Die nächsten beiden Sätze konstituieren durch den Zusatz von *es* zu *tun* die Bedeutung: „was (von dem infragestehenden X) verlangt wird/die Funktion von X (auch) ausführen/realisieren“ – im ersten Fall wird ein Apparat „funktionieren“, im zweiten werden die Dinge in der Perspektive der gesellschaftlichen Konventionen „funktionieren“:

26. *Der Apparat tut es doch noch! Warum willst du denn da einen neuen kaufen?*
27. *Ein weniger teures Auto täte es doch auch, oder? 70.000 Euros für so eine Modekiste! Naja, der Otto, der hat's ja.*

Die beiden folgenden Beispiele verlangen für ein adäquates Verständnis von *es* (genauer: 's) bzw. als Ergänzung von *nichts*: *Böses/Schädliches/ etwas, was nicht sein soll* – ein Bedeutungselement, das überaus häufig implizit mitgegeben ist:

28. *Warum hast du denn solch eine Angst? Der Hund tut dir doch nichts!*
29. *Gut, er hat dir nicht alles erzählt, was er wußte. Aber was tut's? Wenn er uns nicht gerade schädigt, kommen wir schon durch.*

Wie sehr die rhetorische Frage hier zur Bedeutungsstiftung gehört, zeigt die Tatsache, daß der Ausdruck auf sie und den durch sie realisierten Sprechakt bzw. auf die Umkehrung der nachdrücklichen Versicherung (... *doch nichts!*... *doch auch!* usw.) restringiert ist. – Präsupponiert ist also die in (26), (27) realisierte Zielgerichtetheit des Handelns oder Tuns, die durch die rhetorische Frage (scheinbar) infragegestellt bzw. durch die Aussage mit der Modalpartikel *doch* gegen mögliche Einwände „versichert“ wird.

30. *Der Otto tut immer so vornehm!*
31. *Tu doch nicht so! Als wenn du nicht genau wüßtest, wer diese Lügen verbreitet hat!*

Die Konstruktion (*so tun, als ob* + Irrealis scheint „schlüssig“; die Summe der einzelnen Konstituenten einschließlich der Bedeutung des Irrealis führt zur Gesamtbedeutung der ganzen Konstruktion. – Das gilt indessen nicht für die Kürzung *tun* + *so* + Adjektiv und noch weniger für die (nochmals gekürzte) Konstruktion *tun* + Adjektiv: *vornehm/groß/reich*... *tun*. Was dort explizit ist, ist hier implizit.

32. *Warum tut er denn den Hut da oben auf den Schrank? – Damit jeder das Möhrchen sieht, natürlich.*
33. *Warum sollte ich den Kleinen denn nicht zu seiner Patentante tun? Mir scheint, die sorgt noch am besten für ihn nach dem Tod seiner Mutter.*
34. *Das Geld solltest du lieber auf die Bank tun, statt es in die Ausbildung von so einem Nichtsnutz zu stecken!*

Diese Sätze realisieren *tun* + (lokaler) Präposition in der lokalen Bedeutung „hin-tun in/auf/unter/über/...“: Man liest immer wieder, dem unspezifizierten frz. *mettre*, span. *poner*, port. *pôr* usw. stünden im Deutschen *setzen, stellen, legen* – als Faktitiva zu *sitzen, stehen, liegen* – gegenüber, die, spezifizierend, die genaue „Position“ ausdrücken. Wie die Beispiele zeigen, stimmt das in dieser verallgemeinerten Fassung nicht. – ...zu seiner Tante/ ... auf die Bank/... *tun* geben – metonymisch – den jeweiligen „Ort“ bzw. die verantwortliche Institution an.

Gehen wir, um die Struktur von *machen* zu klären, welche die von *tun* ergänzt, ebenfalls von Beispielen aus:

1. *Macht der Paul die Möbel eigentlich selbst?*

2. *Seit wann macht die Klara eigentlich Gedichte?*
3. *Ja, ja, die Christl will er zu seiner Frau machen, die Ursel zu seiner Geliebten und uns alle zu seinen Lakaien. So weit kommt's noch!*
4. *Was willst du denn aus einem Jungen machen, der faul ist wie Mist und dazu noch stockdumm?*

In (1) wird ein konkreter Gegenstand als Ergebnis des Machens produziert, in (2) eine „Sache“ mit geistigem Gehalt. – (3): A macht B zu X impliziert: B wird zu X – (durch A); also: A kausiert/verursacht, daß B zu X wird. – (4) A macht aus B X impliziert: aus B wird X – (durch A). – Die Nuancen zwischen der Konstruktion mit *zu* und der mit *aus* entsprechen sich bei *werden* und *machen*. *Aus* betont: B verwandelt/verändert sich – so, daß es X wird → ist. Auch hier geht es also um ein „Produkt“, doch eins, das ohne die „Natur“ des Dings, das produziert „wird“, nicht denkbar ist.

(5) stellt ein mathematisches Ergebnis dar: „er – geben“; (6) bezieht die mathematische Operation auf einen Geldbetrag:

5. *4 × 7, das macht, Karlchen?*
6. *Wieviel macht das? – 3 Paar Socken, das macht 12 Euros.*

Die nächsten Beispiele bringen FvG, in denen *machen* „kausieren“ bedeutet. (8) kausiert lediglich das im Nomen Genannte, (9) und (10) fügen ein „Objekt“ hinzu, auf das das Verursacht wirkt (bei (10) „direkter“ als bei (9)); in (11) ist die Ursache nicht „selbsttätig“.

7. *Wenn ich Zeit hätte, jeden Abend nach dem Essen einen Spaziergang zu machen, würde ich das auch tun.*
8. *Verflucht nochmal! Wer macht denn da oben schon wieder einen solchen Lärm?*
9. *Nein, mit dieser Leistung wird er bei uns auf niemanden/bei niemandem Eindruck machen.*
10. *Man muß den Kindern auch ein bißchen Mut machen!*
11. *So eine Übersetzung macht Arbeit, klar, viel Arbeit!*

Im folgenden Satz bedeutet *machen*: „durchführen“; „das im Nomen Genannte realisieren“; „den Begriff verwirklichen“:

12. *Wann macht er sein Examen, sagst du?*

(13) stellt wie (3) und (4) eine grammatische Beziehung zu *werden* her: A macht B neugierig/krank/arm/... – B wird neugierig/krank/arm/... – durch A; also: A kausiert, daß B ... wird. Das Ergebnis ist (dann): B ist neugierig/...

13. *Warum der Christa davon erzählen? Du machst sie doch nur neugierig.*

In Verbindung mit einem Verb ist *machen* – „kausieren“ heute im Deutschen auf relativ wenige Lexeme beschränkt, u. a. auf *lachen* oder auch *weinen*, doch in der Regel mit der Restriktion: *mach/... mich/(...) nicht lachen/(weinen)!* Aufschlußreich ist auch hier die Relation zu *werden*: „mach‘ nicht; :ich werde lachen“. Die Relation bestätigt die von uns oben betonte weitgehend atemporale Funktion von *werden* beim (sog.) Futur.

14. *Komm', mach mich nicht lachen! Besser hältst du den Mund als so einen Blödsinn zu erzählen.*

*Machen* – „beruflich/(...) arbeiten“ läßt auch *tun* zu (vgl. dort 7), ist jedoch konkreter und ergebnisorientierter: „eine konkrete/spezifische Arbeit/(...) *aus* – führen“ (≠ „*durch*führen“).

15. *Was will der Junge denn später einmal machen?*

*Machen* + Präp. hat spezifische Bedeutungen:

*machen in* + Subst. – „so la la/... tätig sein in“; „in“ gibt den Bereich der (beruflichen) Tätigkeit an, und diese bzw. ihre Ergebnisse werden kritisch, abfällig beurteilt:

16. *Was ist eigentlich aus dem Gerd Maibaum geworden? – Der macht in Kultur. Der ist Bibliotheksrat im Unterhausener Stadtarchiv. – Toll!*

*Machen auf* + Adj. erinnert an *tun* + Adj.; die Konstruktion mit *machen* hebt stärker auf „sich herausputzen“, „angeben“ ab:

17. *6 Euros Trinkgeld? Der Otto macht mal wieder auf großzügig.*

*Auch den* + Eigenname (der eine bekannte Figur mit ihrer Symbolik bezeichnet) + *machen* – „den ... spielen“ erinnert an *tun* + Adj., doch hier steht die Rolle, die man kennt, im Zentrum:

18. *Wenn er absolut den Nikolaus machen will, dann laß' ihn doch! – Übernimmst du dann die Rolle von Knecht-Rupprecht?*

(*mal wieder/...*) *den Naiven/Blödmann/...* *machen* übernimmt die Bedeutung von (18) und löst sie vom Eigennamen: „die bereits bekannte Rolle ‚des Naiven/...‘spielen“:

19. *Die Bertina macht mal wieder die Naive. Als wenn sie nicht haargenau wüßte, was ihr Bruder gegen uns im Schilde führt!*

*etwas/nichts/... machen gegen/für/(...) etw.* – ist mit der entsprechenden Konstruktion mit *tun* synonym:

20. *Dagegen kann man leider nichts/wenig/... machen. – Es kostet mich eine wahnsinnige Überwindung, mich mit einem solchen Schwindel abzufinden.*

Zum Schluß noch die wichtigsten Konstruktionen mit *sich machen*:

*Zu sich an die Arbeit/ans Üben/... machen* vgl. *sich auf den Weg machen, sich hinter die Bücher (machen)/setzen, sich fertig machen* u. a.

21. *So, dann wollen wir uns mal an die Arbeit/ans Übersetzen/Klavierpielen/...machen. Geredet haben wir jetzt lange genug.*

*sich gut/ausgezeichnet/prächtig/... machen* – „gut/ausgezeichnet/... wirken“, „einen guten/... Eindruck machen“; weniger üblich bei einem negativen Eindruck.

22. *Sofort zu Beginn des Semesters ein freiwilliges Referat – das macht sich natürlich gut. – Ja, man muß was tun, wenn man etwas werden will*

*sich gut/... machen zu etw – „gut passen zu etw.“, „gut wirken zusammen mit etw.“*

23. *Eine blaue Hose macht sich vielleicht nicht so gut zu dem grünen Hemd. Meinst du nicht auch?*

*das macht sich (schon) wieder! – „das gibt sich/wird/kommt (schon) wieder!“*

24. *Nun stell' dich doch nicht so an! Das macht sich (schon) wieder! In einem halben Jahr ist die Krise überwunden.*

„Kausieren“, ein ‚Ding‘ – als Ergebnis – produzieren“, „realisieren/durchführen“ und „ergeben“ („als Ergebnis haben“) sind, wie man sieht, die semantischen Schwerpunkte von *machen*. Im Verhältnis zu dem Kern von *tun* handelt es sich um Bedeutungselemente, die hinzukommen. – Eine Ursache hat eine Wirkung; eine Wirkung ist eine „Form“ eines Ergebnisses. – Bei „durchführen/realisieren“ ist das Ergebnis die Realitäts-Setzung, das Verwirklichte. Man kann also sagen: *machen* bedeutet „tun/handeln im Sinne eines Ergebnisses“. In diesem Sinn ist *machen* ziel- und ergebnisorientiert und objektbezogen – während *tun* (eher) subjektbezogen ist.

Zu *machen* gehört, wie sich herausstellte, *werden*; zu *werden* gehört *sein*; zu *machen* gehört also, vermittelt über *werden*, auch *sein*.

Zu *tun* gehört *handeln*, *durchführen*.

*Machen* bildet eine sehr große Palette von FvG und dann – mehr oder weniger modifiziert – zahlreiche idiomatische Ausdrücke. Sie alle genau zu erfassen setzt eine Monographie voraus. Der ungeheure Reichtum dieser Bildungen – die in sehr vielen Fällen gleichsam eine quasi-automatische „Patentlösung“ darstellt: „Substantiv + *machen*“ → FVG (*Schularbeiten/Pläne/... machen*) – belegt ein Randgebiet der Idiomatik: mühelos Verbalphrasen bilden zu können, die ihre Semantik (weitgehend) in dem (Ausgangs-) Substantiv haben.

## 5. *kommen und gehen*

*Kommen* und *gehen* sind als freie Formen, als Konstituenten von FvG und als (Elemente von) Verbalphrasen idiomatischer Ausdrücke von zentraler Bedeutung. Angemessen analysiert, geben sie über einige grundlegende Phänomene der Sprache Aufschluß.

Es gibt zu diesen beiden Verben inzwischen eine ganze Reihe auf das Deutsche beschränkter und kontrastiver Analysen. Ich werde im folgenden vor allem Di Meola heranziehen, weil seine Arbeit auf einem fast unerschöpflichen Material fußt, der Autor die idiomatischen Ausdrücke – Hunderte! – konsequent in seine Überlegungen mit einbezieht und sie in allen nicht-idiomatischen Fragen nicht vom nicht-idiomatischen Material trennt, und weil diese Arbeit eine Fülle von Gesichtspunkten gerade auch für sinnvolle phraseologische Fragestellungen liefert, die in der Idiomatikforschung zum Teil zu kurz kommen.

Bei *gehen* setzt man wohl am sinnvollsten an der konkreten Bedeutung an: „sich mit Füßen/auf Beinen/(o.ä.: bestimmte Tiere: Schlangen, Maulwürfe usw.) fortbewegen“.

hum/(bel) *gehen* loc/temp/(mod)

Von *kommen* trennt man *gehen* häufiger nach der Deixis: *gehen* – „vom Sprecher weg“; *kommen* – zum Sprecher hin“. Diese Bestimmung ist, wie wir sehen werden, nicht nur ungenau, sie trifft das, worum es bei diesen Verben (im Deutschen) den Schwerpunkten nach geht, nicht. – Bei *gehen* läßt sich negativ formulieren: „nicht zum Sprecher hin“. Bei *kommen* wird die Deixis dem Kern der Verbfunktionen nach vom Ziel der Bewegung her entworfen, die der Sprecher im Auge hat; *kommen* ist ziel orientiert. Im Gegensatz dazu ist *gehen* einmal vom Ausgang der Bewegung her orientiert und zum andern vom Zentrum des sich Bewegenden selbst her.

Selbst bei der systematisch-regelmäßigen Bedeutung, von der wir bei *gehen* ansetzen, finden sich in dessen gewisse Einschränkungen.

So empfinden wahrscheinlich nicht alle Deutschen ein Beispiel wie: *Ich bin heute mehr als zwei Stunden lang durch den Stadtwald gegangen. Du glaubst nicht, wie gut mir das getan hat!* als „geläufig“ – oder gar akzeptabel; viele würden sicherlich *spazieren (gehen), laufen* oder auch andere Verben vorziehen. – Nehmen wir an, wir sitzen in einem Café und beobachten ein kleines Kind, das ziemlich unbeholfen über den nahegelegenen Spielplatz „tappst“: *Lustig, wie tappsig dieser kleine Kerl da über den Spielplatz – läuft!* – Halte ich mir den Vorgang des Laufens (!) plastisch, „bildhaft“ – im Sinn von „anschaulich“ – vor Augen, tritt das Verb *gehen* zugunsten anderer den Laufvorgang spezifisch fassender Lexeme (*rennen, schleichen, wackeln...*) in den Hintergrund.

Neben der Ausgangsbedeutung hat *gehen* eine nicht geringe Zahl (anderer) freier Sememe. Ich gebe einige an:

1. immer gut gekleidet/in schwarz/aufgedonnert/... gehen	- „herumlaufen“ / „(erscheinen)“ (nicht unbedingt zu Fuß)
2. der Zug/Bus/... geht um (...Uhr)/bis Mitternacht/...	- „fährt (nach Fahrplan)“
3. die Erbschaft/... geht in fünf gleiche Teile/...	- „... wird aufgeteilt in...“
4. richtig/falsch/vor/zurück/... gehen	- „(richtig/...) funktionieren/laufen“ (von Geräten);
5. gehen	- „funktionieren“ (dh. „nicht ‚kaputt‘ sein“)
6. gut/schlecht/... gehen	- „gut/... abgehen/verkauft werden/(gelesen/gegessen/...werden)“
7. (nicht) auf-/zu-/runter-/rauf-/... gehen	- „sich (nicht) in die angegebene Richtung bewegen/öffnen/schließen/... lassen
8. an die Nerven/js. Geld/Geduld/... gehen	- „js. Nerven/... angreifen/strapazieren/...“
9. (nur/...) nach dem Äußeren/... gehen	- „sich (nur/...) richten nach ...“
10. gegen jn/(js Meinunge/... gehen	- „gegen... gerichtet sein“ (Bemerkungen/...)
11. nach hinten/vorn/auf die Straße/... gehen	- „... hinausgehen“ (Fenster/Türen/(...))
12. bis an/in die erste Etage/... gehen	- „... reichen“ (Wasser u. ä.)
13. der Ball/Schuß/... geht ins Tor/vorbei/über die Latte/...	- „... fliegt...“
14. das Wasser geht durch die Kleidung/die Kälte in die Glieder/der Wind über die Häuser/...	- „...zieht...“

Die meisten dieser Bedeutungen variieren einen („intransitiven“, s. u.-) Prozeß. Bei manchen wird präsupponiert: „er sollte ungestört ablaufen – eben ‚gehen‘ – können“, etwa bei „funktionieren“ (daher *auf-/zu-/gehen*; vgl. dazu die Floskeln: *wie geht es dir/...?*). Aus diesem Grund ja auch die Möglichkeit der Paraphrase mit *sich machen lassen*, zu *machen sein*. – Ein großer Teil verlangt spezifische Präpositionen; die Analyse müßte also *gehen* ohne und mit Präposition sauber zu scheidern suchen. Außerdem müßte eine erschöpfende Untersuchung – die es bis heute nicht gibt – die überaus große Bandbreite der Präfixverben mit *gehen*, die präfixoiden Einheiten usw. mit einbeziehen. – Wir können das hier nur andeuten. Ich werde bei *kommen* die wesentlichen Bildungen mit Präposition im einzelnen analysieren und den fließenden Übergang zur Idiomatik zeigen; dasselbe müßte, wenn Vollständigkeit angestrebt wird, für *gehen* geschehen – und bei *kommen* wären ebenfalls die Bildungen mit Präfix, Präfixoiden usw. zu berücksichtigen. – Wenn eine solche Studie bis heute nicht vorliegt und auch die großen Wörterbücher das Material nicht nur unsystematisch, sondern auch unvollständig angeben, dann aus dem oben angedeuteten Grund: *gehen* und *kommen* sind im Deutschen – und nicht nur hier – gleichsam allgegenwärtig und bilden gleichsam das Grundgerüst der gesamten Sprache mit.

Grammatisch systematisiert ist: *ans Arbeiten/Üben/Laufen/... gehen* – „sich ans Arbeiten/... machen“ (eine Tätigkeit, die zu unseren<sup>c</sup> Aufgaben<sup>c</sup> / ,über-

nommenen Pflichten<sup>c</sup> / ... gehört). – Vgl. dazu: *ans Werk/die Probleme/... gehen* (diese sind allerdings in den Sprechakten nicht ganz frei) – „sich an... machen“, dann die FvG *in Arbeit/(die Herstellung/...) gehen* – „der Prozeß der Arbeit/(Herstellung/...) setzt ein“ u. ä.

*Kommen* drückt eine – modal kaum eingeschränkte – Bewegung aus, die auf etwas zu läuft. Diese Ausrichtung kann auf den Sprecher hin – gerichtet sein – „Her – Bewegung“ –, doch entscheidend ist: es geht um das Ziel der Bewegung; in dieses Ziel versetzt sich der Sprecher, wenn es nicht (lokal) „bei ihm“ ist.

Von hier aus wird *kommen* als Fv leicht einsichtig.

Es lassen sich systematisch vier Aufbaurelationen feststellen. Doch bei allen bleibt die Funktionsbedeutung von *kommen* identisch: „es kommt dahin, daß...“, „die Dinge/die Ereignisse/ das Geschehen/... entwickelt sich/läuft/... dahin, daß...“. Man sieht schon an diesen Bedeutungsangaben, wie die Bewegung hier den Zeitfluß (mit-) ausdrückt. – In schematischer Übersicht ergibt sich für die vier Aufbaurelationen:

Fv <i>kommen</i> :	Funktionsbedeutung von <i>kommen</i> „es kommt dahin, daß...“
1. zur Abstimmung <i>kommen</i> ↑ über etw. abstimmen trans. Verb mit präp. Objekt	„es wird über etw abgestimmt“ – Passiv (prozeßhaft!)
zur Entscheidung <i>kommen</i> ↑ (über) etw entscheiden trans. Verb – (Akk) Objekt (mit Präp)	– „es wird über etw entschieden“ Passiv (prozeßhaft!)

2. <i>zum Ausbruch kommen</i> ↑ <i>ausbrechen</i> intrans. Verb	–	„es bricht etw. aus“  (u. a.) inchoativ: „ein Prozeß setzt ein“
zur <i>Auswirkung kommen</i> ↑ <i>sich auswirken</i> intrans. Verb	–	„es wirkt sich etw aus“  (u. a.) resultativ: „ein Prozeß kommt zu seinem Abschluß“
3. <i>in Armut kommen</i> ↑ <i>arm</i> Adjektiv		„j wird arm“,  (u. a.) inchoativ: „Prozeß der Realisierung der Adjektivbedeutung setzt ein“
4. <i>zur Besinnung kommen</i> ↑ <i>sich besinnen</i> pseudo-reflexives (pronominales) Verb		„j besinnt sich“  inchoativ/resultativ(?)

---

Alle Aspektangaben beziehen sich nur auf *kommen* mit der Bedeutung „Prozeß“. Bei vielen FvG mit *kommen* – und auch mit *gehen* und den anderen Fv – wird der Prozeß aber sphärisch-begrifflich „gerundet“ (s. u.). Das erlaubt dann andere Aspekte. Und selbst für den Prozeß sind die durchweg gemachten Aspektangaben sehr unzureichend.

Die übrigen FvG mit *kommen* sind entweder „unregelmäßig“ oder es „fehlen“ die Lexeme, die die Relation – eindeutig – ausdrücken, so daß man mit „tiefenstrukturellen Bezügen“ arbeiten muß.

Die Fv-Bedeutung verhält sich zur Gesamtbedeutung des FvG wie die angegebene Funktionsbedeutung vom *kommen* als Matrixsatz im Verhältnis zur Gesamtbedeutung:

A: „es kommt dahin, daß“ – „die Dinge entwickeln sich so, daß...“

„das ‚Ziel‘ wird erreicht, an dem – so daß“

B: „entschieden wird“ / „ausbricht“ / „arm-sein gilt“ / „Besinnung einsetzt“

Diese Funktionsbedeutung aber wird, wie schon angedeutet, mit den üblichen sog. „Aspekten“, mit Begriffen wie „inchoativ“, „resultativ“, „kausativ“ usw. nur äußerst unzureichend erfaßt. Denn entscheidend ist einmal der – mit *kommen* als freier Form bereits gegebene – zielgerichtete Bewegungsverlauf, der den gerichteten Zeit- oder Entwicklungsfluß veranschaulicht und sich ohne das Anschauungsbild der Bewegung gar nicht zutreffend fassen und beschreiben läßt, und zum andern die begrifflich-sphärische „Rundung“, die die Bedeutung vom Prozeß löst.

Auch bei *kommen* haben wir also – als Grundlage – einen Prozeß – „intransitiv“ / „medial“ – in seiner allgemeinsten Form; doch er wird anders per-

spektiviert als bei *gehen*. Der Unterschied läßt sich an folgendem Beispiel andeuten:

- a) *Die Entwicklung geht dahin, daß wir bald wieder eine Diktatur/... haben werden*
- b) *...und dann kam es (in der Tat/...) zu einer Diktatur/...*

Man spricht von einer Gehen-Zeit und einer Kommen-Zeit. Bei der ersten „bewegen wir uns – veranschaulichend – in den Raum“, – und zwar in die Vergangenheit oder in die Zukunft, d. h. „nach vorn“ oder „nach hinten“ („progressive“ versus „retrogressive“ Perspektive). Bei der zweiten kommt die Bewegung auf uns zu – „Zukunft“. Die Vergangenheit – nicht von uns her, sondern von der Zeitachse her gesehen – „ist vorbei“, kann also nicht mehr auf uns zu-kommen („Zeitpfeil“!). – Die Bewegung ist im Satz (b) sphärisch zur „Perspektive als solchen“ „begrifflich gerundet“: man sieht von einem ‚Zielpunkt‘ aus – der auch in der Vergangenheit liegen kann: „Vergangenheit“ in Relation zur mit *kommen* implizierten Ziel-(punkts-)Zeit.

Bei der Gehen-Zeit bewegen wir uns. Das kann indessen, wie angedeutet, auf zweierlei Weise geschehen. Wir können uns „von uns aus“ „nach vorn“ und „nach hinten“ bewegen; wir können uns aber auch in das Bewegende (hinein-) versetzen und in dem Bewegungsprozeß nach vorn oder nach hinten mitgehen, d. h. den Zeitpfeil mit-vollziehen.

Man spricht dann weiterhin bei der Entgegensetzung von *kommen* und *gehen* oft von einem Gegensatz zwischen „aktiv“ (*gehen*; *Er ging ins Krankenhaus*) und „passiv“ (*kommen*; *Er kam ins Krankenhaus*). Diese Entgegensetzung trifft den Kern nicht. Bei *gehen* liegt die Perspektive der Be-

wegung in uns selbst und sind wir entweder „im“ (Bild!) Ausgang .../Einsetzen/... des Bewegungsprozesses oder „in“ (Bild!) seinem Vollzug, bei *kommen* liegt der Blick auf der Zeitachse: „die Dinge rücken auf uns oder einen anderen/etwas anderes zu“.

Besonders bei dem Gehen-Vollzug, bei dem wir ja selbst „in“ der Bewegung sind und mit-gehen, haben wir den Eindruck von „aktiv“; doch ist der Sinn des Begriffs „aktiv“ ein ganz anderer: „die Bewegung verursachend“. – Kommen wir noch einmal auf die Varianten zurück von:

*Was nicht ist, kann ja noch werden – Was nicht ist, kann ja noch kommen.*

Beide drücken aus: „Was ‚erwartet‘ wird, kann ja noch eintreffen“ – d. h. das „Ziel“ (dessen, worum es jeweils geht, des Themas) kann ja noch erreicht werden. Das eine Mal – mit *werden* – sehen wir das Ziel entweder von uns oder einem Dritten aus

(-gehend) oder im Gehen-Vollzug (wir sind oder ein Dritter ist in dem sich Bewegenden) „vor uns liegend“, insofern in der Gehen-Zukunft; im zweiten Fall sehen wir das „Ziel“ der Bewegung als (potentiell) noch auf uns bzw. ein Drittes zu-kommend. Dieselbe Bedeutung – unterschiedlich perspektiviert und begrifflich-sphärisch gerundet.

Trotzdem ist die Alternative aktiv – passiv natürlich nicht ganz von der Hand zu weisen. Man vergleiche *ans Arbeiten/... gehen* mit *ins Schwitzen/Grübeln/... kommen*: das eine Mal bewegen wir uns konkret oder im Bild gerundet auf die Tätigkeit der Arbeit zu (Hingeh-Perspektive) und vollziehen dann die Tätigkeit des Arbeitens u. a. eine Zeitlang; das andere Mal „umfängt“ uns ein Prozeß, den wir u. U. als einen ganzen, der auf uns zukommt, erleben – und in den wir eintreten können (inchoativ), ohne seinen Ganzheitscharakter, dem wir unterworfen sind (Passiv!), aus dem Blick zu verlieren – so daß auch das Ende immer präsent ist oder sein kann („terminativ“ – wenn nicht „resultativ“); das eine hebt das andere nicht auf. – Nicht nur sind wir es, die die Gehen-Zeit „konstituieren“; nicht nur ist das Vollziehen

des Prozesses ein aktiveres Moment als „vom Prozeß umfassen zu werden“; *gehen* und die mit ihm gebildeten Verbindungen können das perspektivische Moment „das Ende als Ziel miteinbeziehend“ nicht ausdrücken, d. h. es spart den Zielpunkt aus – wohingegen *kommen* und seine Verbindungen den Moment des Einsetzens sehr wohl ausdrücken können: *Plötzlich kam er in Fahrt.* – Das reine Ende, ja sogar den Endprozeß als solchen kann *gehen* durchaus ausdrücken: *Schließlich ging es mit ihm/mit seiner Geduld/... dann doch zuende*, doch ist das „Ende“ hier kein „Ziel“ und der Prozeß nicht von „seinem Ende her“ gesehen oder gefaßt.

Auch bei *kommen* gebe ich einige freie Sememe an:

1. *kommen von/davon kommen, daß* – „seine Ursache haben in“, „darauf zurückzuführen sein, daß...“
2. *(nicht) über/in/auf/... etw. kommen* – „es nicht schaffen, sich über etw. hinweg/in etw. hinein/... zu bewegen“
3. *(nicht) zu etw. kommen* – (nicht) die Zeit finden, etw. zu tun
4. *auf jeden/... kommen x Euros/... – „...entfallen...“*
5. *an-gelaufen/-geflogen/... kommen* – „sich nähern, indem man läuft/fliegt/...“
6. *aus Frankfurt/... kommen* – a) „aktuell: „daher-kommen“; b) „aus Frankfurt/...sein“ / „in... geboren sein“
7. *jm mit etw. kommen* – „jn mit etw. belästigen“
8. *in die 2. Schublade links /... kommen* – „... getan werden sollen“, „... gehören“
9. *über jn kommen* – „jn erfassen“ (Gefühle o. ä.)
10. *an etw. kommen* – „etw. (zu) erlangen (schaffen)“

Auch hier müssen wir auf eine genauere Differenzierung zwischen *kommen*, *kommen* + Präp., Abgrenzung zu den Präfixen usw. verzichten. Auch haben wir u. U. nicht alle freien Sememe erfaßt; doch für unsere Zielsetzung, die jeweiligen Idiomatisierungen adäquat auszumachen, scheinen sie ausreichend.

Bei seiner näheren Analyse von *kommen* und *gehen* und ihrer Kontrastierung trennt Di Meola einmal zwischen dem (nicht deiktisch gefaßten) konkreten Raum, dem deiktischen Gebrauch und dem abstrakten Raum. – Für den konkreten Raum stellt er folgendes Schema auf:

<i>gehen</i> :		+ aktiv	+ intentional	+ unbedingt	– fokussiert
<i>kommen</i> :	1. Weg	+ aktiv	+ intentional	+ unbedingt	+ fokussiert
	2. Hindernis	+ aktiv	+ intentional	– unbedingt	+ fokussiert
	3. Zufall	+ aktiv	– intentional	– unbedingt	+ fokussiert
	4. Transport	– aktiv	– intentional	– unbedingt	+ fokussiert

Wie er selbst bemerkt, lassen sich die vier Varianten bei *kommen* allerdings nicht immer auseinanderhalten. – Methodisch ist hier anzumerken, daß a) die oben angegebenen (und möglicherweise noch anderen) freien Sememe von *kommen* und *gehen* nicht von den gebundenen Formen mit diesen Verben unterschieden werden, und b) auch nicht (streng) getrennt wird zwischen den Verben als Simplex und Verb + Präp.

Bei „Hindernis“ finden wir u. a. (*mit dem Besen/...*) *nicht unter den Schrank kommen, nicht in die Wohnung/... kommen, selten aus dem Haus kommen, (gegen die Böen) nicht vom Fleck kommen*. – Die *kommen*-Perspektive ist bei allen präsent; die Idiomaticität erklärt sich durch Figuren – die Metonymie: *Stelle* – „der Ort, wo man gerade ist“, *Haus* – „das ‚Haus‘, in dem man lebt/wohnt/...“ (vgl. oben). – Die ersten Beispiele realisieren das freie Semem *kommen* + Präp.

Bei der „zufälligen Bewegung“: *unter ein Auto/... kommen, (mit dem Finger/...) an die Schneidezähnel... kommen, neben jn zu sitzen kommen*. – Mit *unter, an* und anderen Präpositionen kann *kommen* die „Verletzung dadurch, daß man unter/an/... etwas ‚gelangt‘“, ausdrücken. Die ersten beiden Einheiten gehören also nicht in die Idiomatik. Die Idiomaticität des zuletzt genannten Ausdrucks geht auf die auf *sitzen* (und möglicherweise einige andere Lexeme) restringierte Konstruktion mit *kommen* zurück; die Semantik des Verbs ist indessen nicht verändert.

Bei „Transport“ – der umschrieben wird als „passive Bewegung in Richtung Bestimmungsort“ –: *ins Krankenhaus kommen, auf die Intensivstation kommen, an den Tropf kommen, ins Gefängnis kommen, auf den elektrischen Stuhl kommen, in den Knast kommen, vor Gericht kommen, vor den Richter kommen, hinter schwedische Gardinen kommen, in Quarantäne komme u. a.* – *Kommen* + Präp. hat in allen Fällen eine identische Bedeutung. Die Idiomaticität wird – wiederum – durch eine Figur konstituiert: *schwedische Gardinen*, und dann durch ein Lehnwort *Quarantäne* – falls man einen solchen rein lexikalischen Grund als zureichend begründeten Idiomaticitätsfaktor ansieht. – Was aber ist *vor den Richter/vors Gericht kommen?* – Die umgekehrte Perspektive kann man mit *gehen* formulieren: *Wenn dieser Mann nicht nachgibt, gehe ich ans Gericht/geht die Sache ans Gericht*. – Weder *kommen* noch *gehen* drücken hier eine konkrete Bewegung aus. Jemand, der *ans Gericht geht*, braucht sich nicht ein einziges Mal dort sehen zu lassen, und wer *vor Gericht kommt*, sehr oft auch nicht. Es handelt sich also bei „Gericht“ nicht um das Gebäude, sondern die Institution – die normalerweise in „diesem“ Gebäude tätig ist, doch auch behelfsweise in einer Schule o. ä. untergebracht werden kann. An der Korrektheit der Sätze ändert das nichts. Es geht also um Metonymien: „irgendwohin gehen/kommen – um das an der einschlägigen Institution/... zu Tuende zu realisieren“ (Metonymie des Zwecks oder des Grundes). Auch hier also ein Tropos als Idiomaticitätsfaktor – der die Idiomatik stark ausweitet. (*Ich gehe noch rasch zum Bäcker* – d. h. „Brot/... kaufen“ –, nicht notwendig zu Fuß). Es handelt sich also in all diesen Fällen um konventionalisierte Metonymien.

Wie die Analyse zeigt, ordnen sich die phraseologischen Einheiten semantisch nahtlos in den nicht-idiomatischen Gebrauch von *kommen* und *gehen* ein

In dem Kapitel zu den „deiktischen Verwendungsweisen von *kommen* und *gehen*“ finden sich eine Reihe sehr aufschlußreicher Kriterien zur Entscheidung darüber, wann in den idiomatischen Ausdrücken (eher) *gehen* und wann (eher) *kommen* erscheint. Ich gebe die, die mir am wichtigsten erscheinen, kurz mit einigen Beispielen an:

Mit Bezug auf den „Gesichtssinn“. – Man halte gegenüber:

<i>ins Blickfeld</i>	<i>kommen</i>	
<i>ans Tageslicht</i>	<i>kommen</i>	
<i>ans Licht</i>	.....	
<i>an den Tag</i>	.....	
<i>zutage</i>	.....	
<i>an die Sonne</i>	.....	
<i>an die Oberfläche</i>	.....	
<i>zum Vorschein</i>	.....	
<i>(jm) vor die/unter die/zu Augen</i>	<i>kommen</i>	– <i>(jm) aus den Augen gehen</i>
<i>in Sicht</i>	<i>kommen</i>	– <i>(jm) aus der Sicht gehen</i>
<i>ans Licht</i>	<i>kommen</i>	– <i>(jm) aus dem Licht gehen</i>

Die Folgerung liegt nahe: was ins Sichtfeld eintritt, hat *kommen*, was aus dem Sichtfeld heraustritt, *gehen*. – Ich vernachlässige es hier, der Frage der Differenzierung zwischen einer konkreten und nicht-konkreten Bedeutung nachzugehen. – Geht man von der oben entwickelten *Gehen-* und *Kommen-*Perspektive aus, ergibt sich hier als Zielpunkt deiktisch der Sprecher bzw. die „kanonische Sprechereinstellung“: *kommen*; der Gegensatz dazu: *gehen*. – Angemerkt sei noch, daß die Organe hier für ihren „Träger“, den Menschen, stehen, der, als eigentlicher „Bezugspunkt“, im Dativ erscheint – eine für die Somatismen und andere Ausdrücke durchweg geltende syntaktische Struktur.

Die Bedeutung von *kommen* und *gehen* ist hier also auf den Ausdruck: „Bewegung (+/– kanonisch-deiktische Perspektive)“ reduziert oder komprimiert. Die Idiomatik liegt also auch hier in den Figuren. – Zu diskutieren wäre – hier wie auch im folgenden – noch der Artikel.

Mit Bezug auf den Gehör- und Tastsinn:

<i>in Hör-/Rufweite</i>	<i>kommen</i>	vgl. aber (*) <i>jm aus dem Sinn kommen</i>
<i>jm zu Ohren/zu Gehör</i>	<i>kommen</i>	

Kontrolle und Besitz:

<i>in Besitz</i>	<i>kommen</i>	– <i>verloren/verschütt gehen</i>
<i>jm vor die Flinte</i>	<i>kommen</i>	– <i>flöten/stiften gehen</i>
<i>(jm in die Hand fallen</i>	<i>.....</i>	– <i>über Bord gehen</i>
<i>..... Klauen .....</i>		

Ein Gegenbeispiel wie *abhanden kommen* wird von Di Meola damit erklärt, es sei „auf ein nicht-deiktisches Grundschema zurückzuführen“ (unfreiwillige, zufällige Zustandsveränderung) – die Einheiten mit *gehen* auf ein deiktisches („Abweichung vom kanonischen Zustand“). Das zeigt, daß es sich um Tendenzen und nicht um feste Regeln handelt – wie es in der Idiomatik generell der Fall ist. – *Zu jm in die Falle/ins Netz/ins Garn/auf den Leim gehen* schreibt Di Meola: „Der zunächst überraschende Gebrauch des Verbs *gehen* zeigt hier an, daß der ‚jagende‘ Beobachter von seiner räumlichen Position abieht und sich mit der Bewegung seines Opfers identifiziert.“

Sein Interpretationsschema („kanonisch“) wird damit von ihm sogar als Tendenz infragegestellt, denn eine solche Sicht stimmt zwar zur *Gehen*-Perspektive als solchen, doch nicht zum Gedanken des Gewichts der „kanonischen Deixis“. – Man könnte aber das – doch bildhaft wiedergegebene – Geschehen „jm in die Falle/... gehen“ – „von ihm reingelegt werden“ als „den guten Sittten widersprechend“ interpretieren; dann ist *gehen* als nicht-kanonisch „an seinem Platz“.

Persönliche Sphäre:

*jm in den Weg kommen*  
 ..... *die Quere* ..... „Eindringen in die  
 persönliche Sphäre“.  
 ... *ins Gehege* .....

Hier beißen sich die Kriterien: nach dem Gesichtspunkt „kanonisch in Ordnung“ – „kanonisch nicht in Ordnung“ müßte *gehen* stehen, nach dem Kriterium: „eindringen in js Aufmerksamkeitsfeld“ *kommen*. – Ob „willentlich“, „intentional“ versus „zufällig“ eine Rolle spielen, müßte anhand eines breiten Materials geprüft werden.

Das Leben:

*auf die Welt/* – *aus der Welt/dem Leben/*  
*zur Welt kommen* – *der Zeit/von uns gehen*  
 – *zu Gott/zu seinen Vätern*  
*gehen*  
 – *den Weg allen Fleisches/*  
*über den Jordan gehen*  
*mit etw. zuende kommen* – *zu Ende/zur Neige gehen*  
 („persönlich“: Leistung – („unbelebter Trajektor“)  
 ≠ „objektiv“)

Der physische und mentale Gesundheitszustand:

*wieder auf die Beine/* – *in die Breite/aus der Form/*  
*die Füße kommen* – *aus dem Leim gehen*  
*in die Knie/Beuge/Hucke/*  
*zu Boden/parterre/k. o. gehen*  
*in die Luft/Höhe gehen*  
*auf die Palme/die Wände*  
*hoch gehen*  
*zugrunde/vor die Hunde/*  
*kaputt gehen*

Hiermit wird auch der äußerst häufige Fall, daß *wieder* eine notwendige Konstituente des Ausdrucks ist, erklärt; vgl. *wieder ins Lot kommen* u. ä. : „wieder in den als „normal“, „sein sollend“ vorausgesetzten/präsupponierten Zustand ‚zurück‘-gehen“.

Funktions (-un-) tüchtigkeit und der menschliche Körper als Origo:

*jm auf die Lippen kommen* – *jm unter die Haut/an die*  
*Nieren gehen*  
*jm zu Bewußtsein/in den* – *jm auf den Geist/den Keks/*  
*Sinn kommen* – *die Nerven/die Eier gehen*  
*jm zur Kenntnis kommen* – *zu Bruch/Schrott/in die*  
*Brüche/in Trümmer gehen*  
 – *in die Wicken/Binsen/*  
*die Hose/den Arsch gehen*

Als Fazit gilt für Di Meola nach einem Vergleich insbesondere mit dem Englischen und dem Italienischen: im Deutschen und Englischen ist das deiktische Zentrum auf den geistigen Bereich beschränkt, während im Italienischen die deiktische Origo mit dem Körper in der Gesamtheit seiner Organe identifiziert wird. – Hiermit werden (aber) für das Deutsche die Organe insgesamt als Bezugspunkt zugunsten eines Teilbereichs aufgegeben. Und in kontrastiv-verallgemeinernder oder gar allgemeinlinguistischer Perspektive spielen dann auch die Gesichtspunkte „positiv – negativ“, „schädlich – nützlich“, „kanonisch – nicht kanonisch“, „sein sollend – nicht sein sollend“ zumindest keine ausschlaggebende Rolle mehr. – Nur wenn man dem „folk model“, d. h. den bei den einzelnen Sprechergemeinschaften unterschiedlichen „kulturellen Normen“, eine sehr große, wenn nicht ausschlaggebende Bedeutung beimißt, ist eine solche Folgerung überzeugend. – Bis auf eine detaillierte Untersuchung eines umfangreichen Materials aus mehreren Sprachen muß eine Entscheidung wohl offen bleiben. Der Eindruck, der sich aus dem von mir geprüften Material ergibt, ist der, daß es sich bei allen hier angegebenen Kriterien um Tendenzen handelt, die bei einem Großteil der Phraseme greifen, bei einem weniger umfangreichen, doch immer noch signifikativen Teil jedoch nicht. – Von grundlegendem Interesse sind indessen die Kriterien als solche.

Ebenfalls wäre in diesem Zusammenhang das Problem der Deixis und ihre Verbindung zur Idiomatik ganz generell zu untersuchen<sup>64</sup>.

Da *kommen* immer die Zielperspektive fokussiert, *gehen* aber nicht, ist methodisch wohl davon auszugehen, daß bei Annahme bestimmter Seh-, Hör-, Tast-, Aufmerksamkeits- und anderer Felder als Orientierung sich diese, wenn *kommen* gewählt wird, mit dem Ziel, das das sprachliche formulierte Ausdrucksziel leitet, deckt und daß bei *gehen* die „Aktivität“ der Person und die Ausrichtung des Bewegungsvorgangs als solche stärker im Vordergrund stehen. Vgl:

*sich sehr nahe kommen*  
*Ihre Probleme sind mir sehr nahe/zu Herzen gegangen,*  
 .... *das will mir einfach nicht (in den Kopf) ein-gehen.*

In diesem Zusammenhang wären dann die zahlreichen bereits angesprochenen Ausdrücke mit der Konstruktion *jm zu/an/... + Lexem für Körperteil + gehen/kommen* möglichst vollständig zu analysieren; denn diese Konstruktion bildet ja nicht nur

<sup>64</sup> Vgl. Blühdorn (1993) und die dort angegebene Auswahl-literatur.



formal, sondern auch semantisch ein für das Deutsche durchaus typisches Muster: der Träger des Organs, der Mensch, ist das im Dativ angegebene Ziel; das Organ, das seinem Träger ja „lediglich“ „funktionell dient“, gibt den Ort an, an dem das Ziel „berührt“ wird. In dieser Perspektive, die sich von den unterschiedlichen Aufmerksamkeitsfeldern der Semantik nach unterscheidet, ist im Deutschen *gehen* äußerst häufig; doch es gibt auch eine ganze Reihe von Einheiten mit *kommen* und auch anderen Verben (*fallen, sich werfen* u. a.). Vgl. in diesem Zusammenhang:

<i>jm zu Ohren kommen</i>	–	<i>in die Ohren gehen</i>
<i>jm ins Blut gehen</i>	–	<i>ins Blut/die Beine gehen</i>
<i>jm aufs Gemüt gehen</i> ( <i>aufs Gemüt schlagen</i> )		
<i>jm ans Gemüt /Herz gehen</i>		
<i>jm zu Herzen/nahe gehen</i>	–	<i>auf den Magen/auf den Kreislauf/in die Knie gehen</i>
		– <i>auf die Knochen/an die Substanz gehen</i>
dazu:		<i>ans Geld/Portemonnaie/ Eingemachte gehen</i>

Inwieweit die Alternative: „die Organe haben einen ‚Eigenwert‘, auf den die Bewegung zielt“ – in manchen Ausdrücken – versus „es geht um den Menschen als ‚eigentliches Ziel der Bewegung‘“ für die Distribution von *kommen* und *gehen* relevanter ist als +/- kanonisch usw., ist vor einer Analyse eines umfangreichen Materials kaum zu entscheiden. Mit scheinen auch hier eher Tendenzen zu herrschen.

Noch weit zahlreicher als die bei den im weiteren Sinn deiktisch gebrauchten Verben *kommen* und *gehen* sind die FvG und idiomatischen Ausdrücke (im engeren Sinn), die mit nicht-deiktischem *kommen* und *gehen* + Präp. gebildet werden.<sup>65</sup>

Hier spielen die entwickelten Bedeutungen von *gehen* und *kommen*, die jeweilige Valenzbesetzung, die dargestellten grammatisch-funktionellen Gesetzmäßigkeiten der beiden Verben, die Bedeutung der jeweiligen Präposition, die Bedeutung des präpositionalen Objekts und schließlich gegebenenfalls auch Figuren ineinander.

Wenn wir von dem bisher zu *kommen* und *gehen* Gesagten ausgehen, ist am sinnvollsten zunächst nach der Präposition zu sortieren: Wir haben – nach der Relevanz angeordnet:

<i>gehen</i>	<i>zu</i>	<i>kommen</i>	<i>zu</i>
	<i>in</i>		<i>in</i>
	<i>an</i>		<i>an</i>
	<i>auf</i>		<i>auf</i>
	<i>bis an</i>		<i>bis an</i>
	–		<i>aus</i>
	<i>unter</i>		<i>unter</i>
	<i>über</i>		<i>über</i>
	<i>durch</i>		<i>durch</i>
	<i>um</i>		<i>um</i>
	–		<i>hinter</i>
	<i>nach</i>		–

*gehen ohne Präp.: „laufen“ von Dingen, „sich bewegen“, „funktionieren“.*

#### ZU:

Während *gehen zu* nur ganz wenige Einheiten bildet – *zur Arbeit gehen* (von vielen als FvG angesehen) oder *zur Bundeswehr/den Soldaten/... gehen* („sich ... anschließen“, „in ... eintreten“), ist die Zahl und die Vielfalt der Konstruktionen mit *kommen* kaum zu übersehen. Es lassen sich unterscheiden:

1. die grammatisch-funktionellen Konstruktionen *zum Kochen/Überlaufen/... kommen* (eher initiativ) + u. U. „sogar“ („was nicht sein sollte“) und *zum Stehen/Halten/... kommen* (eher terminativ);
2. FvG – passivisch und intransitiv/medial (s. o.)
3. es kommt zu Sympathiekundgebungen/Aufläufen/altbekannten Konflikten/...
4. *zu etw. kommen* – aa) „(es schaffen) etw (zu) bekommen“ – *zu einer Wohnung/... kommen*; bb) „(es schaffen) etw (zu) erlangen“ (u. U. mit der Nuance: „sogar“, „etwas Hohes/Besonderes/...“) – *zu Erfolg/Ansehen/Ruhm/einer hohen Bildung/... kommen*

Bis hierhin scheint mir die Objektbesetzung frei oder zumindest soz. frei; d. h. es handelt sich um Konstruktionen und Verbindungen (Verb + Präp) mit einem semantischen und nicht mit einem lexematisch-gebundenen Kontext.

5. aa) *zu der Erkenntnis/Überzeugung/... kommen, daß...*
- bb) *zur Einsicht/zu Vernunft/... kommen*
- cc) *zu Atem/Luft/zur Ruhe/(Fassung)/zu Wort/... kommen*
- dd) *zu Nierenversagen/Blutsturz/... kommen* / *les kommt zu*  
hierzu: *zu Fall/Tode/Schaden/... kommen* („fallen“, „sterben“, „geschädigt werden“)
- ee) *zu Potte/Stuhle/(Strich)/Rande/(zurande) kommen*  
(*mit etw/(jm)*)
- ff) *zu Ende/(zuende) kommen mit etw./ (jm)*

(aa) hält sich an die entwickelte Lexembedeutung; (bb) berührt sich eng mit den FvG; doch ist „erkennen“, „Vernunft annehmen“

<sup>65</sup> Im Unterschied zu Di Meola gehe ich hier nach den einzelnen Präpositionen vor, die mit *kommen* und *gehen* verbunden sind („phrasal verbs“).

men/wirken lassen“ weder passivisch noch intransitiv, sondern intentional; (cc) setzt (u. U.) Schwierigkeiten, Hindernisse u. ä. als Präsupposition voraus und ist durchweg nicht durch ein zugrundeliegendes Fv zu paraphrasieren – die bekannte Streitfrage, ob es sich dann um Grenzfälle der FvG oder um idiomatische Ausdrücke (im strengen Sinn) handelt, ist nur zu lösen, wenn man bestimmte (methodologische und systematische) Vorannahmen macht.; (dd) bringt, im Vergleich zu (cc), zusätzlich die Präsupposition „(zu etw. kommen) wozu es nicht kommen sollte“, d. h. „sollte nicht (sein)“ ins Spiel; (ee) operiert bei den Substantiven mit Figuren; (ff) ist heute lexikalisiert, beruht aber auf einer Figur: „bis zu Ende kommen mit etw.“ → „das Ende von etw. erreichen“ → „etw. (zu lösen) schaffen“ – Dieselbe Bedeutungsbildung auf bildlicher Grundlage liegt vor bei *mit jm/etw. (schon/schnell/...) fertig werden/fertigwerden, mit jm/etw. zu Rande kommen/zurandekommen* – und „tiefenstrukturell“ spielt dieses Bild auch bei den unter (ee) genannten Einheiten mit: „dahin kommen, wohin es zu kommen gilt“ → „ans glückliche Ende → Ziel kommen“

Mit den zuletzt besprochenen Einheiten hängen eng zusammen:

- 6. aa) *zu einem Ergebnis/Abschluß/...kommen*
- bb) *zu einem Resumee/Fazit/... kommen*
- cc) *zu dem Schluß kommen, daß...*

Vom „Abschluß“ der „zielgerichteten Bewegung“ über das geistig bewältigte „Resumee“ und der sachgerechten „Schlußfolgerung“ – sich verbindend im „Fazit“ – „kommt es zum“, „logischen Schluß“ und so zu einer „Lösung“.

- 7. (nicht) *dazu kommen, etw. zu tun* – „keine Zeit/(Gelegenheit/...) finden, etw. zu tun“ → (nicht/nicht mehr/kaum noch/...) *zum Entspannen/zum Fernsehen/zum Theaterbesuchen/... kommen*. Wiederum eine freie Verbindung.

Vgl. die auf einer Kontamination von (7) und (5aa/bb) basierende ironische Bemerkung: *Der arme Kerl kommt einfach nicht zum Denken!*

- 8. Schließlich haben wir noch „zu etw. hinzu – kommen“: *zu den Akten/Unterlagen/... kommen* und „(von...) zu... kommen“: *zum nächsten Punkt der Tagesordnung/... kommen*.

Es läßt sich sagen: Außer den unter (8) genannten Einheiten geht es bei *kommen zu* um einen „Prozeß in Richtung zu“, wobei die Zielgerichtetheit des Verbs und die Bedeutung der Präposition sich gegenseitig stützen. Dieser Prozeß wird jedoch bald als Prozeß gesehen (1,2), bald zu einem Begriff kondensiert: das Bild gerinnt zu einem Begriff; die „Entwicklung“, der „Prozeß“ wird zu einem Begriff „gerundet“ – die Anschaulichkeit ins Denken gehoben. Die „sphärische Rundung“ cha-

rakterisiert dann die meisten Ausdrücke der folgenden Punkte. – Das perspektivische Zentrum kann dabei eher im Anfangspunkt oder in der Anfangsphase liegen oder aber in der Endphase, im Endpunkt. Bei *zum Überlaufen/... kommen* (1, erstes Beispiel) etwa ist der konkrete Prozeß anzusetzen. Gehe ich nun von dem Gesamtprozeß aus, ist zu paraphrasieren: „schließlich kommt es dann „gegen Ende“ sogar zum Überlaufen, zum Kochen“ usw; sehe ich nur das genannte „Überlaufen“, „Kochen“ selbst, geht es um den Anfang dieser Phase. – Dann kommen zusätzlich spezifische Präsuppositionen ins Spiel (Hindernis, Zufall, usw.), dann die Verlegung des Schwerpunkts ins Modale („es schaffen zu“) oder in die Zeit(7).

Es wirken also bei der jeweiligen Bedeutungsbildung eine Reihe von Faktoren zusammen, die auf ganz unterschiedlichen Ebenen liegen. Doch immer auf der Basis einer gerichteten „Bewegung“ – die allerdings, wie sich zeigt, nur in spezifischen Fällen einen Prozeß darstellt; einer „Bewegung“, die auf etwas zu-läuft.

In dieses bald sinnlich-anschaulich-prozeßhaft gefaßte, bald sphärisch-begrifflich „abstrahierte“ Bewegungsbild<sup>66</sup> und die es variierenden Faktoren sind dann noch die unterschiedlichen Valenzen einzusetzen. Es ist etwas anderes, ob ein Mensch „zu einem Ergebnis oder einem Schluß kommt“ oder eine zeitliche Bewegung, eine Entwicklung, ob die Suppe „endlich zum Kochen“ oder ein Mensch „leider nicht mehr zum Arbeiten kommt“.

Die (im strengen Sinn) idiomatischen Ausdrücke fügen sich ausnahmslos in den von *kommen zu* gesteckten Bedeutungsrahmen ein und werden durch Figuren konstituiert.

In einem weiteren Sinn sind dann natürlich alle lexematisch gebundenen und in einem noch weiteren Sinn alle auf spezifische Präsuppositionen oder sonstige nicht zu Regeln oder Gesetzen zu verallgemeinernde Erscheinungen idiomatisch.

*in:*

Mit *in* bilden sowohl *gehen* als auch *kommen* zahlreiche Verbindungen und Einheiten.

Bei *gehen in*... lassen sich unterscheiden:

1. Zeiteinheiten/-perioden – *in Pension/Ferien/Streik/... gehen*;
2. (offizielle) Tätigkeiten – *in den Lehr-/Schul-/... dienst, ins Examen/... gehen*

<sup>66</sup> Zu diesem Bild s. unten S. 102ff. anhand von *gehen* die Überlegungen grundsätzlicher Art.

3. Größenordnungen – *in die Tausende/.../in Details/ins einzelne/... gehen*
4. Richtungen und Maße – *in alle möglichen Richtungen/.../ungeheure Ausmaße gehen*
5. Arbeit und (serienmäßige) Produktion – *in Arbeit/Produktion/Herstellung/Serie/eine neue Serie/... gehen*
6. FvG – passiv: *in Erfüllung/Druck/...*, intransitiv: *in Umlauf/... gehen*

Die Objektbesetzung scheint mir nirgends frei. – Subjekt ist bei (1) und (2) in der Regel der Mensch, in den anderen Gruppen sind es durchweg Dinge oder abstrakte Größen. Die Charakterisierung von *gehen* als „aktiv“, „intentional“ o. ä. gibt also auch hier nur eine Tendenz wieder. – Sucht man nach einem gemeinsamen Nenner für alle Objektbereiche, läßt sich vielleicht sagen: „das Subjekt ‚tritt‘ in einen ‚Raum‘, der von der Bedeutung der Nomina sphärisch angedeutet wird – wenn nicht nur angedeutet, wären die Bedeutungen frei! – und in dem sich die entsprechenden Realisierungen vollziehen.

Bei *kommen in...* haben wir:

1. eine grammatikalisierte Funktion - *ins Schwärmen/Schwitzen/... kommen*; idiomatisch: *in Stocken/Schwimmen/Schleudern/... kommen*
2. Reden - *ins Reden/Erzählen/Fabulieren/... kommen*; idiomatisch: *mit jm ins Gespräch kommen*
3. „offizielle Orte“ - *in den Bundestag/.../ins Gefängnis/... kommen*; idiomatisch: *in Haft/Quarantäne/... kommen* (s.o.).
4. Lebensphasen - *ins Schul-/Erwachsenen-/... alter kom-*

- men*; idiomatisch: *ins Trotzalter/ in die Flegeljahre/(...) kommen*; so allmählich in die Jahre kommen
5. +/- Gebrauch - *in Gebrauch/Mode/...≠ in Wegfall/ Fortfall/(...) kommen*
6. andere Zustände: *in die Kleider/... kommen*, *in Rückstand/... kommen*; idiomatisch: *in andere Umstände, (mit jm) ins reine kommen*; *ins Zwielficht/in Konflikt (mit jm/(etw)/... in die Klemme/Patsche/... kommen*; wirtschaftlich: *ins Minus/Plus/in die roten Zahlen/wieder in die schwarzen Zahlen/in Gewinnzonen/... kommen*; idiomatisch: *(wieder/...) ins Lot/in die Reihe/ins Gleis/in Ordnung/(...) kommen*
7. FvG - passiv: *in Bearbeitung/... kommen*; idiomatisch: *in Lohn und Brot kommen*; sozial: *in Verruf/Verdacht/... kommen*; psychologisch, intrans.-idiom.: *in Stimmung/Rage/Wut/(ins Grübeln/...) kommen* (s.o.); *in Verlegenheit/die Bredouille, in Teufels Küche/... kommen* (s.o.)
8. *in einen vernünftigen Rhythmus/... kommen*; - idiomatisch: *in Gang/Fluß/Schwung/ins Rollen/.../in Trott/... kommen*

Sucht man nach einem gemeinsamen Nenner, drängt sich auf: „bekannte soziale, psychische, zeitlich befristete ‚Zustände‘ und die u. U. dafür vorgesehenen Orte“. Doch ist dieser Rahmen sehr vage. – Außer bei (1) scheint mir auch hier überall ein lexematisch gebundener Kontext vorzuliegen. – Als „idiomatisch“ habe ich hier die durch das Fehlen entsprechender Verben („FvG“) und durch Figuren (zusätzlich) markierten Einheiten von den übrigen abgehoben. – Alle gebundenen Einheiten fügen sich in die Semantik von „*kommen in...*“ zwanglos ein, obwohl es sich nirgends (außer bei (1) um einen freien, semantischen Kontext handelt.

---

*Gehen in* und *kommen in* funktionieren als komplementäre Alternativen u. a. bei:

<i>(zu jm) in die Lehre gehen</i> (Wahl)	–	<i>(zu jm) in die Lehre kommen</i> (ohne Wahl)
<i>in Druck gehen</i> (zu einer bestimmten Zeit)	–	<i>(endlich/...) in Druck kommen</i> (selten)
<i>in Ordnung gehen</i>	–	<i>(wieder/...) in Ordnung kommen</i>
<i>(Keine Sorge: das geht...)</i>	–	<i>(Sieh zu, daß das wieder...)</i> – <i>der Sprecher</i> (sieht das als Ziel an: <i>kommen</i> )
<i>in Szene gehen</i>	–	<i>auf die Bühne kommen</i>
<i>(vgl. über die Bühne gehen)</i>	–	
<i>in Führung gehen</i>	–	<i>in Rückstand kommen</i> (mit etw), <i>ins Hindertreffen kommen</i> (mit etw)
<i>in den Bundestag/... gehen</i> (Wahl)	–	<i>in den Bundestag/... kommen</i> (ohne Wahl)
<i>ins Gefängnis/... gehen</i> (müssen)	–	<i>ins Gefängnis/... kommen</i>

---

Die Einheiten mit *gehen* sind „aktiv“ („Wahl“), abstrakter („Szene“ ≠ „auf die Bühne“), „willentlicher“ (Wille → *in Erfüllung gehen*; psychisch: *in Verlegenheit/(...) kommen*).

Im Vergleich zu *kommen zu* ist *kommen in* durchaus überschaubar.

an:

Bei *gehen an* ist von der freien (zeitlich-aspektuellen) Fügung *daran gehen, etw. zu tun*, von dem Präfixverb eine Aufgabe/ein Problem/... *angehen*, von *an etwas gehen, woran man nicht gehen soll* (*Er ist*

doch wahrhaftig an den Kuchen gegangen!; Er ist an die Paiere des Chefs gegangen) und von einer der Bedeutungen der Präposition *an* auszugehen.

1. grammatikalisiert, funktionell: *ans Kochen/Abwaschen/Klavierspielen/... gehen*, „aktiver“: *sich an etw. machen* (So, jetzt wollen wir uns mal ans Kochen machen!)
2. *an die Arbeit/ans Werk/... gehen*; *an (die Realisierung seiner)/die/seine Aufgaben/(...) gehen*; *an die Installation/... von etw. gehen*
3. *an seine Ersparnisse/... gehen*; *idiomatisch: an die Öffentlichkeit/die Presse/... gehen*; *ans Eingemachte gehen* (s. o.); *an die Wurzel(n) des Übels gehen* (s. o.)

Die Subjektbesetzung ist hier immer [hum]. – Mit [konkr] an dieser Valenzstelle:

*ans Netz/die Kabel gehen* (Strom, Atomstrom).  
(Vgl. noch mit *am*: *am Stock/Gängelband/(...) gehen*)

Auch bei *kommen an* ist von freien präp. Formen auszugehen:

1. *an etw. kommen/drankommen* – „es schaffen, es zu bekommen“ (Wie bist du denn an das ganze Geld gekommen?)
2. *an etw. drankommen/kommen* – „so hoch/weit reichen(mit der Hand/dem Arm/...), daß man es berühren/fassen/ pflücken/... kann“ (Kommst du an die Trauben da (dran/(ran))?)
3. vgl. *ankommen (in/in der Nähe von.../...)* Hierzu idiomatisch: *an den Punkt kommen*, wo... (eher zu (3)); *ans schnelle Geld/sein Geld/sein Erbe/... kommen* (eher zu (1)); *an die Regierung/ Macht/Spitze/den Drücker/ans Ruder/(...) kommen* (zu (1) u. (2), selbst zu (3)); *an die Reihe kommen* (eher zu (3) – je nach Kontext.
4. *an den Bettelstab/Pranger/... kommen* (vgl. 3)

Die Gebundenheit wird auch hier lexematisch, die „strengere Idiomatizität“ durch Figuren begründet.

Die Ausgangsformen markieren bereits den Unterschied zwischen den gebundenen und den im strengen Sinn idiomatischen Formen; frei: *gehen an* – „sich willentlich an etw. ,heranmachen“ (außer den Einheiten mit einer Valenzänderung bzw. mit *am*), *kommen an* – „es schaffen, zu...“ bzw. intrans.“*ankommen (in)/ kommen an (eine Stelle)*“. *Kommen und gehen* und die Präposition *an* wirken also mit ihrer Eigenbedeutung zusammen.

auf:

Bei *gehen auf* läßt sich folgende „Ordnung“ ermitteln:

1. *auf den freien Markt/.../auf Montage gehen*
2. *auf Reisen/Fahrt/Waldmärsche/Wanderschaft/Tournee/Tour/Walze/...auf Jagd/(die) Pirsch/Safari/... gehen*
3. *auf die Suche nach.../Stellensuche/Brautschau/... gehen*; *auf Stimmenfang/Kundenfang/den Strich/Anschaffe/... gehen*; *auf Freiersfüßen gehen*
4. *auf dem Zahnfleisch gehen*
5. *hart aufhart/auf Biegen oder Brechen gehen*.

Bei *kommen auf*:

1. *auf die richtige Lösung/... kommen*; *auf den Zauber/... kommen*; *jem auf die*
2. *Schliche/Sprünge/die Spur/...kommen*
3. *auf eine Idee/einen Gedanken/Einfall/... kommen*
4. *auf den Geschmack kommen*
5. *auf keinen grünen Zweig kommen (bei jm)*
6. *auf den Markt kommen*
7. *auf einen Tiefpunkt/... kommen*, *auf den Hund kommen*
8. *auf die Tagesordnung/aufs Papier kommen*
9. *auf Trab/Hochtouren/(...) kommen*

Vom *freien Markt* zu *Reisen/Jagd/...* haben wir, für sich gesehen, einen Übergang von etwas, was sich an einem – wenn auch „abstrakten“ – Ort abspielt, zu etwas, was von einem Ort zum andern führt. In Verbindung mit *gehen* (dagegen) handelt es sich – „tiefenstrukturell“ wohl bei allen Einheiten – um FvG: *auf Reisen gehen* – *reisen*, *auf die Pirsch gehen* – „*pirschen*“, *auf Safari gehen* – „*Safari machen*“ – „*safarieren*“

Bei (3) kommt ein neues Merkmal ins Spiel: der „Gehende“ *geht aus auf* etwas (*ausgehen auf!*), d. h. verfolgt mit seinem Gehen ein Ziel; er sucht etwas, will etwas haben, bekommen.

Die beiden idiomatischen Ausdrücke bei (5) fallen syntaktisch und semantisch aus dem Rahmen; auch die Präposition *auf* realisiert eine andere Bedeutung: „*auf harte Weise*“, „*auf eine Weise, die so weit geht/ gehen kann, bis es/alles bricht*“. Hier ist die entscheidende Modifizierung die Modalisierung – in Verbindung mit Bildern. – „*Gehen*“ von Sachen ist oft resümierend: *das/(...)...*

Eine gesonderte Betrachtung würde auch hier der Artikel verdienen.

*Kommen auf* geht aus von einem eher aktiven *kommen* (Jetzt müssen wir sehen, daß wir endlich auf die richtige Lösung kommen) über ein eher mediales (*Auf eine Idee kann man durch Nachdenken und aus Zufall kommen*) zu einem stärker zufälligen *kommen*. Die Einteilung der Einheiten kann indes durch Kontexte in eine andere Ordnung überführt werden: *kommen auf* schmieg die skizzierten Bedeutungsnuancen dem weiteren Kontext mühe-los ein.

*Aufs Papier* und besonders *auf Trab* kommen fallen semantisch aus dem Rahmen; *auf den Hund kommen* ist von dem Bild vom „elendiglichen Hundeleben“ her zu erklären, das eine ganze Reihe idiomatischer Ausdrücke präsuppositionell fundiert; *auf keinen grünen Zweig kommen* hebt sich einmal durch die Restriktion auf die Negation und zum andern durch ein ungewöhnliches Bild ab, und hinzu kommt die Dynamisierung durch Präp. + Dativ, durch die die scheinbare Ortsangabe ins Modale gewandt wird. Doch alle Einheiten, auch diese, fügen sich der Semantik von *kommen auf* mühelos ein.

*Auch hier ist gehen* eher aktivisch und intentional, *kommen* eher intransitiv oder medial; beide sind weitgehend sphärisch. Vgl. *Gehst du morgen auf die Jagd? – Kommst du morgen mit auf (die) Jagd?: gehen auf – kommen auf* funktionieren hier (soz.) wie freie Lexeme. – Bei fast allen anderen Einheiten ist ein solcher Perspektivenwechsel dagegen nicht möglich.

#### bis an/zur...:

*Bis an den äußersten Rand/die Grenze/... gehen* geben die Bedeutung ganz wörtlich an: „so weit (gehen), wie es geht – eben bis an die/zur Grenze“. – *Kommen bis zu* hebt den hohen Grad hervor, „bis zu dem“ man „es schafft“ (*Beeindruckend, bis zu welchem Niveau der kommt!*). Das Präpositionsgefüge *bis an* und *bis zu* stiften also in Verbindung mit den üblichen Bedeutungsschwerpunkten von *kommen* und *gehen* mühelos einsichtige übertragene Bedeutungen. Weil hierauf der Akzent liegt, läßt sich weitgehend frei austauschen: *er kommt bis an den oberen Rand (des Schrankes)/die Grenze (des Feldes/...)* – „schafft es, die obere Schrankkante zu fassen/bis an den Feldrand zu laufen“, usw. – *Ich gehe (?) bis zum Abschlußexamen/bis zu einer soliden beruflichen Qualifikation/...* – d. h. „höre (mit der Ausbildung) nicht vorher auf“.

#### kommen aus:

*Gehen* hat keine Verbindungen mit *aus*. (Vgl. aber die Präfixbildungen: *aus dem Zimmer herausgehen* – durch den *Aus-gang*; die Butter ist *aus-gegangen*). – Bei *kommen* realisiert *aus* (ebenfalls) eine übertragene lokale Bedeutung:

1. aus der Übung/(außer Gebrauch)/der Mode/aus dem Takt/aus dem Tritt/Trott/dem Konzept/der Fassung/dem Lot kommen; vgl. *aus-rasten*
2. außer Atem/Puste kommen

Aufgrund der starken Eigenbedeutung von *aus* wird hier die identische Funktion des Bildes „*aus* – (*heraus*-) *kommen*“ deutlich, die nicht an Bereiche oder Klassen gebunden ist; daher tritt hier der nahtlose Übergang von Reihenbildungen, die eher „idiomatische Verbindungen“ darstellen, zu lexematisch mehr oder weniger isoliert dastehenden idiomatischen Ausdrücken – mit oder ohne Figur(en) – offen zutage.

Wichtig ist hier der Vektorengesatz zu *in*, auch bei:

3. aus der Klemme/Patsche/... kommen

#### unter:

Bei *gehen unter* realisiert die Präposition eine ihrer freien Bedeutungen: „zwischen/unter einer Gruppe/... von“: *unter die Leute/Menschen/... gehen*. Die Verbindung referiert einmal auf konkrete Gruppen, zum andern auf „die Menschen“ ganz allgemein.

Bei *kommen unter* realisiert die Präposition einmal: „da, wo man ‚unten‘ → ‚unterlegen‘, ‚in dummer Lage‘ ist“, zum andern: „Schutz“ o. ä. Dieses *unter* – bei dem die beiden hier differenzierten Nuancen nicht immer zu trennen sind – erscheint in einem idiomatisch äußerst fruchtbar entwickelten Feld. Ich gebe einige Beispiele:

- *unter Denkmalschutz/unter einen Hut/... kommen*
- *unter Druck/Zwang/Gewissensdruck/... handeln* → *kommen/stehen*
- *unters Messer kommen, unter Beschuß/unter den Hammer/... kommen*
- *unter die Haube/den Pantoffel/die Räder/(den Schlitten)/... kommen* (vgl. *unter dem Pantoffel stehen*)

Die Idiomatik wird hier sehr stark von der „symbolischen Lage“ mitkonstituiert.

#### über:

Bei *gehen* ist die Ausbeute gering: *jm über alles gehen, über Leichen gehen* u. ä. Die zugrundeliegende Vorstellung ist: „über die ‚normalen‘ Grenzen, Gebundenheiten hinweg“ – die ja auch vielen Präfixbildungen zugrundeliegt: *in der Überzahl, etw. übersteigen, jn übertreffen, jn überlisten* usw.

Bei *kommen* realisiert *über* – im Gegensatz zu *unter* – seine konkrete Bedeutung „über ... hinaus“ und *kommen*, in Verbindung mit diesem *über* – wie mit *unter* und *durch* – seine Bedeutung „es schaffen,

sich über/unter/durch etw hinweg/hindurch zu bewegen“, wobei einmal die Grundvorstellung „über Schwierigkeiten/... hinwegkommen“ leitend ist und dann besonders bei den idiomatischen Ausdrücken bestimmte Regeln und bestimmte Situationen präsupponiert werden: wer beim Boxen *über die Runden kommt*, geht zumindest nicht k. o. – daher dann die verallgemeinerte Bedeutung dieses Ausdrucks; wer beim Fußball und anderen Spielen *über die Zeit kommt* (bei einem günstigen Spielstand), sichert sich den Vorteil oder den Sieg – hierher die Ausweitung dieser Bedeutung auf andere Bereiche. – Daneben u. a.: *über die Hürden/die Durststrecke/... kommen*.

#### durch:

Bei *gehen durch* liegt der Akzent einmal auf der Zeit, die man durchschreitet und deren Maß „das Leben“ bzw. der sich (immer) wiederholende „gewöhnliche Tag“ ist – hierzu: *sorglos/... durchs Leben gehen/durch den Alltag gehen* –, zum anderen auf einer lexematischen Restriktion auf *Welt*, die hier eine ganz allgemeine Bedeutung annimmt und so mit „Leben“ synonym ist: *Er geht durch die Welt, als wäre alles eitle Lust und Freude! Gehen* nimmt hier einen dynamischen Charakter an. Wer froh und heiter *durchs Leben geht*, der „lebt – das Leben, das ihm gegeben ist – froh und heiter“.

Bei *durch viele Enttäuschungen/ starke Leiden/immense Schwierigkeiten/eine harte Schule/durch die Hölle/für jn durchs Feuer gehen* u. a. herrscht die Vorstellung vor: „eine belastende/starke Anforderungen stellende Strecke“; expliziter als *gehen durch* ist hier *etw. durchmachen (müssen)*.

*Durchs Leben kommen* ist die mediale „Variante“ zu dem aktivischen *durchs Leben gehen*; es ist wie jenes sphärisch.

Um sich von der Fruchtbarkeit von *durch* als Einzellexem, als Präfix, Präfixoid und als Konstituente von idiomatischen Ausdrücken ein Bild zu machen, genügt ein Überblick über die im Wörterbuch verzeichneten Einheiten mit *durch, durch-*. Es gibt vielleicht kaum eine andere „Partikel“, die für das Deutsche „kennzeichnender“ ist als *durch: den Durchblick haben, durch diesen Schlammassel müssen wir durch, Augen zu und durch!, bei jm unten durch sein, etw. durch und durch sein, bitte das Beefsteak gut durch!, jm durch- und durchgehen, jn mal anständig durchwalken, sich durchbeißen, js herrliche Pläne durchkreuzen, alles mögliche durchhixen usw. usw.* –

#### um:

*Es/(etw) geht um/darum, zu...* hat eine Eigenbedeutung gebildet, die von *gehen* ohne ein (durch Präpositionen angezeigtes) Koordinatensystem ausgeht: „es handelt sich um – etwas, das wichtig ist, hervorgehoben wird, entschieden werden muß“. – *Um Kopf und Kragen gehen* beruht auf einer Metonymie: „um das Leben gehen“ – „das Leben steht auf dem Spiel“; *ums Ganze gehen*: „um alles, was auf dem Spiel steht“.

*Kommen um* hat ebenfalls eine spezielle Bedeutung entwickelt: „verlieren“, und ist zudem in der lexematischen Besetzung des präpositionalen Objekts eingeschränkt: *um seine letzten Ersparnisse/sein Geld/sein Vermögen/sein Hab und Gut.../ums Leben kommen* u. a.

#### kommen hinter:

Während *gehen* keine Verbindungen mit *hinter* entwickelt hat, finden wir bei *kommen*:

*hinter js Geheimnisse/Machenschaften/Steuerhinterziehungen/...kommen*. Die Leitvorstellung ist: „es schaffen, etwas in Erfahrung zu bringen/aufzudecken, was verdeckt war/verdeckt zu werden pflegt“ (Präsupposition).

Vgl. *jm. auf die Schliche kommen: kommen auf...* + Dynamisierung

*hinter js Schliche kommen*: „dahinter kommen, welches js Schliche sind“.

Von zwei unterschiedlichen Perspektiven aus führt die „Bewegung“ zu demselben „Schluß“ und stiftet daher dieselbe Bedeutung.

#### gehen nach:

*Gehen nach* bedeutet, als freie Form, wie wir sahen, „sich richten nach“. Bei: *Die Sehnsucht/... geht heute nach Freiheit* haben wir indessen eine andere Nuance: „bestimmt sein von“. Statt *Sehnsucht* könnte man auch *Verlangen, Streben, Wünsche* einsetzen. Haben wir hier einen Bereich, der eine freie Form stiftet? Wie ließe sich dieser Bereich, so die Stichfrage, anders als durch einige Lexeme andeuten – denn ein Oberbegriff scheint kaum zu finden zu sein? Wenn wir aber keinen Oberbegriff haben, geht der freie Kontext gleichsam gleitend in den lexematischen über, und dies um so leichter, als es nur wenige Lexeme gibt, die an der entsprechenden Valenzstelle einzusetzen sind, ohne daß sich die Verbbedeutung ändert.

## 6. Andere häufige Pseudo- oder Funktionsverben

bringen :

Geht man von *kommen* in der entwickelten weiten, nicht auf eine konkrete Bewegung beschränkten Be-

deutung aus, realisiert *bringen* mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit

(A) macht: (C) kommt (in/zu/auf/... (B)

Ich stelle gegenüber:

---

1. jn zum Bahnhof/ins Krankenhaus/... bringen	er kommt extra zum Bahnhof, um dich abzuholen. Vgl ins Krankenhaus kommen
2. das Gepäck in den Zug/den Stuhl ins Haus/... bringen	Vgl Wie kommt das Gepäck zum Bahnhof/der Stuhl ins Haus/...?
3. Die Kinder ins Bett bringen	Vgl. Ich komme überhaupt nicht mehr ins Bett.
4. jn ins Gefängnis/... bringen	ins Gefängnis/... kommen
5. jn/einen Artikel /...in die Zeitung bringen	j/etw kommt in die Zeitung
6. Stimmung in die Gruppe/... bringen	endlich/... kommt Stimmung in die Gruppe/... in Umlaufkommen
7. etw in Umlaufbringen	in (den) Verdacht kommen (?)/geraten
8. jn in Verdacht bringen	in Gefahr geraten /(kommen)
9. jn/etw in Gefahr bringen	(ganz) aus der Fassung kommen
10. jn (ganz) aus der Fassung bringen	zur Ausführung kommen
11. etw zur Ausführung bringen	auf andere Gedanken kommen
12. in auf andere Gedanken bringen	vgl das Ein-kommen
13. einen hohen Ertrag bringen/(jm ... ein-bringen)	vgl zu viel/... Geld kommen
14. jm viel Geld/... (ein-) bringen	—
15. jm ein Ständchen bringen	—
16. jm Ärger/Verdruß/... (ein-) bringen	vgl wie kommst du/...dazu, zu...?
17. jn dazu bringen, zu...	weit kommen
18. es weit bringen	—
19. es bis zum General/... bringen	vgl zu nichts kommen
20. es zu nichts bringen	—
21. es zu etwas bringen	—
22. es auf 95/... Jahre bringen	—
23. es bis zu 250 Stück/... pro Tag/... bringen	auf 250 Stück/.. pro Tag/...kommen
24. es nicht über sich bringen	—
25. das/... bringt nichts/(...)	vgl dabei kommt nichts/... heraus

---

Ich gehe den Einschränkungen im einzelnen nicht nach und führe auch die Parallelen nicht weiter aus. Entscheidend ist, daß das Schema *bringen* (in/zu/auf/...) insgesamt weitgehend parallel zu dem mit *kommen* angelegt ist. – Die größten Abweichungen scheinen sich dann zu ergeben, wenn (C) eine weniger konkrete Besetzung hat bzw. im psychischen Bereich liegt. – Die idiomatischen Ausdrücke sprengen das Schema allerdings – im Gegensatz zu den FvG, die weitgehend parallel gebildet sind; doch finden sich auch bei idiomatisierten Floskeln und im strengen Sinn idiomatischen Einheiten Entsprechungen. Die Ausdrücke mit *kommen* und *bringen* sind eines der überaus zahlreichen Beispiele für die häufig gemachte Beobachtung, daß die Grenzen zwischen den FvG und den Idioms fließend sind. Ja, man kann sich angesichts der Analyse der Phraseme mit *gehen* und *kommen* fragen, wieweit die Kategorie FvG gegenüber den Idioms überhaupt ihre Selbständigkeit behauptet.<sup>67</sup>

Zentral für das Verständnis des Schemas von *bringen* ist – wie bei *kommen* – die Feststellung, daß der Richtungsfaktor in bezug zum Sprecher und auch zum Hörer (Deixis) bei beiden Verben weitgehend neutralisiert ist und daß es bei *bringen* genau wie bei *kommen* in erster Linie um das Ziel der Bewegung geht. Vgl...

„zu (B)“:

*Ich komme morgen zu dir.*  
*Ich bringe dir morgen das Buch.*  
*Kommst du morgen zu mir?*  
*Bringst du mir morgen das Buch?*  
*Ich komme morgen zu Onkel Albert.*  
*Ich bringe Onkel Albert morgen das Buch.*  
*Du kommst doch morgen zu Onkel Albert?*  
*Du bringst Onkel Albert doch morgen das Buch?*

Vgl es kommt dazu, daß... – etw bringt etw mit sich

<sup>67</sup> Nuanciert dazu vom Pottelberge, J. (2007)

Die Umkehrung der Perspektivierung mit *kommen* ↔ *bringen* durchzieht den ganzen idiomatischen Wortschatz; sie findet sich in den meisten der von uns oben unterschiedlichen Bereichen und in den meisten Wensbildern des Deutschen.

In der freien Bedeutung ist allerdings auf eine leicht zu übersehende Differenz zwischen den beiden Verben hinzuweisen. Die Angabe, von der wir ausgingen: (A) macht: (C) kommt (in/zu/auf/...) (B) ist nicht ausreichend. *Bringen* bedeutet, daß (A) das „Überführen“ von (C) zu (B) selbst durchführt. Genauer wäre daher für die freie Form:

(A) macht: (C) ‚geht‘ mit (A) / ‚kommt‘ zu/... (B)

Die erstgenannte Struktur gilt eher für *schicken* und verwandte Verben, ist also allgemeiner: *Ich schicke dir das Buch* – „Ich mache: das Buch ‚kommt‘ zu dir“.

*Kommen* und *bringen* haben also insbesondere ihre Funktionsbedeutung weitgehend parallel entwickelt.

Im Zusammenhang mit *bringen* wäre *geben* und *nehmen* und im Kontext mit diesem *greifen*, *fassen*, *packen* u. a. zu analysieren. Während die ersten beiden Verben in der Idiomatik eine ziemlich wichtige Rolle spielen, ist die der letzten drei sehr beschränkt.<sup>68</sup>

*geraten* – *gelangen* – *fallen* – *stürzen* – *verfallen* – *treten*

*Geraten* gehört wohl zu den wenigen Verben, die ihre breiteste Verwendung heute als Fv haben. Sätze wie *Der Kuchen ist gut geraten* – „Der Kuchen ist gut geworden – ‚der Zufall/das Schicksal/das Glück/... wollte es so““, *Die Kinder geraten gut/(...) –* „Die Kinder entwickeln sich gut“, *Das Essen ist ihr gut geraten* – „Das Essen ist ihr gelungen – ohne daß man so recht weiß, wie und warum“ und selbst die lokale Verwendung von *geraten* + Präp. (meist *in*) – *Wir sind da in einen Sumpf/in ein Gewitter/... geraten* – „Wir sind da von einem Gewitter/... überrascht worden/in einen Sumpf gekommen/gefahren/...“ sind wohl nicht mehr allzu häufig. *Geraten* als Nicht-Fv klingt ein wenig „altertümlich“, die leicht schicksalhafte Note, die bei der Bedeutung mitspielt, mag dazu beitragen oder sogar die tiefere Ursache sein.

Als Fv ist *geraten* dagegen nach wie vor sehr lebendig. In der Mehrzahl der Fälle bedeutet es hier: „in einen – inneren/psychischen – Zustand ‚kommen‘/hineinkommen‘/übergehen“. Als zugrundeliegendes Verb fungiert nicht selten ein

pseudo-reflexives, „pronominales“ Verb mit *sich*: *sich ängstigen/begeistern/erregen/... – in Angst/Begeisterung/Erregung/... geraten*.

Eine zweite Gruppe bezieht sich auf einen sozialen o. ä. Zustand. Hier haben wir als Parallelformen in vielen Fällen Adj. + *sein*: *arm/abhängig/... sein – in Armut/Abhängigkeit/... geraten*.

Eine dritte, beträchtlich kleinere Gruppe hat keine Parallelform: *in Verruf/Verzug/... geraten*.

Alle übrigen FvG mit *geraten* sind nicht mit semantischen Regularitäten bezüglich eines Bedeutungsbereichs und paralleler Formen in Verbindung zu bringen.

Die Fv-Bedeutung ist sehr stabil: „in einen Zustand *kommen/übergehen*“ – in dem man also bis dahin nicht war; insofern: „beginnen – in diesem neuen Zustand – zu *sein*“. – Die für die freie Form angesprochene Nuance: „gleichsam schicksalhaft“, „ohne daß man so recht weiß, warum“ bleibt bei *geraten* als Fv in der Regel erhalten.

Im Gegensatz zu *geraten* drückt *gelangen* als Fv sehr oft eine passivische Relation oder auch ein intransitives/mediales Geschehen aus: *etw darstellen – zur Darstellung gelangen, etw ausführen – zur Ausführung gelangen, sich besinnen – zur Besinnung gelangen*.

Die Bedeutungsnuance „ein erstrebtes/erwünschtes/wünschenswertes/... Ziel erreichen“, die das Verb als freie Form hat – *nach Hause/an sein Ziel/zu Geld/Ansehen/... gelangen* – bleibt als Fv durchweg erhalten; charakteristisch ist daher die Präposition *zu*: „zu einem/dem erwünschten/... ‚Punkt‘ (hin)“. – Das hebt *gelangen* (zu/(...)) von *geraten* (in/(...)) ab.

*Fallen* – als freie Form ein zentrales Verb mit vielen Bedeutungen und Bedeutungsnuancen – hat als Fv eine relativ geringe Verbreitung: *in Angst/Schrecken/Ohnmacht/Schwermut/... fallen* – „ohne daß man damit rechnet“, „brüsk in den mit dem Nomen bezeichneten Zustand übergehen“. Charakteristisch ist auch hier der psychische Bereich und dann der soziale. – Unabhängig von den FvG würde *fallen* aber eine eingehende Analyse seiner Bedeutung als Konstituente in den idiomatischen Ausdrücken verdienen; es erscheint da keineswegs selten.

Eine Variante als *fallen* als Fv bildet in manchen FvG *stürzen* – *in Schrecken fallen/stürzen*. Und auch in den übrigen Verwendungen als Fv ist seine Bedeutung der von *fallen* sehr nahe.

Wichtiger ist, daß *stürzen* oft transitiv gebraucht wird: *jn in Angst/Unglück/... stürzen* – „jn ängstlich/unglücklich/... machen“; „machen: j wird ängstlich/unglücklich“, mit der zusätzlichen Nuance:

<sup>68</sup>Die Analyse der Verben des Bereichs *geben* würde den Rahmen sprengen. Im übrigen ist *geben* in der deutschen Idiomatik zwar nicht selten, steht jedoch keinesweg im Zentrum. Im Gegensatz zum Spanischen und noch stärker zum Portugiesischen. Auch in der Idiomatik des Französischen hat *donner* wohl ein größeres Gewicht als *geben* in der deutschen.



„ein durchgreifendes/das Leben (für lange/...) bestimmendes Geschehen“. Oft bezogen auf „nicht-menschliche“ Handlungsträger, d. h. Ursachen, die den Menschen „überfallen“.

Die Grundbedeutung von *verfallen* als freier Form läßt sich paraphrasieren mit: „die Merkmale, die ein X ausmachen, ‚zerfallen‘“; damit „ver-fällt“ das X, d. h. „geht in einen dem Ruin/Untergang/... geweihten Zustand über“ (*ver-*<sup>5</sup>). Diese Bedeutung hat das Lexem auch als Fv: in *Wut/Trübsinn/Schwer-mut/Wahnsinn/... verfallen*.

Die starke Bedeutungsnuance „Fatalität“ hebt *verfallen* von allen anderen Fv ab; charakteristisch der „dunkle Bereich der Seele“, in dem das Denken ins Grübeln, das Fühlen ins trübe Sinnen „ver-fällt“. – In den im strengeren Sinn idiomatischen Ausdrücken ist *verfallen* selten.

Im Unterschied zu allen bisher behandelten Fv außer *stürzen* drückt *treten* auch „bewegen + Kausalität“ aus. Vgl.

<i>ins Bewußtsein treten</i>	–	Bewegung als Prozeß oder sphärisch;
<i>in Beziehung treten (zu jm)</i>	–	in vielen Kontexten intentional;
<i>in Aktion treten</i>	–	intentional-willentlich, nicht selten „energisch“.

Wie die Übersicht zeigt, spielt auch bei den sekundären Fv der Prozeß und dann seine begrifflich-sphärische Rundung eine äußerst große Rolle. – Nimmt man das seltene *schreiten* noch hinzu, ergibt sich das Tableau:

<i>gehen</i>	–	<i>kommen</i>
		<i>treten (schreiten)</i>
		<i>(gereichen) gelangen</i>
<i>geraten</i>	–	<i>fallen – verfallen</i>
		<i>(stürzen)</i>

*Kommen* und *gehen* stecken den Rahmen ab, den die übrigen (Pseudo-) Verben variieren und nuancieren. – *Kommen*, das Funktionsverb des Deutschen, deckt semantisch insbesondere *geraten* und *gelangen* ab – wenn man von deren spezifischen Bedeutungsnuancen absieht.

Hinzuzufügen sind, wie gesagt, noch die Verben des Gebens und Nehmens (deren Analyse ausgehend von *sein* und *haben* zu erfolgen hätte: *jm etwas geben* – „machen, daß er es bekommt → hat“): *geben*, *nehmen*, *fassen*, *greifen*, *packen* und *bekommen*, *kriegen*, *ziehen* – auf deren nähere Analyse ich

hier verzichte<sup>69</sup>, da sie a) keine neuen Kategorien erschließt und b) ihre idiomatische Veranschaulichung von weit weniger großem Gewicht ist.

Weitere Verben der idiomatischen Verbalphrase: Der Vollständigkeit halber seien noch einige Verben angeführt, die in den Verbalphrasen relativ häufig erscheinen:

*können; müssen, sollen; wollen;*  
*lassen;*  
*sich befinden, stecken, hängen;*  
*erscheinen; sich bewegen, laufen, fahren; steigen;*  
*führen; schicken;*  
*bekommen, erhalten, kriegen, sich holen;*  
*erteilen; erstatten; bieten;*  
*schlagen, hauen; schießen, werfen;*  
*treffen;*  
*richten, wenden, rücken; versetzen;*  
*(sich) tragen (mit) u. a.*

Außer *kriegen* (vgl. *etw gemacht/... kriegen* u. ä.), *sich holen* (vgl. *sich eine Grippe/ Abfuhr/... holen* u. a.) und *schießen* (vgl. *in den Wind schießen, angeschossen kommen* u. ä.) erscheinen diese Verben sehr oft in ihrer „normalen“ Bedeutung oder in einer ihrer „normalen“ Bedeutungen, d. h. geht hier eine Opposition zwischen einer Bedeutung als freiem Lexem und einer lexematisch-gebundenen idiomatischen Bedeutung häufig ins Leere.

<sup>69</sup> Vgl. Schemann (1981), wo anhand von port./bras. Ausdrücken mit *dar* – „geben“ zahlreiche Idiomatizitätsfaktoren entwickelt werden, insbesondere die unterschiedlichen Figuren mit ihrer jeweiligen Übertragungsbasis in den Ausdrücken. *Dar* ist – neben dem Fv *fazer* – das fruchtbarste idiomatische Lexem des Portugiesischen und erlaubt durch die Vielfalt der mit ihm gebildeten Strukturen eine Reihe von generellen Schlußfolgerungen für die Idiomatik.

## Zusammenstellung der für das Deutsche relevanten „idiomatischen Funktionsverben“ – die Idiomatik als Veranschaulichung der (verbalen) Grundkategorien

Nehmen wir die in diesem Teil besprochenen Pseudo- und Funktionsverben zusammen

- *sein, haben, werden; tun, machen; gehen, kommen; stehen, liegen, sitzen – stellen, legen, setzen; geraten, gelangen, (erreichen); fallen, verfallen, stürzen; geben, nehmen, fassen, greifen, packen; bekommen, kriegen, ziehen*

und nehmen die auf der vorhergehenden Seite zusammengestellten weniger wichtigen Verben noch hinzu

- *können; müssen, sollen; wollen; lassen; sich befinden, stecken, hängen, erscheinen; sich bewegen, laufen, fahren; steigen; führen; schicken; bekommen, erhalten, kriegen, sich holen; erteilen; erstatten; bieten; schlagen, hauen; schießen, werfen; treten; treffen; richten, wenden, rücken versetzen; (sich) tragen (mit) u. a.*

dann wird man zusammenfassend folgendes sagen können:

- *sicherlich um die Hälfte – wenn nicht mehr – der verbalen idiomatischen Ausdrücke des Deutschen erscheinen mit diesen (meist Pseudo- und /oder Funktions-) Verben;*
- *die Pseudo- und/oder Funktionsverben stiften ihre idiomatische Bedeutung im Bild ihrer (meist konkreten) logisch-denotativen Bedeutung;*
- *als Funktionsverben sind sie ein Teil – eine Konstituente – des gesamten mehrgliedrigen Prädikats, das das idiomatisch-feste Syntagma als Ganzes ausmacht;*
- *und zwar bilden sie den Teil des Prädikats – darin besteht ihre Funktion –, der das gesamte Prädikat kategorial aspektuiert („Aspekt“ hier nicht lediglich in dem engen linguistischen,<sup>70</sup> sondern in einem weiteren Sinn verstanden), d. h. das Prädikat bzw. das idiomatische Syntagma mit irgendei-*

*ner der Kategorien „perspektiviert“, die ein Prädikat näher bestimmen können.*

Als solche Kategorien stellte unsere Analyse heraus:

- Existenz oder Dasein; Essenz oder Sosein;
- realisieren/durchführen; kausieren; produzieren;
- „haben“: Welt haben; Zugehörigkeit, Teil-von-Beziehung; verfügen, besitzen;
- Sein/Zustand, Prozeß, Geschehen;
- „Raum- und Zeitkonstellation“: Bewegung, Perspektivierung; sphärisch-begriffliche Rundung des anschaulich-bildhaft „Vor-Gestellten“: Ich – Du – Raum – Zeit; personale, temporale, lokale Deixis; Aspekt (im linguistischen Sinn).

*Geht man von dem Grundgedanken aus, daß das bildhaft – metaphorische Sprechen den eigentlichen Kern der Idiomatik darstellt, liegt auf der Hand, daß sich das auch bei und durch diese(n) Pseudo – und/oder Funktionsverben bewahrheiten muß.*

*Sein, als solches durchaus häufig, wird bildhaft vor allem respräsentiert durch stehen, liegen, sitzen. – Setzen, stellen, legen variieren, als Faktitiva, den konkreten und abstrakten Gedanken von [hin – tun], der im Deutschen lexikalisch lediglich konkret (*etw irgenwohin tun*) realisiert ist: „kausieren/machen, daß ein (konkretes oder abstraktes) Ding irgendwo – an irgendeinem Ort – ist“ – eine Bedeutung, die auch durch *bringen* und andere Fv realisiert wird, während *kommen* die „Bewegung dahin“ – sei sie intentional, prozeßhaft oder begrifflich-sphärisch gerundet – neben *gehen* und anderen Fv ausdrückt.*

*Haben* wird häufiger durch *halten* repräsentiert; doch viel häufiger in vektoriell-umgekehrter Perspektive durch die genannten „Vertreter“ von *sein* und andere Fv: *wir haben die Zukunft noch vor uns/ die schweren vergangenen Jahre Gott sei Dank hinter uns → die Zukunft liegt noch... – die schweren vergangenen Jahre liegen...*

*Werden* – in der Phraseologie weniger bedeutend – wird in der Hauptsache repräsentiert durch *gehen* (*kaputt gehen* usw.; „Entwicklung“) und *kommen* (*ins Krankenhaus/... kommen* usw.) sowie seine „Varianten“ *geraten, gelangen* (bes. Ausdruck des Passivs);

*Tun* steckt in allen Handlungsverben und erscheint wenig „an der Oberfläche“; *machen* dagegen als Fv für FvG (im weitesten Sinn; mit der allgemeinsten Bedeutung „Verbalisierung“ des in einem Substantiv enthaltenen semantischen Gehalts, dann als „realisieren“, „durchführen“, „kausieren“, „produzieren“) würde eine eigene Analyse verdienen.

<sup>70</sup> Für den Aspekt wohl nach wie vor grundlegend Coseriu (1976): Verbalkategorien insgesamt – der „Aspekt“ ist davon einer; Definitionsversuche des „Aspekts“ – „Tempus“ und „Aspekt“ in den romanischen Sprachen. – In der Germanistik herrscht bekanntlich der Begriff „Aktionsart“ vor, der weit enger gefaßt wird als der von „Aspekt“ bei Coseriu. – Beide Begriffe spielen für die Idiomatik wohl eine wichtige Rolle, werden aber in ihrer Funktion für den Kern der Bestimmung des Idiomatischen vielfach überschätzt.

Die idiomatischen Funktionsverben par excellence sind im Deutschen und offenbar auch in vielen anderen Sprachen *gehen* und *kommen*, dann *bringen*; *kommen* nimmt mit Abstand den ersten Rang ein, und zwar sowohl dadurch, daß es als deiktisches Bewegungsverb fungiert – daher die Opposition *gehen* und *kommen!* – und schon auf dieser Ebene in seiner Deixis ungemein beweglich bzw. vielseitig ist – wie auch dadurch, daß es als Ausdruck jedweder konkreten und figürlich verstandenen Bewegung zwei Funktionsänderungen durchgemacht hat: zum einen durch die Fokussierung des Ziels der „Bewegung“ – das notwendig die Präsupposition impliziert: Ursprung – Ursache – Ausgang – Anfang, von wo aus die „Bewegung“ ihrem Ziel „zu-steuert“ (und nicht lediglich „zu-kommt“) –, und zum andern durch die Tendenz zur sphärisch-begrifflichen Rundung des Spiels von Raum und Zeit – des „Raum-Zeit-Spiels“ (Heidegger) –, von dem es die unterschiedlichsten Perspektiven oder „Aspekte“ ausdrückt. Dazu wird dann noch das Passiv (*werden*, *sein*) sowie *bekommen* u. a. durch *kommen* gefaßt. – *Bringen* ist zwar als Fv, wie wir sahen, nicht so weit und vielseitig wie *kommen*, bringt aber „machen, kausieren, daß *kommen*“ in zahllosen Einheiten zum Ausdruck. *In der idiomatischen Perspektivierung der Bereiche der Welt durch die unterschiedlichen Bilder und Wesensbilder nimmt der Gegensatz kommen – bringen eine Sonderstellung ein; er durchzieht die ganze Idiomatik.*

*Sein – haben, sein – werden/gehen, werden – machen, sein – gehen/kommen/geraten, kommen – bringen, sitzen/stehen/liegen – setzen/stellen/legen, sein/geraten – ziehen* sind als Relationspaare gleichsam omnipräsent. – Die Relevanz dieser und anderer Relationen sei zum Abschluß dieses Kapitels noch einmal stichwortartig angedeutet:

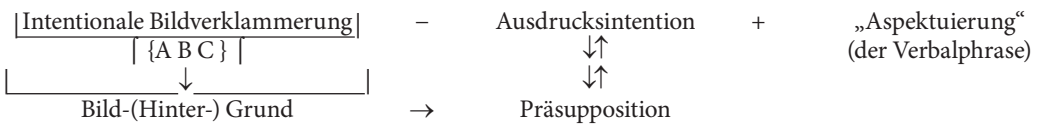
- *Jetzt ist es an ihm, die entscheidenden Schritte zu tun/machen – jetzt liegt es an ihm, zu entscheiden – jetzt steht die Entscheidung in seiner Macht – jetzt liegt es (ganz) bei ihm, zu...*

- *Hat er die Übersetzung gemacht? – Sie liegt fix und fertig vor.*
- *Tut er noch was in der Sache? – Die Sache geht voran – die Dinge laufen gut!...*
- *Er hat das alles noch vor sich – Das alles liegt noch vor ihm.*
- *Gott sei Dank hat er endlich alles hinter sich. – Das liegt jetzt hinter ihm/liegt jetzt schon mehrere Monate zurück!...*
- *Er hat vieles in sich, was niemand vermutet. – Es liegt vieles an Anlagen, Eigenschaften, Tugenden in ihm, was niemand vermutet.*
- *Wenn er nichts für die Sache getan hat, darf er sich nicht wundern, wenn ... – Du meinst also, es liegt an ihm, wenn?*
- *Da hast du endlich mal was Vernünftiges geleistet/was Prächtiges gemacht! Jetzt stehst du doch ganz anders da.*
- *Der Ingbert macht, was er zu machen hat – der steht seinen Mann – der läßt nichts unerledigt liegen.*
- *Es (ist)/liegt/steht in js. Macht, zu ... – es liegt (/ganz) bei jm, zu...*

Die genannten Verben und ihre Relationen stellen also die Perspektivik des kategorialen Gefüges der Verbalität in ihren Grundzügen idiomatisch – bildhaft dar.

In ihren Grundzügen: denn es gibt ja, wie wir eingangs ausführlich dargestellt haben, sehr viele idiomatische Bedeutungsstiftungen, die gleichsam „ganzheitlich für sich dastehen“; und diese Bilder haben selbstverständlich sehr häufig andere Verben, die die Verbalphrase „schließen“. Und auch die Phraseme, die einen gegebenen Bereich perspektivieren und damit in einen gegebenen „realen“ Zusammenhang gehören, arbeiten selbstverständlich nicht ausschließlich mit den angegebenen Pseudo- und Funktionsverben. Näheres läßt sich dazu vor einer ausführlichen und detaillierten Analyse der gesamten Verbidiomatik nicht sagen; insbesondere auch nicht, ob bei diesen Einheiten noch andere „Aspekte“ (im weiten Sinn dieses Terminus) ins Spiel kommen als bei den Pseudo- und/oder Funktionsverben oder nicht.

Unser „Modell“ des idiomatischen Sprachzeichens ist also um die in diesem Kapitel analysierte „Aspektuierung“ zu ergänzen:



### III. Die pragmatischen Idioms

#### 1. „Pragmatisch“ und „pragmatische Idioms“

Schon in den 70iger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde – angesichts der sog. „pragmatischen Wende“ in der Linguistik – nachdrücklich gefordert, die Idiomatik oder Phraseologie habe die pragmatischen Erscheinungen konsequent in ihr Untersuchungsgebiet miteinzubeziehen. Und auch damals schon war ein zentrales Argument – es hat sich bis heute erhalten –: der pragmatische Bedeutungsbegriff ist ein anderer als der in den rein semantisch oder semantisch-syntaktisch bestimmten Einheiten. Als „Bedeutung“ gilt jetzt nicht mehr das – oder ausschließlich das –, was ein Sprecher einem oder mehreren Hörern gegenüber zu einer gegebenen „Sache“ („Thema“) seiner jeweiligen Ausdrucksintention entsprechend formuliert – zwar in Abhängigkeit von den lexikalischen, semantischen, syntaktischen u. a. Gesetzmäßigkeiten der von ihm benutzten Sprache, doch innerhalb dieses (mehr oder weniger weit gefaßten) Rahmens frei; ja, sogar im Hinausgehen über diesen Rahmen frei: seit der antiken Rhetorik unterscheidet man konsequent zwischen ungewollten Verstößen gegen die „Grammatik“ (im weitesten Sinn dieses Terminus) – den sog. „Barbarismen“ – und den aus poetischen und anderen Gründen absichtlich gesteuerten Verstößen – den „Figuren“. Als „pragmatische Bedeutung“ gilt jetzt vielmehr primär, wenn nicht sogar ausschließlich: Erfüllung vorgegebenen Normen, die für gesellschaftlich mehr oder weniger festgelegte Situationen, für konventionalisierte Umgangsformen der Menschen untereinander, für – privat und/oder offiziell – mehr oder minder festgezurte Handlungsmuster, für (weitgehend) standardisierte Gesprächsabläufe, Korrespondenzmodalitäten (vgl. etwa ein Vorstellungsgespräch oder eine Bewerbung) u. a. m. ganz bestimmte sprachliche Formen bereithalten, zu denen der Sprecher zu greifen hat, wenn er die Sprache als ein maßgeblich sozial bestimmtes und relevantes Instrument adäquat gebrauchen „will“. Kurz: als „Bedeutung“ gilt jetzt primär die Erfüllung einer sozial vorgegebenen Norm, die die Form des sprachlichen Ausdrucks miteinschließt. Ob man diese vorgegebenen sprachlichen Ausdrücke dann *Formel*, *Stereotyp*, *Klischee*, *Ritus*, *Muster* oder anders nennt, mag für weitere Spezifizierungen von Belang sein – der Kerngedanke bleibt davon unberührt.

Mit der äußerst starken Zunahme staatlicher,

bürokratischer, juristischer, wirtschaftlicher, technischer und anderer sprachlicher und nicht-sprachlicher Normen – bis zu der Tendenz, nicht nur schriftliche, sondern auch mündliche Äußerungen so vorzugeben, daß „die Dinge“ in den vorgesehenen Ablauf „passen“, möglichst wenig Formulierungsarbeit geben und zu möglichst wenigen Verständnisschwierigkeiten führen – und mit dem dazu parallel einhergehenden immer stärkeren Gewicht der Massenmedien – sprachlich und nicht-sprachlich –, bei entsprechender Abnahme einer durch Lektüre literarischer, philosophischer u. ä. Werke, durch erschließende Gespräche, Dialoge, Diskussionen, durch die Pflege einer „Briefkultur“ u. a. m. geförderten Bildung einer möglichst umfassenden und präzisen Gesprächs- und Schreib-Kunst – hat sich dieser pragmatische Ansatz dann auf immer weitere Gebiete ausgedehnt. U. a. mit dem Ergebnis: wenn es schon zu Beginn der pragmatischen Wende schwierig war, über den hier skizzierten Kerngedanken hinaus genau zu definieren, was „pragmatisch“ ist, und wenn es schon in den ersten Jahren der in Westeuropa aufkommenden systematisch und vor allem synchron betriebenen Idiomatikforschung nicht ganz einfach war, eine über das semantisch-syntaktische Kriterium der gebundenen Form hinausgehende Definition dessen zu geben, was eine idiomatische oder phraseologische Einheit ist, so scheint der Versuch dazu heute vielen von vornherein zum Scheitern verurteilt: ein immer weiteres und immer schwerer verbindlich zu definierendes Gegenstandsgebiet der Forschung – die Phraseologie – scheint an ein anderes „ähnlich geartetes“ – die Pragmatik – derart gekoppelt zu sein, daß sich die Variablen und Unbekannten potenzieren...

Als „pragmatisch“ werden heute u. a. folgende phraseologische („idiomatisch“ oder auch nicht genannte) Erscheinungen angeführt:

- Grußformeln (*guten Morgen – meine Damen und Herren/..*);
- Anredeformeln (*Herr Minister – wenn ich dazu noch bemerken darf/..*);
- Vorstellungsfloskeln (*Ich darf Sie miteinander bekanntmachen – Herr Maybaum, Staatssekretär im Kultusministerium – Frau Prof. Dr. Witte, Inhaberin des Lehrstuhls für ...an der Universität...*);
- Abschieds- und Verabschiedungsformeln (*Ich darf mich verabschieden – ich habe noch eine dringende Verpflichtung/..*);
- Formeln bei Gericht, im Fernsehen, Radio usw.,

- (*Das Wort hat...; Acht Uhr. hier ist die Tageschau...*);
- Mehr oder minder feste Einteilungs-, Gliederungs-, Einführungs- und andere (literarische u. a.) Formeln (*Widmung; Proemium; Vorrede an den Leser; ...*);
  - Telefon-, Telegramm- und ähnliche Floskeln (*Hier spricht Beutel/ Beutel hier – ich hätte gern Herrn (Anwalt) Klein (gesprochen)...*);
  - Gesprächsfloskeln, die auf bekannte, erwähnte, erwartete o. ä. Personen, Orte, Zeitpunkte, Ereignisse, Themen usw. Bezug nehmen (... , *darüber wollen wir gar nicht erst reden/ wie Kurt/... eben sehr richtig bemerkt!*...);
  - Zitate, (in die Rede eingeschobene) Sentenzen, Sprüche, Sprichwörter u. a. m. (*Alles Leben ist nur ein Gleichnis; willst du was gelten, mache dich selten; wo gehobelt wird, fallen Späne*);
  - Indirekte Sprechakte und vergleichbare Äußerungen, die auf konventionelle oder konversationelle Implikaturen, Implikationen, Inferenzen beruhen (Bei einem Essen: *Kommen Sie an den Pfeffer heran, Herr Krause?* = „Könnten Sie mir den Pfeffer herüberreichen?“; *Hier zieht's!* = „Wer ist denn hier dafür zuständig, das Fenster zu schließen?!“);
  - Performative Äußerungen (*Hiermit eröffne ich die 14. Internationale Textilmesse, hiermit taufe ich den Überseedampfer auf den Namen Elisabeth*);
  - Situationsbezogene Ausrufe, Stellungnahmen u. ä. – bis zu ganzen Sätzen (*ach du lieber Gott!, jetzt soll ich auch noch Schuld haben!*);
  - Allsätze, tautologische Floskeln u. ä. (*Alle Menschen sind sterblich, Was sein muß, muß sein!*);
  - Sprechaktrestringierte (mehr oder weniger) feste Formeln (Feststellung: *Ja, so ist das!*, Drohung: *Wenn du meinst, du könntest...*, Bestätigung von Erwartetem: *Also doch!/habe ich nicht gesagt?!/...*);
  - Metasprachliche und metakommunikative Einheiten (*„wie ich schon sagte“...; „ich möchte nochmal zurückkommen auf...“*);
  - Durch den Signifiant motivierte Einheiten (*Kotzebues Werke studieren – „sich übergeben/kotzen“*);
  - Fachtermini (*die freiheitlich-demokratische Grundordnung*);
  - Motivierter Orts- und Sachbezeichnungen (*Teugnseer Landstraße*);
  - Adverbiale metaphorische (?) Ausdrücke (*anhand von...; im Zuge der Verhandlungen/...*);
  - Onomatopaika (*Kuckuck*);
  - u. a. m.

Wenn es unter diesen Einheiten einen gemeinsamen Nenner gibt, kann er wohl nur in einer – wie auch immer näher zu bestimmenden – Motivation liegen: die gewählte Formulierung folgt einem vorab vorliegenden sprachlichen Zeichen und weist hin auf

- eine Standardssituation;
- eine Standardfunktion;
- bekannte Namen u. ä.
- vorhergehende (oder erwartete) Stellungnahmen;
- bekanntes Vorwissen;
- zu erwartende Strafen, Sanktionen usw.
- offizielle, interkulturelle u. a. Symbole;
- eingeschlossene Folgen, Auswirkungen u. ä.

Je genormter, vorgeformter, durchkalkulierter die Welt ist, je berechneter das Handeln – um so mehr Gewicht bekommt das (in irgendeiner Form) motivierte sprachliche Zeichen.

Bei einem Teil der aufgeführten Einheiten hat der Sprecher allerdings durchaus die Möglichkeit – zumindest in zahlreichen Situationen –, seine Einstellung zu den Kommunikationspartnern oder auch Dritten und zur Sache durch Variationen der Formeln (*Morgen. Wie geht's Ihnen, mein guter Herr Maybaum? ≠ ah, Maybaum, moi'n!*), durch geschicktes Ersetzen, durch den *Tonfall* usw. zum Ausdruck zu bringen und damit die Erwartungsnorm gewissermaßen zu unterlaufen.<sup>71</sup>

## 2. Die „gesellschaftsorientierten“ phraseologischen Einheiten

Die „gesellschaftsrelevanten“ Einheiten haben ihren Schwerpunkt selbstverständlich in bestimmten, oben angedeuteten Bereichen, ziehen sich jedoch durch eine Gesellschaft als ganze. Das gezeigt und ins allgemeinere Bewußtsein gehoben zu haben macht schon ein großes Verdienst der Pragmatikforschung aus.

Und prinzipiell gilt: es erleichtert natürlich nicht nur das Zusammenleben, fördert nicht nur die tagtäglichen Kontakte und hilft nicht nur, die sprachlichen Handlungen mit den außersprachlichen Zielen in Einklang zu bringen, wenn man nicht nur im allgemeinen Umgang, sondern auch sprachlich gewandt ist und zur richtigen Zeit am richtigen Ort das richtige – treffende – Wort wählt. Zum gebil-

<sup>71</sup> Zur Einführung in die pragmatischen Idioms vgl. u. a. Filatkina, N. (2007) und Lüger, H.-H. (2007). Dort sehr reichhaltige Literatur.

deten Menschen gehört in Europa daher seit langen Jahrhunderten – insbesondere von der Zeit des Humanismus an – nicht zuletzt auch die sprachliche Bildung, und sie war untrennbar verknüpft mit dem, was man heute den gesellschaftlichen Kontakt nennt. Ja, nicht selten wurde die sprachliche Form sogar überbetont.

Ein Gesichtspunkt, der in diesem Zusammenhang angesichts der komplex gewordenen Welt vielleicht nicht immer genügend beachtet wird, unterstreicht diese Dinge noch: verfehlt man das richtige – oder treffende – Wort, riskiert man in vielen Situationen in der Tat, nicht richtig verstanden zu werden. Situation – Sprecher-Hörer-Relation – Thema sind in vielen Bereichen derart miteinander verwachsen, daß eine Störung dieser „Harmonie“ sprachlich wie nicht-sprachlich vom Übel ist.

Doch ist hier die Kehrseite nicht zu übersehen: übertreibt man den Aspekt des sprachlich Genormten und Erwarteten, schiebt sich die bekannte Floskel nur allzu leicht vor den Kern des Gedankens, rutscht der sprachliche Ausdruck rasch ins Klischeehafte ab und wird der alte Sinn von „Phraseologie“ – „Ach, der mit seiner Phraseologie kommt natürlich immer durch. Der redet und redet, immer geschickt... – sagt allerdings nicht viel...“ – wieder aktuell, wenn man das heute auch anders nennt.<sup>72</sup>

Und auch hier scheint man eine tiefere Ebene nicht selten zu übersehen: ein freier „Ausdruck“ unter freien Menschen in Gespräch, Dichtung, öffentlichem Diskurs usw. setzt die Sprache nicht als Werkzeug ein, d. h. wählt die sprachlichen Formen nicht in bezug zu einem vorab als gegeben angenommenen Äußerungs-Zweck, so daß dieser Zweck unter allen Umständen erreicht wird, sondern der nicht vor-gefaßte, ins Offene – gleichsam ins Unendliche hinein – seine Gestalt suchende Gedanke findet in seinem je spezifischen sprachlichen Ausdruck erst seine Form – kommt in der Sprache erst zu sich selbst. Jede pragmatische Sprachauffassung hat die Tendenz, eine instrumentelle oder gar instrumentalistische

Konzeption von der Sprache anzusetzen: die Sprache wird als ein Werkzeug gesehen, das – wie alle anderen Werkzeuge – dazu dient zu erreichen, was man sich vor dem Sprechen bereits vor-gesetzt hat. Das Gegenteil einer idealistisch-intentionalen Konzeption.<sup>73</sup> – Es genügt zu verfolgen, wie sich zahlreiche Entscheidungsträger im öffentlichen Raum prinzipiell sprachlich äußern<sup>74</sup>, um sich ein Bild davon zu machen, wie mächtig die „Pragmatik“ auch im Wort geworden ist...

### 3. Die sprechaktrestringierten Einheiten und das Verhältnis Ich – Du – Sache

Eine andere Akzentsetzung leitet die linguistische Analyse, wenn man nicht von „objektiven“ oder (so weit wie möglich) „objektivierten“ Situationen und Funktionen und ihrer sprachlichen Realisierung ausgeht, sondern von den sprachlichen Einheiten selbst, und zwar unter dem Gesichtspunkt, welche Sprechakte sie ausdrücken und nicht ausdrücken können. Wenn sie nicht alle Sprechakte ausdrücken können, sondern nur spezifische, bedeutet das: sie sind sprechaktrestringiert.

Geht man von dieser Fragestellung aus, stellt sich der Phraseologieforschung u. a. die Aufgabe herauszuarbeiten: welche Sprechakte sind in einer gegebenen Sprache überhaupt lexikalisiert? Welche besonders häufig? Wie sehen die Formen und Strukturen aus, die die Restriktionen leiten? Inwieweit sind die Sprechakte und ihre Präsuppositionen präzis anzugeben?

Versuchen wir, uns anhand einiger Idiomgruppen deutlich zu machen, worum es dabei geht.

Ich gehe von folgendem Kontext aus:

- (a) *Paul zu einem Freund, Gerd, der sehr gut Französisch spricht und schreibt: „Könntest du dem Helmut heute abend nicht dabei helfen, den Artikel aus Le Monde über die neue französische Afrikapolitik genau zu verstehen? Der Helmut braucht das für seine Arbeit und allein wird er damit nicht fertig.*

Gerd: *Der Helmut?*

*Der kann mir mal beim Mondschein begegnen!*

..... am Abend .....

..... mich ...!

..... am Ärmel küssen!

..... kreuzweise!

.../soll ..... am/(im) Arsch lecken!

Paul: *Nanu? Was ist denn los? Habt ihr euch zerstritten?...*

<sup>72</sup> Erinnert sei in diesem Zusammenhang an Ortega y Gasset's Diagnose der „Phrase“ als ein Symbol der modernen „demokratisierten“ und technisierten „Fachwelt“. Was Ortega anhand dieser Floskel zeigte, meinte Thomas Mann, wenn er, inhaltlich ansetzend, von „dem Haß auf die Nuance“ sprach.

<sup>73</sup> Vgl. Schemann (2003), Kap. E

<sup>74</sup> Die sog. „statements“, bei denen der Sprecher genauestens überlegt, was er sagen „darf“, „soll“, „kann“... Das langsame, kalkulierte, das Echo vorab abtastende Reden (→ Rhetorik) ist der stimmliche Duktus zu diesem Wortgebrauch; die Mimik tut ihr Übriges...

Was drücken diese Wendungen aus? Abwehr? Mißbilligung? Zurückweisung? – Gerd gibt ohne jede Zurückhaltung, ja, schroff, derb zu verstehen, daß er mit Helmut nichts (mehr) zu tun haben will. Und das Vehikel, dies zum Ausdruck zu bringen, ist diese ironische Vorschlagspalette, was der „heißgeliebte“ Helmut alles tun „darf“, wenn er ihm „einen Gefallen tun, ihm entgegenkommen will“. Kern dieser Palette: *Der kann/(soll) mir/mich mal* + ironischer (mehr oder weniger) derber Vorschlag.

*Mal* – eine Modalpartikel – besagt wörtlich, d.h. nicht als Modalpartikel: „irgendwann (mal)“ – Näher bestimmt Gerd das nicht. Übersetzt man die Ironie ins Reale, bedeutet das: „(eigentlich/natürlich) nie!“ Will sagen: „meine Vorschläge sind selbstverständlich fiktiv“. Das *kann* oder *soll* bedeutet daher auch nichts anderes als: „Theoretisch‘ kann oder soll der Helmut diese Vorschläge ausführen – fiktiv; aber in dieser unserer Welt doch nicht!“

Wir haben also fiktive Vorschläge, etwas („Absurdes“) zu tun, als Ausdruck der Zurückweisung, Mißbilligung Helmut als Person und des Vorschlags/der Bitte/..., ihm entgegenzukommen/einen Gefallen zu tun/...; und damit ja kein Zweifel aufkommt, greift Gerd zu der Derbheit, formuliert geradezu „unmögliche“ Vorschläge. Die Aussage ist also gerade durch die Ironie, den Sarkasmus, die Derbheit, d.h. in spezifischer Weise (im Gehalt) fiktiv. (Ästhetik: Form!)

Ich wandle den Kontext ein wenig ab<sup>75</sup>:

(b) Paul zu Gerd: *Der Helmut würde sich so freuen, wenn du zu dem Hausmusikabend kämst, den er zum Geburtstag seiner Frau organisiert. Seine Tochter spielt da wohl etwas von Beethoven vor...*

Gerd: *Der Helmut kann/soll mir gestohlen bleiben (mit seiner Hausmusik!)  
 ..... den Buckel herunterrutschen .....!  
 ..... auf den Kopf blasen .....!  
 ..... mich am/(im) Arsch lecken .....!*

Auch hier geht es um Abwehr, Zurückweisung, Mißbilligung von Helmut und um ironisch-fiktive, teilweise derbe Vorschläge als Vehikel der Abwehr, und auch hier haben wir die Floskel: *Der* (d.h. der, um den es geht) *kann/soll mir/mich* – allerdings ohne *mal*. Doch im Gegensatz zu (a) hat hier die Zurückweisung einen anderen Bezug: Gerd weist damit nicht eine Bitte, sondern ein Angebot, eine Einladung zurück.

So ähnlich sich beide Situationen auch sind: die Ausdrücke der Zurückweisung können sich entsprechen, müssen es aber keineswegs.

Die Sprechakte sind offenbar identisch, doch ihr Bezug ist unterschiedlich. Dazu kommt: das eine Mal geht es in erster Linie um Helmut als Person, das andere Mal um den Hausmusikabend, den er organisiert – d.h. um etwas, was er tut.

In beiden Fällen könnte sich Gerd auch direkt an seinen Kommunikationspartner mit diesen Ausdrücken wenden: *Du kannst mir/mich ... (mit...)*!

Nicht adäquat wäre die Formulierung im Imperativ. Da wäre der Kontext zu ändern. Etwa: Paul: ... *Komm doch heute abend! Dann besorge ich dir auch das Buch, um das du mich neulich gebeten hast! – Rutsch mir den Buckel runter/Leck mich am Arsch! – Auch: Blas mir auf den Kopf?* Nach meinem Eindruck nicht. – In der ersten Gruppe (a) ist hier der Imperativ bei den meisten Einheiten unangemessen.

(c) Helmut hat den Hausmusikabend organisiert; seine Tochter Sybille hat die *Pathétique* gespielt; Gerd hat sich dazu bewegen lassen, dort zu erscheinen. Paul fragt ihn ein paar Tage später, wie ihm der Abend gefallen hat:

Paul: *Na, was sagst du zu Sybille und der Pathétique?*  
 – *Hm, Paul..., lassen wir den Hausmusikabend!*  
 – *Wie? Du willst doch nicht etwa sagen, daß sie schlecht gespielt hat?*  
 – *Aber nein!*  
 – *Komm, Gerd, nun mal raus mit der Sprache. Ich weiß ja, was Musik betrifft, bist du ein Perfektionist*  
 – *Paul, unter uns – unter uns, hörst du:*  
*Die Sybille kann sich...*  
 ... *begraben*                      *lassen mit ihrer Pathétique!*  
 ... *einbalsamieren*                      .....!  
 ... *einsargen*                      .....!  
 ... *einpökeln*                      .....!  
 ... *einmotten*                      .....!  
 ... *einrahmen*                      .....!  
 ... *einsalzen*                      .....!  
 ... *einpacken*                      .....!

Wiederum fiktive, ironische, „unmögliche“ Vorschläge. Doch nicht als Vehikel der Kritik einer Person, sondern der Leistung einer Person. Daher, ironisch-fiktiv: „Das Beste wäre, sie läßt sich begraben oder sorgt anders dafür, daß sie ‚verschwindet‘ – ganz gleich, wie“ – oder aber, gleich doppelt ironisch: „sie sehe zu, daß sie als ‚Musterporträt‘ über alle strahlt (... *einrahmen...*)“.

<sup>75</sup> Ich berücksichtige im folgenden nicht, welche Sprechergruppen diese oder jene Einheiten in dieser oder in ähnlichen Situationen mit einiger Wahrscheinlichkeit brauchen oder nicht; das scheint mir zurzeit sehr im Fluß.

Hier ist im übrigen nicht nur die formale Struktur relativ fest – ...*kann sich...* *lassen* (Ausnahme: *einpacken*), sondern auch der Inhalt des Vehikels: „(zu den Seligen) verschwinden.“

Gibt es einen Sprechakt der Kritik einer Leistung? Wohl kaum. Der Sprechakt dürfte weitgehend identisch sein mit dem der vorherigen Gruppen; doch der Bezug – die Referenz – hat sich (wiederum) verschoben.

(d) Gerd läßt sich nicht dazu bewegen, zu besagtem Hausmusikabend zu erscheinen. Ganz im Gegenteil: geradezu brüsk lehnt er die Einladung ab:

*Ich denk gar nicht daran, .....*  
*..... nicht im geringsten .....*  
*..... Traum(e) .....*  
*Es fällt mir ..... ein,.....*  
*..... Schlaf(e) .....*  
*Keine zehn Pferde bringen/brächten mich dahin,.....*  
*da aufzukreuzen. Ich hab zurzeit derart viel zu tun...*

Der Sprechakt: Ablehnung einer Bitte oder eines Vorschlags (etwas zu tun)? Oder nur Ablehnung? Aufgeführt nach dem Prinzip der Steigerung: vom Normalen über das nachdrücklich Betonte bis zur Fiktion.

(e) Wie variabel der Bezug eines Sprechakts sein kann, belegen u. a. die vielen Floskeln der Drohung:

- |                                       |   |
|---------------------------------------|---|
| (1) wenn (A) (B) nochmal/(wieder/...) | vor die Augen kommt, dann .....   |
| .....                                 | ..... Flinte .....  |
| ..... (B) (A)                         | zu fassen kriegt .....  |
| .....                                 | in die Finger .....   |
| .....                                 | am Wickel .....   |
| (2) wenn ich/... dich/den/ ...        | kriege/ ....., dann kannst du/..... was erleben!                            |
| .....                                 | ...../..... dich/... auf was gefaßt machen!                                 |
| .....                                 | ..... wirst du/..... mich (noch) kennenlernen!                              |
| .....                                 | ..... gibt's was  |
| .....                                 | ..... ist aber was los  |
| .....                                 | ..... Zappenduster  |
| <i>du wirst/der wird/...</i>          | <i>mich noch kennenlernen!</i>  |
| <i>dem/der/diesem Kerl/...</i>        | <i>werd' ich /(der/...) was flüstern!</i>                                   |
| .....                                 | ..... (ganz anderes) erzählen!  |
| <i>dir/dem/diesem Kerl/...</i>        | <i>werd' ich's noch zeigen!</i>   |
| (3) wenn,                             | dann setzt's Schläge  |
| .....,                                | Hiebe   |
| .....,                                | ..... mach ich/macht der/...) Kleinholz aus dir/dem/...Hackfleisch .....    |
| .....,                                | ..... schlag ich/schlägt der/... dir/... die Zähne ein                      |
| (4) wenn,                             | ... kannst du dir/kann der sich/... die Knochen einzeln nummerieren lassen! |
| .....,                                | ..... schon mal einen Sarg machen lassen!                                   |
| .....,                                | ..... bist du/ist der/...(aber) bald einen Kopf kürzer/kleiner!             |
| .....,                                | ..... macht ich/macht der/...dich/den/... kalt!                             |

Wenn (B) (A) strafen will, muß er ihn erst einmal „haben“ (1). Was er dann genau macht, weiß er einstweilen noch nicht (2). Nahe liegt: ihn nach Strich und Faden (zusammen-) zu(-)schlagen(3), am besten, ihn gleich ins Jenseits zu befördern(4).

Auch hier die Tendenz zu bestimmen Strukturen und zu bestimmten Inhalten (Schläge; fiktiv: „töten“)

Inwieweit die Drohungen ernstzunehmen sind, ist nach den Formeln nicht immer auszumachen. Zunächst einmal liegen sie alle insofern auf fiktiver Ebene, als ja eben „nur“ (an-) gedroht wird. Generell kann man nur sagen: die hyperbolisch ausgemalten Straf-„Maßnahmen“ spielen sich – nach Maßgabe eben der Hyperbolik – im fiktiven Raum ab.

Dafür, daß es hiermit nicht jedoch getan ist, daß ...also der mit der Androhung Gemeinte „in dieser Welt“ mit der Realisierung der Drohung zu rechnen hat, gibt es dann andere Formeln:

- f) wenn...,  
 dann geb' ich dir/dem/... vor versammelter Mannschaft  
 eine gesalzene Ohrgeige/...  
 das kann ich dir sagen!  
 ..... flüstern!  
 da kannst du/kann der/... sicher sein!  
 verlaß' dich drauf/ darauf kannst du dich /kann er  
 sich/...verlassen!  
 darauf kannst du/ /kann er/... Gift nehmen!  
 das kann ich dir/(dem/...) schriftlich geben!

Bei diesen Floskeln der Versicherung der Realisie-



zung der angedrohten Strafe ist die Spannweite der formalen und inhaltlichen Alternativen breiter. – Die „Nervosität“ des Sprechers unterstreichen die beiden ersten Formeln: es sind an sich sinnlose „Zusätze“, da man die Drohung ja bereits formuliert, d. h. „gesagt“ hat, wenn auch nicht gerade „geflüstert“ – das ist eine „ärgerliche Ironie“ durch ein „understatement“. Kurios auch die (historische) Reminiszenz vom Gift, das man „nehmen soll“. Hat es Sinn, daß sich jemand mit Gift das Leben nimmt, um dadurch zu dokumentieren, wie sicher die Realisierung der Drohung ist? Gemeint ist wohl: „die Realisierung der Drohung ist so sicher wie der Tod dessen, dem man Gift gibt (das man ihm angedroht hat.“)

Geht man ins Detail, sind all diese Ausdrücke daraufhin zu analysieren, ob sie nur direkt oder auch indirekt gebraucht werden können, ob nur dem Hörer oder den Hörern oder auch Dritten gegenüber, ob nur der Sprecher selbst „sprechen“ kann oder auch ein Plural angemessen ist („dann werden wir/.....“), ob die Formeln mit *können* oder *sollen* durch den Imperativ ersetzt werden können oder nicht – und falls ja, in derselben Bedeutung oder nicht (vgl. *rutsch mir den Buckel runter!*, wenn auch wohl kaum sehr gebräuchlich – versus *\*bleib' mir gestohlen!; du kannst mich (mal) am Arsch lecken (mit...) ≠ leck' mich am Arsch!* usw.) –, welche Formeln nur in der Form der rhetorischen Frage erscheinen, welche auch andere Varianten haben, bei welchen bestimmte Modalpartikel oder andere „Partikel“ obligatorisch sind usw. Und schließlich – besonders: welchen Sprechakt oder welche Sprechakte sie ausdrücken und ob sich dieser Sprechakt bzw. diese Sprechakte immer genau angeben lassen. – All diese Einzelfragen seien hier nur angedeutet.

*Entscheidend ist: auch zur Konstitution der Sprechakte bedient sich die Sprache in erster Linie des Bildes, der Fiktion. Auch deswegen stehen diese Formeln im Zentrum der Idiomatik.*

Die prinzipielle Aufgabe, die sich der Idiomatikforschung in diesem Zusammenhang stellt, scheint mir die zu sein, zunächst einmal für bestimmte Einzelsprachen möglichst genau auszumachen, welche sprechaktrestringierten Einheiten überhaupt vorliegen, welche Sprechakte also ganz spezifisch ausgedrückt werden – bei entsprechendem Ausschluß anderer, welche Sprechaktsequenzen damit nahegelegt oder vorausgesetzt werden, welche Formen und Strukturen und welche Referenzen vorliegen, wie das alles miteinander verbunden ist, usw.

*Eine enge Zusammenarbeit zwischen der Idiomatikforschung auf der einen Seite und der Gesprächs-*

*oder Diskursanalyse auf der anderen wäre hier wahrscheinlich der fruchtbarste Weg. Die Idiomatikforschung könnte die auf der Ebene der „langue“ lexikalisierten Einheiten als kommentiertes Ausgangscorpus erarbeiten, die Gesprächs- oder Diskursanalyse die möglichen und de facto existierenden und dann bevorzugten Variationen und Modifikationen in der jeweiligen Aktualisierung konkret analysieren. Das Ergebnis könnte eine Übersicht darüber sein, welche Sprechakte in einer Einzelsprache lexikalisiert vorliegen, welche Bezüge bzw. Referenzen sie haben, welche Präferenzen im Gebrauch bestehen und wie die gebräuchlichsten Sprechaktsequenzen aussehen.*

*Da die genaue Beschreibung eines Sprechakts die Voraussetzungen zu klären hat, unter denen die Äußerung erfolgt, würde eine solche Analyse die Präsuppositionsbasis der Einheiten und das auf ihr aufbauende Sprechaktgefüge aufdecken, das eine Einzelsprache charakterisiert. Allgemeiner formuliert: die Modalitäten der Einstellung der Sprecher zueinander und zu den Dingen ihrer Umwelt, die Voraussetzungen dieser Einstellungen und die Abwandlungen im aktuellen Vollzug des Sprechens.*

Unsere Angaben und Überlegungen hierzu geben lediglich einige Hinweise. Da die sprechaktrestringierten Einheiten in diesem Wörterbuch eine ganz spezifische Form haben, ist das hier angegebene Material mühelos zu erkennen und zusammenzustellen.

Zum Abschluß dieser Überlegungen noch ein kurzes Beispiel zu der Schwierigkeit, den mit bestimmten Formen ausgedrückten Sprechakt präzis anzugeben und zu beschreiben. Ich wähle dazu Formeln mit *Gott*.

Bei *Gott* fallen die vielen Ausrufe auf: *allmächtiger/(ach) du barmherziger/gerechter/(ach) du lieber/... Gott!* –, ausrufeähnlichen (s. u.) Ausdrücke – bei *Gott ...*, *weiß Gott...* –, Imperative – *vergelt's Gott!*, *das walte/wolle Gott!* – und dann andere sprechaktrestringierten Einheiten – *wenn/..., dann/... gnade dir/... Gott!*, *das/(etw) liegt ganz bei Gott* u. a.

All diese Phraseme setzen natürlich ein bestimmtes Bild voraus von dem, an den man sich wendet, den man anruft, auf den man sich bezieht. Geht man die sehr zahlreichen Wendungen genauer durch und sucht dieses Bild näher zu fassen, ergibt sich: leitend sind die Attribute a) allmächtig, b) allwissend, c) Richter, d) allliebend/(allgütig).

(a) lassen sich zahlreiche Einheiten zuordnen, die *Gott* als Lenker der Welt, Herrscher über die Natur, Orientierer des menschlichen Lebens („Willenslenker“; Vorsehung), unerfindlichen Ratschluß

(„Schicksal“; vgl. den *Deus absconditus* der Philosophen) voraussetzen. – Dieser allmächtige Gott wird insbesondere um Hilfe angerufen, wenn nicht angefleht; doch man lobt ihn auch und dankt ihm als sorgendem Vater, betet ihn an als Beschützer – und verzweifelt an ihm als dem übermächtigen, dem Menschen unverständlichen Wesen, das für den so unverständlichen und oft so grausamen Lauf der Welt und des Lebens die Verantwortung trägt, dem Tod, Krankheit, Not, Leid zur Last zu legen aber als Frevel empfunden wird (vgl. die „Rechtfertigung Gottes“, die Theodizee).

(b) Der Allwissende wird zum Zeugen angerufen oder aber als Instanz vorausgesetzt, die weiß, was der Mensch nicht weiß und nicht wissen kann.

Hierhin gehört auch das Bild von Gott als der „Wahrheit“, die in dem Dunkel der Welt, der Lüge, des herrschenden Irrtums und der Unwahrhaftigkeit dem Suchenden den Weg weist.

(c) Besonders häufig erscheint der Richter-Gott. Auch hier sind die Perspektiven, in denen sich der Mensch ihm zuwendet, unterschiedlich.

Der Mensch verlangt nach Gerechtigkeit – das ist eine „Idee“, die tief in ihm wurzelt; doch was „in dieser Welt“ herrscht, ist die Ungerechtigkeit. – Der Mensch weiß und fühlt, daß er fehlt – die Strafe Gottes ist für den, der sich der Sünde, ja der Sündhaftigkeit bewußt ist, gerecht. Daher das Flehen um Gnade und Erbarmen, daher die Verzweiflung.

(d) Für den Christen ist der strafende Gott jedoch nicht das letzte Wort. „Hinter“ dem richtenden Gott steht der Gott der Liebe, der Güte. Auch, ja gerade im Leid und in der Sünde erfährt der gläubige Mensch Gott als die Liebe, die alles verstehende und immer wieder verzeiende Güte. Das Schlimmste ist daher, sich von Gott verlassen zu fühlen.

Zwar seltener, doch unabweisbar erscheint Gott in der Idiomatik auch als Schöpfer und als der, der hinter der begrenzt erlebten Zeitlichkeit die Ewigkeit verbürgt.

Diese Attribute werden ein und demselben Wesen zugeschrieben, gehen also ineinander über. Der strafende Richter Gott ist zugleich der Allwissende – sonst könnte er nicht sinnvoll strafen – und der Allmächtige – sonst fehlten ihm die Mittel zur Strafe. – Der gerechte Gott ist zugleich der, der Welt und Leben dem Einzelnen und der Gemeinschaft gemäß ordnet, und der, dessen Strafen „angemessen“ sind. – Allliebe und Allgüte wären hohl, würden sie nicht von der Macht, dem Wissen und der Wahrheit getragen... Kurz: das Wesen, dem man sich zuwendet, ist ein allumfassendes Wesen, das je nach der Situation, der „Position“ und der Verfassung von Sprecher und Hörer und je nach dem Ausdrucksziel unterschiedlich in den Blick kommt. Die umfassendste aller Ideen, Gott, erscheint in den vielfachen Bedeutungen der phraseologischen Einheiten perspektivisch gebrochen.

Dieses Gottesbild wird bei all diesen Wendungen vorausgesetzt. Die Phraseme mit *Gott* eignen sich besonders gut, um das Ineinanderspielen von Präsupposition, Sprechakt, Bedeutung sichtbar zu machen. Ruft jemand aus: *Gerechter Gott, noch so eine Ernte und wir sind ruiniert!*, dann dann könnte er einen solchen Ausruf gar nicht machen, wenn ihn nicht die Vorstellung leiten würde – d. h. der Äußerung nicht schon vorausginge oder sie doch zumindest fundierte –, daß es einen Gott gibt, der gerecht ist und die Macht hat, die Gerechtigkeit auf Erden zu verwirklichen. Die Äußerung basiert auf dieser Voraussetzung. Doch welches ist ihr genauer Sprechakt und wie ist er zu bestimmen? Verzweiflung? „*Mein Gott, wie ist so etwas möglich!*“ Flehen? „*Allmächtiger Gott, laß so etwas nicht nochmal zu!*“ Vorwürfe, ein Rechten mit Gott? „*Gott im Himmel, wie kannst du so eine Grausamkeit zulassen!*“ – An solch einem Beispiel ist die „heillose Verwirrung“ in der Klassifizierung der Sprechakte mit Händen zu greifen: all diese und andere Einstellungen spielen mit.<sup>76</sup> Da ein Sprechakt – als Akt<sup>77</sup> – eine lebendig-dynamische Erscheinung ist – wie alle (geistigen) Akte ins Unendliche weisend –, läßt er sich nicht in das Gerüst einer begrenzten Zahl von distanzierenden Begriffen spannen. Deswegen und wegen des Bildcharakters – beides gehört zusammen! – lassen sich Sprechakte genau so wie die übrigen phraseologischen Einheiten, in denen ein Bild noch lebendig mitspielt, nur in einem (geeigneten) Kontext genau verstehen. *Sie bilden einen besonders instruktiven Teil der Idiomatik für die von uns vertretene Auffassung, daß der Kern einer jeden Bedeutung gestiftet, d. h. in einer spezifischen „Lage“ vom Sprecher vollzogen wird und daher*

<sup>76</sup> Zur Klassifizierung und ihrer Problematik vgl. u. a. Ballmer (1979) und Wunderlich (1979). – Klassifizierungen gehen in der Regel von bestimmten Theorien aus, deduktiv vor; was, soweit ich sehe, bisher fehlt, ist eine zugleich exakte und möglichst vollständige Erhebung und Beschreibung der in einer Einzelsprache lexikalisierten Sprecherhaltungen anhand einer Analyse der entsprechenden pragmatischen Einheiten in konkreten Äußerungen.

<sup>77</sup> Im Anschluß an die Phänomenologie, insbesondere an Scheler unterscheidet ich zwischen „Akt“ und „Funktionen“. Als „Akt-Wesen“ „manifestiert sich“ der Mensch intentional, als jemand, der Funktionen „ausdrückt“ oder ausübt, gerichtet. (Vgl. Anm. 73)

nur im kontextbezogenen Mit- und Nachvollzug voll verstanden werden kann.

Sagt jemand: *Weiß Gott, wo sich der Kurt schon wieder herumtreibt! Er steckt doch jeden Abend woanders!*, dann ist vorausgesetzt: „wenn es jemand weiß, dann Gott – ich jedenfalls nicht“. Der Sprechakt? Unwillige Abwehr? „*Man frage mich nicht! Man frage jemanden, der es weiß: Gott!*“ – Resignation? „*Wenn ich doch nur wüßte, wo er dauernd steckt! Aber wie soll ich das erfahren, wenn er es mir heimlich?! Gott weiß es, ja, doch was nutzt mir das?!*“ – „Kritik des Gesprächspartners“ „*Frag' Gott, wenn du es unbedingt wissen willst! Ich bin genau so schlau wie du!*“ – All dies zusammen? Oder je nach Intonation u. dergl. spezifisch ausgerichtet?

Oder folgender Dialog: „*Ihr Junge hat unserer Oma das Portemonnaie gestohlen. – Bei Gott, das ist doch nicht möglich!*“ Vorausgesetzt ist: „ein allwissender Gott, den man zum Zeugen anrufen kann“. Und der Sprechakt? Versicherung ‚vor‘ Gott? „*Das ist einfach nicht möglich. Das versichere ich ,bei Gott‘(= indem ich Gott zum Zeugen anrufe – Gott, der mich strafen wird, wenn ich damit Unrecht tu.)*“ – Zurückweisung des Vorwurfs? „*Welch ein Gedanke! Geradezu unmöglich – wie Ihnen das unser allwissender Hergott verbürgen kann!*“ – Perplexität? „*So was! Unmöglich!*“

Doch keineswegs alle Einheiten sind begrifflich derart schwer festzunageln. *Vergelt's Gott!, das wolle Gott!* formulieren eindeutig einen Wunsch – wenn sie rein formelhaft geäußert werden. – *Ach, du lie-*

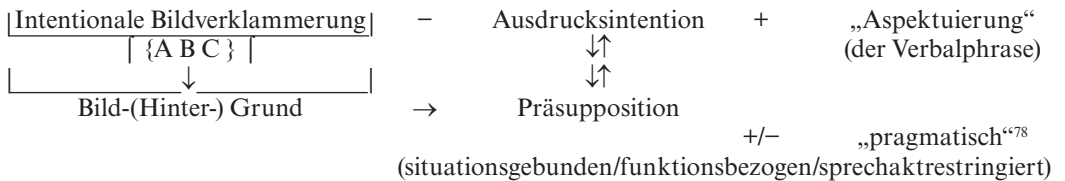
*ber Gott!* (Voraussetzung: „ein Gott, den man wie einen Vater gleichsam herbeizitiert“) *Da will der doch schon wieder Geld geliehen haben! Ich bin doch keine Sparkasse!* ist eine Entrüstung (oder ent-rüstete Zurückweisung), *Gott sei Dank!* ein (indirek-ter) Dank. – Doch wird auch an diesen Beispielen deutlich, daß eines der lebendige Ausruf, die lebendige Aufforderung (Imperativ), die lebendige „Anrede“ an den Gesprächspartner, ein anderes die begriffliche Festlegung oder Bezeichnung und wieder ein anderes die „mechanische, entleerte, fest an bestimmte Situationen geknüpfte Formel“ ist.

Es ließe sich an einer breiten Exposition all dieser Einheiten nicht nur das vorausgesetzte Gottesbild präziser entwickeln, sondern auch die Spannweite der Beziehungen nachzeichnen, die in der idiomatischen Sprache zwischen diesem Gott und dem Menschen erscheinen, für den er dieser und kein anderer Gott ist – und „über“ die Beziehung des Menschen zu Gott die möglichen, realisierten, fingierten Beziehungen unter den Menschen.

In einer Welt nun, in der „Gott tot ist“ (Nietzsche), hätten diese Ausdrücke nicht geschaffen werden können. Semantische und pragmatische Präsuppositionen, die auf Annahmen, Meinungen, Glaubensvorstellungen zurückgehen, wie es bei den Bildern und Einstellungen der hier besprochenen Idioms zweifellos der Fall ist, sind darin abhängig von einem bestimmten Weltbild.

Entsprechendes gilt mutatis mutandis für alle idiomatischen Ausdrücke.

Auch die pragmatischen Erscheinungen sind natürlich im idiomatischen Sprachzeichen zu berücksichtigen.<sup>78</sup>



<sup>78</sup> Auf andere, besonders auch von der Philosophie her bestimmte Bedeutungen von „pragmatisch“ gehe ich hier nicht ein.

#### IV. „Bild“ – „Bedeutung“ – „Idee“ in ihrer Fundierungsordnung – die Transposition der Um- oder Lebenswelt in „Welt“ – Der tiefere Sinn der Idiomatik

##### 1. Das Wort als „natürliche Metapher“: die Verschränkung von Allgemeinem und Besonderem, die „Orientierung“ des Menschen durch seinen Leib und die Spannung des Bildes zwischen Geist, Phantasie und Begriff

Wenn wir sagen, daß die idiomatischen Einheiten – und vor allem die Wesensbilder – Umwelt/Lebenswelt in „Welt“ umsetzen, bewegen wir uns natürlich u. a. ganz generell in einer bestimmten Auffassung vom Bild und von der Metapher. Ich füge daher die einführenden Überlegungen des Artikels von H. Gamm zu *stehen* aus dem „Wörterbuch der philosophischen Metaphern“ hier in extenso ein, denn sie situieren die Problemstellung:

Georg Christoph Lichtenberg hat einmal bemerkt, daß, von uns unbeachtet, die Sprache philosophiert. Wenn das zutrifft, dann auf das Wort *Stehen* und seine unerhörte Präsenz in der deutschen (und philosophischen) Sprache. Es gibt vermutlich nur wenige Aspekte unseres sozialen, geistigen und körperlichen Lebens, die nicht von diesem sprachlichen Bild, seinen Komposita, Substantivierungen und Modifikationen durchdrungen sind.“ An ihnen zeigt sich mehr noch als an anderen sprachlichen Bildern, daß, jede Sprache in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblasseter Metaphern“ ist. Es gehört, wie der Schriftsteller und Übersetzer GEORGES-ARTHUR GOLDSCHMIDT schreibt, zu den Wörtern, die er „Grundwörter“ nennt. „Die Sprache ist um einige Grundwörter wie *stehen*, *liegen*, *sitzen* und die ihnen entsprechenden Faktitiva *stellen*, *legen*, *setzen* aufgebaut – d. h. um Verben, die eine Bewegung im Raum ausdrücken. Diese Grundwörter, zu denen noch viele andere kommen, haben im Französischen kein Äquivalent, kommen aber praktisch in jedem dritten deutschen Satz vor und lassen sich unbegrenzt mit einer Vielzahl von Partikeln kombinieren. *Stehen* kann man mit mindestens zwanzig Partikeln zusammensetzen, deren jedes wiederum ganz unterschiedliche Bedeutungen hervorruft, wie anstehen, abstehen, aufstehen, bestehen, einstehen, entstehen, geradestehen, überstehen, unterstehen, zustehen. „*Stehen*, die Senkrechte, und *Liegen*, die Waagrechte, bestimmen den Sinn jeder sprachlichen Äußerung im Deutschen. Nicht zufällig hat Luther vor dem Landtag zu Worms gesagt: ‚*Hier stehe ich und kann nicht anders*.‘ Er hätte auch sagen können: Darauf *bestehe* ich. Hier ist Luther, aufrecht steht er für seine Wahrheit ein, und niemals würde er *gestehen*, wozu er nicht stehen kann. Dafür wäre er fähig, kerzengerade alles *durchzustehen* und bis zum Ende zu leiden, ohne gestanden zu haben. Das

Wort *stehen* ist eine der Hauptstützen der deutschen Sprache, einer der im Meer des Sinns aufragenden Pfähle, an denen sie ihre Pontons baut. Wie die deutsche Sprache insgesamt, so ist auch die der deutschsprachigen Philosophie eine ausgesprochen leib- und körpernahe Sprache. Sie verankert in einem kaum bewußten Maße ihre Wort- und Denkbilder in einem Vorstellungsraum, die dem Körper, dem Leib und dem Leben entlehnt sind. Wie Goldschmidt schreibt, geht im Deutschen alles vom Körper aus und läuft zu ihm zurück: ‚Das Deutsche ist, genau genommen, unfähig zu jeder Abstraktion.‘

Mehr noch als die Normalsprache entnimmt das philosophische Sprechen tragende Elemente seiner Diskurspraxis diesem Steinbruch – einem Steinbruch aus Verben und Substantiven, die ihre Bedeutung mit und um *Stehen* und *Stand* gebildet haben: vom Abstand und Aufstand, über Instanz und Substanz, der Existenz und dem Insistieren; vom Geständnis zum Verständnis, vom Warte- über den Ruhe- und Stillstand bis zum Widerstand und dem unbezweifelbaren Umstand, daß sie allesamt in den Zuständigkeitsbereich des *Stehens* fallen. Nicht wenige philosophische Grundbegriffe sind in diesem Bildfeld sprachlich verwurzelt, sie werden durch seine kognitiven wie figurativen Momente miterschlossen. Das gilt für die philosophisch überaus wichtigen Begriffe „Gegenstand“ und „Standpunkt“, aber auch für das Statische im Gegensatz zum Dynamischen, für den Entstehungs- im Unterschied zum Geltungszusammenhang. Sie alle besitzen diesen bildlichen Hintergrund, der, selbst wenn sie den Sprung in die *first class* philosophischer Terminologie geschafft haben, erhalten bleibt. Sie schöpfen einen nicht geringen Teil ihrer allgemeinen Orientierung und kognitiven Relevanz, ihres Stils und ihres Pathos‘ aus der welterschließenden Kraft dieser Metapher.

„*Stehen* ist Nichtumfallen“, schreibt HANS BLUMENBERG lapidar. Vor allem wegen seiner Erfahrungsnähe, seiner Körperlichkeit in Verbindung mit seinem an Facetten reichen existentiellen, sexuellen usf. Symbolgehalt, bietet „*Stehen*“ ausgezeichnete Gelegenheit, bestimmte Selbst- und Weltverhältnisse anschaulich zu machen und zu dramatisieren. Aber nicht nur zu „Fallen“ besteht eine intime semantische und figurative Spannung, im unendlichen Universum sprachlicher Tropen bildet „Fließen“ einen weiteren und an Fraktionen reichen Bezugspunkt. Dies kann eine kurze Erinnerung an EDMUND HUSSERL illustrieren, der die Paradoxie des Horizontbegriffs in die ebenso eindrucksvolle wie ungestüme Metapher vom ‚sich selbst in strömend-stehender Lebendigkeit Traditionalisieren‘ kleidet.

Die Metapher ruft nicht selten Spannungen und Gegensätze hervor. Schon in den dreißiger Jahren hat IVOR ARMSTRONG RICHARDS für diese den Metaphern typische Spannungen von einem ‚tensive view‘ gesprochen, um die *begriffliche Inkompatibilität der Bestandteile der Metapher* hervorzuheben. Man kann daher ohne Bedenken von „*Stehen/Stand*“ und seinen Komposita als einer Leitmetapher philosophischer Begriffsbildung sprechen. Sie eröffnet nicht nur epistemologische, sondern auch linguistische und kulturhistorische Dimensionen. *Dabei ist unabhängig von der Kenntnis des Kontextes kaum zu entscheiden, ob in ihrem Verständnis eher kognitive oder figurative Momente dominieren*. Angesichts dieser Ausgangsbedingung ist es unmöglich, auch nur annähernd Vollständigkeit in diese Untersuchung zu bringen. Schon der Versuch, in die Aufzählung Ordnung und Übersicht zu bringen, erweist sich als schwierig. LUDWIG WITTEGENSTEINS Einsicht, daß wir den Sprachgebrauch nicht überschauen, sollte auch in dieser Hinsicht zur Vorsicht gemahnen<sup>79</sup> (Hervorhebungen von mir).

<sup>79</sup> Gamm (2003). – Zu Goldschmidt vgl. Schemann (2005), Kap. B, S. 420f.

Die Bemerkungen Goldschmidts sind ein Stück überzogen: in der Tat scheint das Deutsche zwar in manchen Bereichen – und speziell in dem der Grundverben – anschaulicher als beispielsweise die romanischen Sprachen, doch schon die in dem Zitat vertretenen „romanischen“ Worte verraten, daß es sich hier um ein ganz prinzipielles Wesensmerkmal der Sprache handelt. Wie das Luther-Zitat besonders eindrucksvoll zeigt, setzt *stehen* einen „Grund“ an, „auf dem man steht“ – in einer geistigen Welt. Die Transposition von der konkreten Umwelt zur Welt, die wir anhand der Wesensbilder von *Spiel*, *Haus*, *Tisch* oder von der *Grille* entwickelt haben, ist in solchen Grundworten – und besonders in diesen Grundverben – in einem einzigen Wort mitgegeben, und wir kommen von dem „Grund“ des *Stehens* zur Beziehung auf einen „Punkt“ (*aufeinem „Standpunkt“ stehen*), auf dem unsere „Meinung“ verharren will, von dem *be-stehen*, das den „Stand“ auf dem „Grund“ – ein Durch-zu-Stehendes – ins *Be-herrschen*, *Be-zwingen* rückt, zu „Stand“ mit dem Grundvermögen des Menschen, „handeln“ zu können... – Und wie solche Paraphrasen sofort zeigen, gleitet die Sprache dabei von Nuance zu Nuance, bei denen indessen das „*Stehen in der Welt*“ jeweils immer schon vorausgesetzt ist.

*Stehen bringt also – in Relation zu sein – die Verwandlung der Umwelt in Welt fiktiv – kognitiv zum Ausdruck – wie die ganze Idiomatik es für alle durch sie geschaffenen Wesensbilder als Zentren einer jeweils perspektivierenden geistigen Ordnung tut und wie es die Pseudo – und Funktionsverben spezifisch in bezug zur Präzisierung tun.*

Als Fazit ergibt sich also: die Grundworte scheinen das „allgemeine Sein“ – das, wie wir sahen, zugleich als Satz-Gegenstand (Da-sein) und Satz-Aussage (So-sein) zu verstehen ist – sprachlich beständig zu nuancieren, da sie es ständig anders eingrenzen; doch in dieser Eingrenzung bringen sie – eben bildhaft-kognitiv – die Grundkoordinaten der Welt zum Ausdruck, die sprachlich nicht anders ausgedrückt werden können als durch Verwandlung von Umwelt in Welt. Sie geben damit – wie jedes Bild und dann wie auch jede Figur – das unauflöbliche Verschränksein vom konkreten und entkonkretisierenden Wort, d. h. von der konkreten Umwelt und ihrer „veranschaulichenden Verallgemeinerung“ im Bild und seinem in der Ausdrucksintention aktualisierten Bezug zu einem je Besonderen wieder. Ausgehend von der Umwelt, stiften sie Bedeutung, indem sie Welt kon-

stituieren – und liegen eben deswegen prinzipiell auf zwei Ebenen, so wie wir das eingangs für das Bild anhand ganzheitlicher idiomatischer Ausdrücke entwickelt haben.

Aufgabe der Idiomatikforschung ist es also, die Bedeutung der Grundworte, dann speziell der Grundverben als Einzelverben und innerhalb von (mehr oder weniger) festen Syntagmen möglichst genau auszumachen, dann ihre Relationen sowie die Relationen der Ausdrücke, deren Konstituenten sie sind, zueinander zu klären, und schließlich den mit ihnen zusammengehörigen „Wortbildungsprodukten“ (Derivation, Komposition usw.) nachzugehen.

Die prinzipielle Frage nach der Leistung „des“ Bildes, „der“ Figur, „der“ Kognition ist eine, die auf der Ebene der Allgemeinen Linguistik liegt und zu deren Beantwortung die Idiomatikforschung einen wesentlichen Beitrag leisten kann.

*Stehen* bedeutet: „aufrecht auf einem Grund sein“; *gehen* bedeutet: „sich von einem Ort zu einem anderen bewegen – und diese Bewegung verläuft selbstverständlich auch auf einem „Grund“ – der hier wie dort präsupponiert, also implizit mitgegeben ist, doch in der sog. Bedeutung nicht eigens explizit erscheint.

Man steht auf und geht mit den Füßen bzw. den Beinen. Ausgehend von unseren Überlegungen ist also gleichsam apriori zu erwarten, daß zumindest ein Teil der Ausdrücke mit *Fuß* und *Bein* diese Zusammenhänge bildhaft darstellt. Das Material unseres Wörterbuchs bestätigt diese Annahme. Ich kann das hier nur in den Grundzügen andeuten.

Gehen wir aus von der konkreten Funktion des Laufens und Stehens. Wir haben da u. a.:

*jüngere/noch junge Beine haben  
alles, was Beine hat  
sich die Beine nach etw, ablaufen/abrennen/wundlaufen  
die Beine unter den Arm/die Arme nehmen  
sich die Beine in den Bauch/Leib stehen  
die Beine in die Hand nehmen u. a.*

*gut zu Fuß sein  
zu Fuß gehen/kommen/...  
seinen/den Fuß nicht mehr in js Haus setzen  
keinen Fuß vors/vor das Haus setzen u. a.*

Der Teil der mit diesen beiden Lexemen gebildeten Idioms, der konkretes Laufen oder Gehen ausdrückt, ist indessen verhältnismäßig gering, und der, der konkretes Stehen ausdrückt, noch weit geringer. Die meisten Ausdrücke bringen vielmehr das „entkonkretisierte Laufen und Stehen“ zum Ausdruck,

d h. stellen andere Bedeutungsbereiche im Bild des Laufens und Stehens dar.

Besonders bei *Bein* ist der Bereich der Gesundheit breit vertreten:

*jn wieder auf die Beine bringen*  
*jm wieder auf die Beine helfen*  
*wieder auf die Beine kommen*  
*jn wieder auf die Beine stellen*  
*gut/(...) auf den Beinen sein*  
*(sehr/...) wackelig/(unsicher) auf den Beinen sein*  
*(schon/...) wieder auf den Beinen sein u. a.*

*gut zu Fuß sein*  
*schlecht zu Fuß sein u. a.*

Wer (gut) laufen und stehen kann, ist gesund – die Übertragungen sind also metonymisch.

Wer sich – gesund und munter – gut auf den Beinen hält, wird sich auch beruflich durchsetzen. Dieses „Grundgefühl“ dürfte die Basis für die vielen Übertragungen auf die „Leistung im Beruflich-Geschäftlichen“ sein. – Ich klammere das hier aus, ebenso wie ich die übrigen spezifischen Bereiche hier übergehe. (Auffällig ist bei *Fuß* das perspektivierte Bild „*auf freiem Fuß*“ – d. h. „nicht im Gefängnis“ bzw. „nicht gefangen“ – und der Ausdruck des Verhältnisses zu anderen – *auf gutem/vertrautem/...Fuß stehen mit jm* u. ä. (vom *Fuß* als Maßbezeichnung, vom Maß zum Maßstab)) – Besonders aufschlußreich in unserem Zusammenhang sind indessen die Ausdrücke – und es sind derer nicht wenige –, die das „Stehen im Leben“ ganz allgemein, das „Laufen durch diese Welt“ ganz allgemein thematisieren:

*(festen) Fuß fassen*  
*die Füße nicht auf dem Boden haben*  
*(immer) wieder auf die Füße fallen*  
*sich auf eigene Füße stellen (x)*  
*mit beiden/(den) Füßen (fest) auf der Erde stehen*  
*mit beiden Füßen hineinspringen*  
*auf beiden Beinen/ Füßen im Leben stehen*  
*auf eigenen Füßen stehen (x)*

*mit beiden Beinen auf der Erde bleiben*  
*mit beiden Beinen (fest) auf der Erde stehen*  
*bei jm/da/... kein Bein auf die Erde kriegen*

(x): vor allem: „finanzielle/berufliche Unabhängigkeit“

Man sieht: nicht nur die Geschäfte „laufen gut oder

schlecht“, nicht nur fragt man jemanden: *wie geht’s, wie steht’s* (mit dem ironischen Zusatz: *immer noch auf zwei Beinen?*), wenn man sich nach seinem gesundheitlichen und allgemeinen Befinden erkundigt, nicht nur *bringt* man eine stattliche Summe Geld oder eine stattliche Anzahl von Menschen *auf die Beine* – man *steht* im Leben *seinen Mann*, weil man auf einer sicheren Basis „ruht“, unvoreingenommen das Leben so nimmt, wie es ist, und sich in allem mit Energie („Gesundheit“, „Kraft“) zu bewegen weiß – in das, worum es geht, *beherzt mit beiden Füßen hineinspringt*; dann müssen die Dinge *gut laufen*, muß alles *gut gehen*... *Stehen und laufen/gehen* bedeutet also – als Wesensbild: sich in der Welt positionieren; und dieses Wesensbild wird anhand von Somatismen mit den Organen, die zum Stehen und Laufen/Gehen dienen, entwickelt. Das Funktionsverb *stehen* bezieht diese seine „existenzielle Bedeutung“ – auch oder sogar wesentlich – von den idiomatischen Ausdrücken her, ist also (auch) gleichsam eine Kürzung.

So wie bei *stehen, gehen, laufen* ein Grund oder Boden mitgegeben ist, so wird bei „Ziel“ ein „Ausgang“, bei „Ende“ ein „Anfang“ oder „Drinsein“, bei „Fenster“ ein „Zimmer“, bei „Zimmer“ ein „Haus“, bei „Sinn“ oder „Verstand“ ein „Kopf“, der „sinnt“ und „denkt“, bei „oben“ ein „unten“ oder eine weniger hoch liegende Bezugsebene, bei „schwarz“ die anderen Farben mit vorausgesetzt. Wie können kein Einzelnes fassen, ohne seine „Einbettung“ – seinen „Hinter-Grund“ – mit zu fassen. Hier liegt die nicht zu umgehende Implikation des deduktiven Elements allen Denkens und Reagierens<sup>80</sup> und die notwendige Begründung alles Einzelnen durchs einen Bezug letztlich auf ein Ganzes<sup>81</sup>.

Desgleichen können wir kein „Ende“ und keinen Zusammenhang erfassen, ohne von einem bestimmten „Ansatz“, d. h. (auch) einer bestimmten Perspektive auszugehen. Ob diese Perspektive „im Raum“ die des Sprechers, des Hörers oder eines dritten Bezugspunkts ist, ob das in der Zeit ein „Punkt“ in der Gegenwart, der Vergangenheit oder in der Zukunft ist – oder einer der Zeit-Räume im ganzen; ob das in abstrakten Zusammenhängen eine bestimmte „Methode“ ist<sup>82</sup>; Hinter-Grund und gewählte Perspektive sind – in aller Erfahrung und in aller Erkenntnis – vom einfachen Sehen bis zum Verstehen der kompliziertesten Relationen – notwendige Bedingungskoeffizienten.

Die erste und grundlegende Perspektive des Menschen aber ist seine leiblich-organische Orientierung: *stehen, gehen/laufen, sitzen, liegen, greifen*,

<sup>80</sup> Diesen Gedanken hat bekanntlich insbesondere Descartes hervorgehoben und begründet.

<sup>81</sup> Für Goethe war ein solcher Gedanke „selbstverständlich“ – Vgl. S. 95ff (Gadamer).

<sup>82</sup> Die dann allerdings festlegt, d. h. allen weiteren Verlauf bindet.

fassen... – was immer wir auch tun: es geschieht vor dem Hintergrund und der Perspektive unserer „natürlichen Organisation“ in Raum und Zeit. „Welt“ ist „allgemein“ – und doch immer auf eine besondere Umwelt bezogen.

Aus diesem Grund bilden die sog. Somatismen – d. h. die Ausdrücke, die mit einem Lexem, das einen Körperteil bedeutet (und u. U. noch einem Lexem, das einen Körperteil der Tiere – oder wenigstens der uns näheren Tiere – bezeichnet) gebildet sind, einen besonders brisanten Bereich der Idiomatik, der zwar bereits in Angriff genommen wurde<sup>83</sup>, doch auf eine umfassende Analyse noch wartet. Eine solche Analyse hat die Umsetzung der Umwelt in Welt in seiner sprachlich-organisch entwickelten Dimension Schritt für Schritt aufzudecken: das Bild der Welt vor dem Hinter-Grund der leibbezogenen Umwelt und umgekehrt die Deutung der Umwelt im Spiegel der Welt-Bilder.

Im Vergleich zum Begriff aber gilt: Die „Bilder von der Welt“ sind das Primäre; die Umsetzung in Begriffe das Sekundäre. Und dies sowohl genetisch wie logisch, sowohl historisch wie der Ordnung der Dinge nach („strukturell“).

Das erste große Zeugnis für diese Erkenntnis ist die Philosophie Platons und die Deutung dieser Philosophie. Die tiefsten Gedanken glaubt Platon lediglich im Gewande des Mythos und von Gleichnissen entwickeln zu können; das Sonnengleichnis ist bis heute eines der erkenntnistheoretischen Schlüsselgleichnisse geblieben<sup>84</sup>. – Die Relationierung der Bild- und Begriffsebene ist – ebenfalls bis heute – eines der zentralen Themen der Philosophie und der Mythenforschung.

Die Literaturwissenschaft hat die Möglichkeit der Umsetzung der Bilder in begrifflich-rationale Interpretation immer wieder diskutiert. Stellvertretend für zahlreiche andere Darlegungen sei hier Emrich zitiert. Im Zusammenhang mit seiner Fragestellung nach der Umsetzbarkeit von Symbol und Allegorie in wissenschaftliche Begriffe fragt er, ob es nicht letztlich nur ein Symbol gibt; er schreibt:

„Geht aber das Symbol, wie in mittelalterlichen, reformatorischen, barocken und teilweise auch wieder in modernen Dichtungen in die Allegorie über, so sind die Schwierigkeiten wissenschaftlicher Erschließung nicht minder groß. Denn auch in der Allegorie bleibt die Spannung zwischen Erscheinung und Wesen, Bild und Bedeutung erhalten. Wie unendlich tiefer hier sogar die Spannung ist als etwa im klassischen oder romantischen Symbol, hat vor allem Walter Benjamin in seiner grundsätzlichen Abhandlung über Symbol und Allegorie in seiner Arbeit „Ursprung des deutschen Trauerspiels“

(Berlin 1928) erwiesen. Mit nichten wird in der Allegorie, die scheinbar abstrakt und eindeutig auf eine allgemeine, generelle Bedeutung verweist, der Sinngehalt der Dichtung bruchlos und unvermittelt sichtbar. Allegorisch dichten heißt ja, dem Wortsinne nach, „anders sprechen“, auf eine andere Bedeutung hinzielen, die im unmittelbaren Wortsinn nicht vorliegt. Das, was ausgesagt oder dargestellt wird, meint nicht sich selbst, es verweist auf etwas „anderes“. Daher haftet der Allegorie seit je etwas Enigmatisches an. Und selbst wenn die Bedeutung dessen, was dasteht, „erraten“ ist, ja wenn sie abstrakt begrifflich formuliert wird, so bleibt die Spannung zwischen dem, was erscheinend „dasteht“, und dem, was „gemeint“ ist, erhalten. *Denn im Erscheinenden wird das Allgemeine spezifiziert, in ihm entfaltet sich eine Bedeutungsvielfalt, die dem ursprünglich leeren, abstrakten Begriff noch keineswegs innewohnt.* Wenn „der Dichter“, wie Goethe die Entstehung allegorischer Dichtungen definiert, „zum Allgemeinen das Besondere sucht“, so wird gerade durch dieses Besondere das Allgemeine „zerstückelt“, gebrochen, vielsinnig, es wird ein geschichtlich Besonderes. Sinnlich Erscheinendes wird etwa in fortgeschrittenen allegorischen Barockdichtungen, aber auch in den großen Minneallegorien des Spätmittelalters enigmatisch-vielsinnig gehäuft, *immer neue Bilder treten auf, die das Allgemeine nicht nur variieren und umschreiben, sondern ihm auch neue spezifische Sinnelemente hinzufügen, so daß auch der Sinn des Allgemeinen immer enigmatischer und vieldeutiger wird und wiederum nur aus dem Gesamtgewebe der vielfältig komponierten allegorischen Bezüge entziffert werden kann.* Selbst wenn in schlichten allegorischen Dichtungen jede Figur ihre allgemeine Bedeutung klar und eindeutig aussagt, so steht diese Bedeutung in einem übergreifenden Werkgefüge, hat selbst verweisenden Charakter. Die „Abstrakta“ der allegorischen Figuren greifen in künstlerische Sinnbezüge, die enträtselt werden müssen und nicht unmittelbar und fraglos einsichtig sind, weshalb auch allegorische Dichtungen keineswegs „unkünstlerisch“ sind, im Rang nicht unter anderen dichterischen Ausdrucksmöglichkeiten stehen.

Wie auch immer der Unterschied zwischen Symbol und Allegorie definiert werden mag, sinnbildliche Formen der Poesie sind beide. Und so darf auch, wenn hier von Symbolinterpretation gesprochen wird, der Begriff des Symbolischen nicht, wie wir es seit Goethe gewohnt sind, als Gegenbegriff zum Allegorischen aufgefaßt werden. Schon Curt Müller hat gezeigt, daß z. B. vor Goethe bei Sulzer, Herder u. a. unter dem Begriff Allegorie oft bereits gerade jenes Phänomen verstanden wurde, das Goethe als Symbol bezeichnete. Es geht uns bei dieser Untersuchung vielmehr darum, den Symbolbegriff im engeren Sinne zu überwinden und einen Oberbegriff zu finden, der dem Wesen des Dichterischen in seinen verschiedenartigsten Ausprägungen gemäß ist, ohne dabei die jeweiligen Unterschiede verwischen zu wollen. Denn unsere entscheidende Frage lautet ja: *Worin liegt das Besondere der Poesie und wie läßt sich dieses Besondere wissenschaftlich zulänglich aufhellen und interpretieren? Wie ist die geschilderte Antinomie*

<sup>83</sup> Ich erwähne zum Deutschen lediglich Mellado Blanco, C. (2004) (mit reichen Literaturangaben) und Schemann (?2002)

<sup>84</sup> Dazu u. a. Kreuzer, J. (2008), S. 211ff. und bes. Taureck (2004)

zwischen Dichtung und Deutung zu überwinden?<sup>85</sup> (Hervorhebung von mir)

Von der Philosophie her entwickelt Gadamer folgenden Grundgedanken zu Wort und Sprache:

... Daß Sprechen, auch wenn es eine Unterordnung des jeweils Gemeinten unter die Allgemeinheit einer vorgegebenen Wortbedeutung enthält, nicht als die Kombination solcher subsumierenden Akte zu denken ist, durch die jeweils ein Besonderes einem allgemeinen Begriff untergeordnet wurde, liegt auf der Hand. Wer spricht – und das heißt: allgemeine Wortbedeutungen gebraucht –, ist derart auf das Besondere einer sachlichen Anschauung gerichtet, daß alles, was er sagt, an dem Besonderen der Umstände, die er im Auge hat, teilgewinnt. – Das bedeutet aber umgekehrt, daß sich der allgemeine Begriff, der durch die Wortbedeutung gemeint wird, selber durch die jeweilige Sachanschauung bereichert, so daß am Ende mitunter eine neue, spezifischere Wortbildung entsteht, die dem Besonderen der Sachanschauung besser gerecht wird. So gewiß also Sprechen das Gebrauchen von vorgegebenen Worten, die ihre allgemeine Bedeutung haben, voraussetzt, ist es doch zugleich ein ständiger Prozeß der Begriffsbildung, durch den sich das Bedeutungsleben der Sprache fortentwickelt.

Dafür ist nun das logische Schema der Induktion und Abstraktion insofern sehr irreführend, als im sprachlichen Bewußtsein keine ausdrückliche Reflexion auf das Verschiedenem Gemeinsame statthat und der Gebrauch von Worten in ihrer allgemeinen Bedeutung das durch sie Benannte und Bezeichnete nicht als unter das Allgemeine subsumierten Fall versteht. Die Allgemeinheit der Gattung und die klassifikatorische Begriffsbildung liegen dem sprachlichen Bewußtsein durchaus fern. Selbst wenn wir von allen Formalallgemeinheiten absehen, die nichts mit dem Gattungsbegriff zu tun haben: Wenn jemand die Übertragung eines Ausdrucks vom Einen auf das Andere vollzieht, blickt er zwar auf etwas Gemeinsames hin, aber das muß keineswegs eine Gattungsallgemeinheit sein. Er folgt vielmehr seiner sich ausbreitenden Erfahrung, die Ähnlichkeiten – sei es solche der Sacherscheinung, sei es solche ihrer Bedeutsamkeit für uns – gewahrt. Darin besteht die Genialität des sprachlichen Bewußtseins, daß es solchen Ähnlichkeiten Ausdruck zu geben weiß. Wir nennen das seine grundsätzliche Metaphorik, und es kommt darauf an zu erkennen, daß es das Vorurteil einer sprachfremden logischen Theorie ist, wenn der übertragene Gebrauch eines Wortes zum uneigentlichen Gebrauch herabgedrückt wird. Es ist selbstverständlich, daß die Besonderheit einer Erfahrung in solcher Übertragung ihren Ausdruck findet und keineswegs die Frucht einer Begriffsbildung durch Abstraktion ist. Es ist aber ebenso selbstverständlich, da auf diese Weise Erkenntnis des Gemeinsamen gleichsam eingebracht wird. (S. 404 – 406)

(Aber) gibt es eine Erkenntnis der Idee selbst als dieses Bestimmten und Einzelnen? Ist nicht das Wesen der Dinge in derselben Weise ein Ganzes, wie auch die Sprache ein Ganzes ist? Wie in der Einheit der Rede die einzelnen Wörter ihre Bedeutung und relative Eindeutigkeit erst gewinnen, so kann auch die wahre Erkenntnis des Wesens nur in dem Ganzen des relatio-

nenal Gefüges der Ideen erreicht werden. Das ist die These des platonischen „Parmenides“. Daraus ergibt sich aber die Frage: Muß man nicht, um auch nur eine einzige Idee zu definieren, d. h. in dem, was sie ist, von allem anderen, was ist, abheben zu können, das Ganze wissen?

Das dialektische Vermögen, Gemeinsamkeiten zu entdecken und vieles auf eines hin zusammenzusehen, ist hier der freien Universalität der Sprache und den Prinzipien ihrer Wortbildung noch ganz nahe. Das Gemeinsame der Analogie, das Speusipp überall suchte – Entsprechungen von der Art: Was für den Vogel die Flügel sind, das sind für den Fisch die Flossen –, dienen deshalb der Definition von Begriffen, weil solche Entsprechungen zugleich eines der wichtigsten Bildungsprinzipien der sprachlichen Wortbildung darstellen. Übertragung von einem Bereich in einen anderen hat nicht nur eine logische Funktion, sondern ihr entspricht die grundsätzliche Metaphorik der Sprache selbst. Die bekannte Stilfigur der Metapher ist nur die rhetorische Wendung dieses allgemeinen, zugleich sprachlichen und logischen Bildungsprinzips. So kann Aristoteles geradezu sagen: „Gut übertragen heißt, das Gemeinsame erkennen.“ Überhaupt bietet die aristotelische Topik für die Unlösbarkeit des Zusammenhangs von Begriff und Sprache eine reiche Fülle von Bestätigungen. Das definitorische Setzen der gemeinsamen Gattung wird dort ausdrücklich aus der Beachtung des Gemeinsamen abgeleitet. Am Anfang der Gattungslogik steht somit die Vorausleistung der Sprache. (S. 407)

Insofern besitzt auch nach Aristoteles die sprachliche Begriffsbildung eine ganz undogmatische Freiheit, indem das, was in der Erfahrung aus dem Begegnenden als gemeinsam herausgesehen wird und so zum Allgemeinen führt, den Charakter einer bloßen Vorleistung hat, die zwar am Anfang der Wissenschaft steht, aber noch nicht Wissenschaft ist. Das ist es, was Aristoteles hervorkehrt. Sofern die Wissenschaft das Zwingende des Beweises als Ideal aufstellt, muß sie über solche Verfahrensweisen hinauskommen. So hat Aristoteles die Lehre Speusipps von dem Gemeinsamen ebenso wie die dialektische Dialektik Platons von seinem Beweisideal her kritisiert.

Die Folge dieser Messung an dem logischen Beweisideal aber ist, daß die aristotelische Kritik die logische Leistung der Sprache um ihre wissenschaftliche Legitimation gebracht hat. Sie findet nur noch unter dem Gesichtspunkt der Rhetorik ihre Anerkennung und wird dort als das Kunstmittel der Metapher verstanden. Es ist das logische Ideal der Überordnung und Unterordnung der Begriffe, das jetzt über die lebendige Metaphorik der Sprache, auf der doch alle natürliche Begriffsbildung beruht, Herr wird. Denn nur eine auf die Logik gerichtete Grammatik wird die eigentliche Bedeutung des Wortes von seiner übertragenen Bedeutung unterscheiden. Was ursprünglich den Grund des Sprachlebens bildet und seine logische Produktivität ausmacht, das genial-erfinderische Herausfinden von Gemeinsamkeiten, durch die sich die Dinge ordnen, das wird nun als die Metapher an den Rand gedrängt und zu einer rhetorischen Figur instrumentalisiert. Der Kampf der Philosophie und der Rhetorik um die griechische Jugendbildung, der mit dem Sieg der attischen Philosophie entschieden wurde, hat auch diese Seite, daß das Denken über die Sprache zur Sache einer Grammatik und Rhetorik wird, die das Ideal der wissenschaftlichen Begriffsbildung immer schon anerkannt haben. Damit beginnt sich die Sphäre der sprachlichen Bedeutungen von den in

<sup>85</sup> S. 178.



der sprachlichen Gestaltung begegnenden Sachen zu lösen. Die stoische Logik spricht zuerst von jenen unkörperlichen Bedeutungen, mittels derer das Reden von den Dingen sich vollzieht... Höchst bezeichnend, daß diese Bedeutungen mit dem... Raum auf eine Stufe gestellt werden. Wie der leere Raum jetzt erst, im Wegdenken der sich in ihm zueinander ordnenden Dinge, zur Gegebenheit für das Denken kommt, so werden auch die „Bedeutungen“ als solche jetzt erst für sich gedacht und ein Begriff für sie geprägt, indem man die mittels der Bedeutung der Worte genannten Dinge wegdenkt. Auch die Bedeutungen sind wie ein Raum, worin sich die Dinge zueinander ordnen.<sup>86</sup> (S. 409)

Überall, wo das Wort eine bloße Zeichenfunktion übernimmt, wird der ursprüngliche Zusammenhang von Sprechen und Denken, auf den unser Interesse gerichtet ist, in ein instrumentales Verhältnis umgewandelt<sup>87</sup>. Dieses verwandelte Verhältnis von Wort und Zeichen liegt der Begriffsbildung der Wissenschaft insgesamt zugrunde und ist für uns so selbstverständlich geworden, daß es einer eigenen kunstvollen Erinnerung bedarf, daß neben dem wissenschaftlichen Ideal eindeutiger Bezeichnung das Leben der Sprache selber unverändert weitertreibt. (S. 410)

... Wer etwas zu sagen hat, sucht und findet die Worte, durch die er sich dem anderen verständlich macht. Das heißt nicht, daß er „Aussagen“ macht. Was es heißt, Aussagen zu machen, und wie wenig das ein Sagen dessen ist, was man meint, weiß jeder, der einmal ein Verhör – und sei es auch nur als Zeuge – durchgemacht hat. In der Aussage wird der Sinnhorizont dessen, was eigentlich zu sagen ist, mit methodischer Exaktheit verdeckt. Was übrigbleibt, ist der „reine“ Sinn des Ausgesagten. Er ist das, was zu Protokoll geht. Er ist aber als das so auf das Ausgesagte reduzierter schon immer ein entstellter Sinn. Sagen, was man meint, sich verständigen, hält im Gegenteil das Gesagte mit der Unendlichkeit des Ungesagten in der Einheit des Sinnes zusammen und läßt es so verstanden werden. Wer in dieser Weise spricht, mag nur die gewöhnlichsten und gewohntesten Worte gebrauchen und vermag doch eben dadurch zur Sprache zu bringen, was ungesagt ist und zu sagen ist. Insofern verhält sich, wer spricht, spekulativ, als seine Worte nicht Seiendes abbilden, sondern ein Verhältnis zum Ganzen des Seins aussprechen und zur Sprache kommen lassen. (S. 444–445)

... auch für das auslegende Wort gilt, wie für jedes Wort, in dem sich Denken vollendet, daß es nicht als solches gegenständlich ist. Als Vollzug des Verstehens ist es die Aktualität des wirkungsgeschichtlichen Bewußtseins, und als solche ist es wahrhaft spekulativ: ungreifbar seinem eigenen Sein nach und doch das Bild zurückwerfend, das sich ihm bietet. (S. 449)

Die Idee des Schönen ist wahrhaft anwesend in dem, was schön ist, ungeteilt und ganz. Am Beispiel des Schönen läßt sich daher die Parusie des Eidos, die Plato meint, einleuchtend machen und gegenüber den logischen Schwierigkeiten der Teilhabe des „Werdens“ an „Sein“ die Evidenz der Sache aufbieten. „Anwesenheit“ gehört auf überzeugende Weise zum Sein des Schönen selbst. Schönheit mag noch so sehr wie der Abglanz von etwas Überirdischem erfahren werden – sie ist doch im Sichtbaren da. Da sie dabei wirklich ein Anderes, ein Wesen anderer Ordnung ist, zeigt sich in der Weise ihres Erscheinens. (S. 456)

Das Licht, das alles so hervortreten läßt, daß es in sich selbst einleuchtend und in sich verständlich ist, ist das Licht des Wor-

tes. Auf die Lichtmetaphysik ist also die enge Beziehung begründet, die zwischen dem Vorschein des Schönen und dem Einleuchten des Verständlichen besteht. (S. 448) (Hervorhebung von mir)

Ich habe diese Passagen (u. a.) an anderer Stelle ausführlicher inbezug zur Idiomatik kommentiert<sup>88</sup> und hebe hier nur einige Grundgedanken hervor:

Es geht hier u. a. um folgende Relationen und Gedanken:

Sache → Allgemeinheit des Worts: „Besonderung“;

Übertragung: Besonderung eines Worts durch seinen Bezug auf etwas anderes als das, was es gewöhnlich meint: Ähnlichkeitsbezug ≠ Bezug durch abstrakte Allgemeinheiten;

Bezug eines jeden Wortes in seiner ideellen Bedeutung auf das Ganze (des Seins);

Gewinnung der („definitiven“) Bedeutung eines jeden Wortes (erst) in der Rede (wir würden heute wohl sagen: im Text<sup>89</sup>);

Gewinnung eines jeden nicht-entstellten Sinns durch den Vollzug der Sprache vor dem Unendlichen des Nichtgesagten (vgl. dazu auch das „Schweigen“);

Natürliche Metaphorik der Sprache als immer schon gegebene Verschränkung von Wort und Sache (nimmt man das Gespräch hinzu: und vom Gegenüber des Du);

Evidentes Erscheinen des Einleuchtenden als Verständliches „wie“ das Anwesen des überirdisch Schönen im Sichtbaren;

Vorurteil: das Wissenschaftlich-Logisch-Abstrakte habe Priorität vor der Sprache als Lebensvollzug.

Gadamer unterscheidet nicht (schlüssig) zwischen „Metapher“ (die er im generischen Sinn versteht) und „Bild“. Und die immer schon bestehende Verschränkung zwischen Sache und Wort in der Sprache wird eher statuiert als näher begründet. Hierin ist der in diesen Teil einführende Text zu *stehen* ex-

<sup>86</sup> Die Sphärenbildung setzt bereits eine spezifische sinnliche Ausgangsbasis voraus.

<sup>87</sup> Ursprünglich ist das Wort Symbol. Es wurde dann immer mehr zum Zeichen. – Vgl. unten S. 126ff. v. Weiszäcker zu Goethes Anschauung vom Symbol.

<sup>88</sup> Schemann (2003a), Kap. E, II.

<sup>89</sup> Das setzt allerdings – je nach Definition von „Text“ – u. U. bereits die Schriftlichkeit voraus. – Platon (und nach ihm viele andere) sah in dem schriftlichen Sprachgebrauch ein Abgleiten von der „vollständigen“, „wahren“ Sprache. – Vgl. unten 114ff. in Verbindung zu Proust.

pliziter. Auf der anderen Seite ergänzen sich beide Texte im Hinblick auf unser Thema.

Sucht man Gadamers Ausführungen auf unseren Zusammenhang zu beziehen, ergibt sich: *Jede Wortbedeutung hat als ihren eigentlichen Kern etwas, was mit Begriffen nicht erfaßt werden kann.* Insofern dies bildhaft ist („das Bild, das sich dem Wort bietet und das es im Vollzug des Sprechens zurückwirft“, wie Gadamer sagt), kann es als Nicht-Begriffliches nur „erscheinen“. – Fügt man dem die Grundgedanken hinzu, daß

a) die sphärisch-begrifflich Rundung des Anschaulich-Gegebenen („Anschauung“ hier verstanden in ihrem allgemeinsten Bezug zur „Sinnlichkeit“ des Menschen, nicht restringiert auf das Visuelle) das dem Menschen sinnlich Gegebene zwar in seiner Allgemeinheit „liefert“ und damit für alle begrifflich-logischen Operationen gleichsam verfügbar macht, damit aber gleichzeitig die Anschauungsbasis verläßt, so daß eben das, was davon nicht in der begrifflichen Sphäre aufgeht, gleichsam überschießt, den Begriffsrahmen sprengt und auch rein begrifflich nie erfaßt werden kann;

b) die sphärisch-begriffliche Rundung die umfassende „Auffassung“ der „Sache“ (um die es geht) – eben die im natürlichen Sprechen gleichsam un- oder vorbewußt gegebene „Sache“ – bereits voraussetzt, denn wäre sie nicht in irgendeiner Form umfassender gegeben, könnte sie nicht in Begriffe gefaßt oder „ab-strahiert“ werden (wie die Sprache metaphorisch-plastisch sagt);

c) die Bemühungen um die umfassendere „Auffassung“ der „Sache“ Begriffe wie „Intuition“, „Phantasie“, auch „Geist“, früher auch „Vernunft“ verwenden („Heute ist „Vernunft“ wohl eher die „logisch oder praktisch relevante Vernunft“ – wenn auch keineswegs durchweg),

dann folgt daraus: sucht man sich den (rein) begrifflich nicht erfassbaren „Teil“ der Bedeutung vor den inneren Blick zu rücken, kann das 1) wohl nur mit einem Organ geschehen, das mit einem der unter (c) genannten Termini oder auch anders bezeichnet oder wenigstens angedeutet wird, und müßte es wohl 2) in Analogie zu dem „Erscheinen“ verstanden werden, von dem Gadamer in seiner „Parallelisierung“ zwischen dem „Einleuchten des Verständlichen“ und dem „Anwesen des (überirdisch) Schönen“ spricht. – Und weiterhin folgt daraus, daß dies nur möglich ist, wenn die Wortbedeutung in einem Text – mündlicher oder schriftlicher Art – „vollständig realisiert“ wird, in dem es im nicht-vorgefaßten Sinn um Ideenbildung geht. Denn Sprechen – im strengen Sinn des

Worts, im Gegensatz zum „Reden“ – ist gerade: der immer nur gleichsam vor-schwebenden Idee durch und in der sprachlichen Formung ihre Gestalt zu geben – in scharfem Gegensatz zum instrumental-pragmatischen Sprechen oder Reden, das bereits eine Gestalt voraussetzt und darauf „hinschießend“ formuliert – d. h. eben nicht vor dem Hintergrund des Unendlichen des Nichtgesagten operiert.

Gehe ich nun von einem bereits existierenden Bild und seiner zu ihm gehörenden Bedeutung aus, d. h. a) von einem bildhaften oder b) von einem übertragenen idiomatischen Ausdruck – also einem Bild oder einer Figur (im engeren Sinn) –, ist der Bezug zu einer Sache bereits gegeben: zu der Sache nämlich, auf die das Bild bzw. die Figur, als auf einer zweiten Ebene liegend, als Spiegel hindeutet: zu der sinnlichen Welt, die in der sog. wörtlichen Bedeutung des Bildes bzw. in den wörtlichen Bedeutungen der Konstituenten bereits sprachlich gefaßt wurde. – *Zu einem (im engeren Sinn) bildhaften und zu einem übertragenen idiomatischen Ausdruck gehören daher – aufs engste verschränkt – zugleich der (Hinter-) Grund und die Bedeutung(en) der „wörtlich“ gebrauchten Einheit(en) und die darauf aufbauenden Bild- und Bedeutungsstiftungen mit ihrer Basis.*

Im Fall des Bildes ist, wie wir sahen, der (eine!) Hintergrund und seine Strukturierung im Hinblick auf die Bildstiftung (Präsupposition) die Bedingung der Möglichkeit seiner Konstitution – und gleichzeitig eine Veranschaulichung dessen, was jede Wort-Schöpfung in ihrem Kern ausmacht. Und im Fall der Übertragungsbedeutung erfolgt die Strukturierung des Hintergrunds gleichsam doppelt: ein Mal „direkt“ – bei den wörtlichen Bedeutungen – und ein Mal „indirekt“ –, indem auf die sinnliche Basis – auf die der Ausdruck referiert – im Spiegel der wörtlichen Bedeutung(en) Bezug genommen wird.

*Fasse ich die angedeuteten Gesichtspunkte zusammen, dann kann ich die Bedeutung eines idiomatischen Ausdrucks in dem, worum es geht, also nur der „Intuition“, der „Phantasie“, dem „Geist“... „verständlich machen“, indem ich einen Text bilde, der seine Idee darstellt, welche wiederum sowohl die Ausdrucksintention als auch den ihr gemäßen (Hinter-) Grund voraussetzt – doch von der Perspektive des neu geschaffenen Bildes und seiner Bedeutung bzw. der Übertragungsbedeutung aus.*

Diese „Auffassung“ von der „Bedeutung“ der „bildhaften Ausdrücke“ leitete die ältere Beschäftigung mit der Idiomatik – und zwar sowohl in allgemeine-

rer Form als auch in der Lexikographie. Sie ging also von einer richtigen „Ahnung“, von einem im Ansatz richtigen Vorverständnis aus – doch sie übersah, daß die sog. „Ausgangs-, Grund- oder konkrete Bedeutung“ bzw. die „Umwelt“ als Grundlage dieser Bedeutung bzw. ihrer Bild- oder Übertragungsgrundlage eben durch die Bildstiftung bzw. die Übertragung verwandelt wird – und zwar so verwandelt, daß sie von der Perspektive ihres „Hintergrunds“ und der Ursprungsbedeutungen her nicht mehr adäquat einsehbar ist. Die Perspektive dieser „Ein-sicht“ hat die des Bildes (bzw. seiner Bedeutung) bzw. die Übertragungsbedeutung zu sein. – Gleichzeitig übersah sie damit den spezifischen (Präsuppositions-) Grund.

Die zweite Welle der Idiomatikforschung, ihren Schwerpunkten nach ausgehend von logischen oder logisch-syntaktischen Ansätzen (unter sträflicher Vernachlässigung des nicht-sprachlichen Kontextes) – und damit im Sinne von Gadammers Darlegungen „wissenschaftlich“ –, ging zwar, adäquat, von der Perspektive der Übertragungsbedeutung aus, schüttete das Kind mit jedoch dem Bade aus, indem sie glaubte, auf den Hintergrund als Präsuppositionsbasis des Bildes verzichten zu können. Das ist nun in all den Fällen, in denen die Bildhaftigkeit aufgrund der sog. Lexikalisierung verblaßt ist, zwar immer noch nicht sehr glücklich, denn selbst in der verblaßten „Form“ werden sehr häufig bestimmte Bedeutungselemente oder ein bestimmter Bedeutungshorizont nicht verständlich oder einsichtig, wenn man von der Ausgangsbedeutung nichts weiß, doch semantisch nicht unbedingt „tödlich“: man erfährt die Bedeutung in ihren relevanten Umrissen sehr oft zutreffend. Doch in den Fällen, in denen das Bild noch lebt – stark oder schwach lebt –, habe ich nur noch ein Gerippe in der Hand, das den Ausdruck um das bringt, was ihn in seinem Kern ausmacht. – Zu der bildhaft konstituierten Bedeutung gehören, wie wir sahen, in der Regel auch die Sprechaktriktionen. Auch sie durchschaut man nicht richtig, wenn man den Bildcharakter und damit auch seine Voraussetzungen nicht mit einbezieht. Ja, man setzt Sprechakte an – wenn man sie überhaupt berücksichtigt –, die konstruiert sind und den Ausdruck gar nicht prägen.

Will man die idiomatischen Einheiten in ihrem Kern zutreffend erfassen, ist also die Intuition der älteren Forschung – neben der Beschäftigung mit der Idiomatik durch die sog. „Laien“ – und die begriffliche Präzision der neueren Forschung (bzw. eines Teils derselben) zusammenzunehmen.

Den Kern verständlich machen aber kann nur

ein – geglückter – (Beispiel-) Text oder -kontext<sup>90</sup>, da es ja um die Fassung des phraseologischen Ausdrucks als „Moment“ der Ideenbildung geht, ohne die ja gar keine Ausdrucksintention vorliegt, also die Operation der Bildschöpfung bzw. der Übertragung gar nicht in Gang kommt, das dialektische Wechselspiel von Ursache-Grund und Ausdrucks-Ziel gar nicht gegeben sein kann<sup>91</sup>. Nehmen wir als Beispiel die Einheit *sich (fast) die Lunge (nach jm) aus dem hals/(Leib) schreien* – ein Bild, das die Zusammenhänge illustrieren kann. – Paraphrasiere ich sie lediglich mit „sehr (laut/(kräftig)) schreien“, geben ich den „Aspekt“ des extrem hohen Grades natürlich adäquat an. Eine treffende Paraphrase dieser Bedeutung wäre also „höchst laut/ so laut wie man kann/... schreien“. Und „schreien“ hätte dann dieselbe Bedeutung wie in den gegebenen Paraphrasen. – Nicht aber gebe ich an, wie dieses Schreien nach Auffassung des Sprechers, der diesen Ausdruck geschaffen hat, und nach den Sprechern, die das Bild noch lebendig nachvollziehen, aussieht, wie sie sich den Schreienden also „konkret vorstellen“. Versucht man, den über die paraphrasierte Bedeutung hinausgehenden Bedeutungsgehalt zu fassen, wird man hier zunächst davon auszugehen haben, daß hier ein Anschauungsgehalt bildlich „erscheint“, der in unserer Welt gar nicht möglich ist. Wir haben also den Typ der Hyperbel vor uns, der auf eine Leistung der Phantasie zurückgeht, die „rein fiktive“, d.h. realiter unmögliche „Realitäten“ schafft – fingiert! –, um in dieser und durch diese Fiktion, dieses fiktive Bild, Bedeutung zu stiften. Diesen Akt der Phantasie unterschlagen die sprachlich-begrifflichen Paraphrasen. Die Hyperbel ist also in bedeutungskonstitutiver Perspektive nichts anderes als eine jener „Figuren“ (im Sinne Genettes), die der sprachschöpferische Sinn, geleitet von

<sup>90</sup> Im Grunde gilt das von jedem Wort; die Idiomatik – als Spiegel – veranschaulicht das.

<sup>91</sup> Niemand lernt eine Sprache – sei es seine Muttersprache, sei es eine andere – „richtig“, wenn er nicht an Ideenbildungen teilnimmt, die sich in dieser Sprache „aus-drücken“. – „Wörter“ sind „liegengelassene Worte“. Daher lernt auch niemand eine Sprache „richtig“ durch Bedeutungserläuterungen, begriffliche Analysen, grammatische oder andere Erklärungen o.ä. (Beispiel: „Klassischer“ Fremdsprachenunterricht. Etwa 9 Jahre Latein, an deren Ende der „Schüler“ kein Gespräch von zwei Minuten zustandebrachte, doch zig Regeln „wußte“.) Ideen deuten Wirklichkeit; der „klassische“ Sprachunterricht sah (besonders in seiner Endphase) die Sprache „an und für sich“ – so wie nicht wenige „Idiomatologen“, die „theoretische Phraseographie“ betreiben, (dann) die idiomatischen Einheiten sehen.

der Ausdrucksintention von etwas Neuem, dadurch realisiert, daß er den ihm gegebenen Hintergrund – einen Ausschnitt seiner Um-oder Lebenswelt – spezifisch umstrukturiert (Präsuppositionsbasis des Bildes).<sup>92</sup> – Jedes Kunstwerk, das diesen Namen verdient, zeigt die entsprechende Umstrukturierung, vom Ausdrucksziel des Künstlers geleitet und dem ihm „zur Verfügung stehenden“ „Grund“ ermöglicht, d. h. in einer „Grund“ und „Ziel“ einenden Intention wurzelnd.

Zurück zu unserem als Beispiel gewählten Phrasem. Der eine solche Bedeutung stiftende Akt ist also in seinem Ursprung und seinem Hintergrund alles andere als zufällig: die Ausdrucksintention dessen, der diesen Ausdruck schuf, stiftete ihn durch diese fiktive Umsetzung eines Ausschnitts der von ihm erfahrenen Lebens- oder Umwelt in eine neue Bedeutung, und die Hörer oder Leser, die diese Umwelt teilen bzw. sich in sie hineinzusetzen in der Lage sind, verstehen die neue Bedeutung in ihrem vollen Gehalt mühelos. – Im Beispielkontext dieses Wörterbuchs habe ich sie folgendermaßen zu veranschaulichen oder suggerieren versucht:

*Wir haben uns die Lunge aus dem Hals geschrien, um die Männer in dem Fischerboot auf uns aufmerksam zu machen – vergeblich.*

Es dürfte keinen Wörterbuchbenutzer geben, der – ohne jede weitere begriffliche, paraphrasierende oder quasisynonym verahnde Angabe – sofort versteht, was gemeint ist.

Versuchen wir nun, uns dieses Bildhaft-Gemeinte und dem „intuitiven Verständnis“ sogleich Verständliche so weit wie möglich doch begrifflich klarzumachen, d. h. die Intuition in Begriffe umzu gießen. – Viele Anthropologen unterscheiden zwischen dem „Schrei“ und dem „Ruf“. Der Schrei in diesem Sinn ist typisch für die Tiere: ein an ihren – mehr oder weniger starren – Instinkt gebundenes Kontakt-, Hinweis-, Alarm- oder Warn-Zeichen, das

alle Artgenossen – und viele anderen Lebewesen, u. a. auch (wenigstens zum Teil) der Mensch (als biologisches Wesen) – spontan „verstehen“; ein, wie ich das nenne, gerichtetes Zeichen. – Der Ruf ist typisch für den Menschen. Er ist ein intentionales Kontakt-, Appell-, in bestimmten Situationen auch Hinweis- oder Warnzeichen.<sup>93</sup> – Geht eine Gefahr über ein bestimmtes Maß hinaus, schreit auch der Mensch: die „Angst der Kreatur“ drängt sich vor die „Intentionalität des Geistes“. – In unserem Ausdruck ist aber – nach dem Kontext – gar keine Angst gegeben. Hier drängt sich also die biologische Natur aus „nicht naturgegebenem“ Grund oder Anlaß vor die Intentionalität. Genau deswegen ja das fiktive „Als-Ob“ des Bildes: das „Herauswürgen“ der Kehle aus dem Hals. Das Bild und sein Bedeutungsgehalt drücken also aus: der Mensch verhält sich hier – beim Schreien – wie ein Tier; schlimmer: er usurpiert die „tierische Haltung“ ohne Not. Man mag sich an Schillers Glocke erinnern: ... *Gefährlich ist's, den Leu zu wecken, / verderblich ist des Tigers Zahn; / Jedoch der schrecklichste der Schrecken, / Das ist der Mensch in seinem Wahn*. Der Mensch schreit hier (wenn wir Schillers Hinweis folgen) „wie ein Wahnsinniger“ – in dem Wahn, die „Angeschrienen“ müßten ihn einfach hören. Der so Schreiende akzeptiert also die realiter vorliegenden Bedingungen – im Beispiel: die gegebene Entfernung der Fischer, das Rauschen des Meeres u. a. m. – nicht. Wie ein Tier geht er gleichsam in seinem Schreien auf. – Dieses Verständnis von dem Geschehen, dem hier ausgestoßenen Schreien, fungiert als Präsupposition des Bildes, das darauf – „symmetrisch“ – mit der Fiktion der Hyperbel antwortet.

Im Ausdruck ist die Bedeutung der Teil-Konstituente *schreien* – hat man keinen weiteren Kontext – nur vor dem Hintergrund des phraseologischen Ausdrucks als ganzen zu verstehen, und zwar aufgrund der präsuppositionalen Umstrukturierung „die Kehle aus dem Hals“.

Schaut man sich nun die Syntax des Ausdrucks genauer an, wird rasch klar: *schreien* wird hier „irregulär“ gebraucht. Man „kann“ nicht etwas irgendworaus, irgendwohin schreien – und schon gar nicht „festsitzende Körperteile“. – Mehr: man könnte hier ohne jede Modifizierung des Bedeutungsgehalts auch brüllen einsetzen<sup>94</sup> – und wenn nicht auch noch andere Verben, dann lediglich deswegen, weil im deutschen Wortschatz – der sog. *copia verborum* – keine anderen, die auf der Ebene der Norm „tierisch-laut rufen“ ausdrücken, zur Verfügung stehen. – *Schreien* hat hier also eine Ergänzung (im Akkusativ), die ich oben – anhand von Beispielen mit präpositionalem

<sup>92</sup> Jedes biologisch-dynamische Verständnis des Gedächtnisses bestätigt im übrigen, daß es uns das, was es „gespeichert“ hat (eine Metapher!), je nach unserem Ausdrucksbedürfnis („vital“) und unserer Ausdrucksintention („geistig“) „zur Verfügung stellt“ – und zwar auf die von diesem Bedürfnis bzw. dieser Intention zugeschnittene Situation strukturiert.

<sup>93</sup> Zu Gerichtetheit, Intentionalität und Bild vgl. den phänomenologischen Begründungsversuch in meinem Kontextbuch.

<sup>94</sup> *Schreien* ist lediglich aufgrund der Norm – der Lexikalisierung – einzusetzen.

Objekt – als „Dynamisierung“ bezeichnete<sup>95</sup>. Wir hatten da sogar das analoge Phänomen: eine Transposition des Menschlichen ins Tierische. Das Phänomen gehört zu den Standardprozeduren in der Idiomatik (und bekanntlich nicht nur hier). Und nur eine rein mechanisch verfahrenende Linguistik übersieht hier über die innersprachliche Klassenverschiebung (|hum| → |leb./tierisch|) die dazu parallele Verschiebung des Bedeutungsgehalts, d. h. übersieht über die klassematische Verschiebung des sprachlichen Kontextes die daran gekoppelte Verschiebung des nichtsprachlichen Kontexts, der hier „erscheint“<sup>96</sup>

Und schaut man sich dann die Semantik näher an, dann stellt man fest: man sagt nicht: *\*er hatte schreckliche/unausstehliche/... Schmerzen und schrie sich die Kehle aus dem Hals*. Warum nicht? Wer unausstehliche Schmerzen hat, hat einen biologisch sehr wohl „gerechtfertigten“ Grund zu schreien. – Braucht ein Sprecher diesen Ausdruck in diesem Zusammenhang doch, indem er einen aus unausstehlichen Schmerzen Schreienden mit dem Satz „klassifiziert“: *Der schrie/brüllte da herum wie ein Wahnsinniger*, dann tilgt er den „gerechtfertigten Grund“ und zeigt damit, daß er in dem entsetzlich – „extrem“ – Schreienden den Menschen nicht wahrnimmt, der vor Schmerzen seine „Geistigkeit“ zwar nicht mehr zu aktualisieren in der Lage ist, sie damit aber nicht „als solche“ „verloren“ hat. D. h. er „versteht“ in einem tieferen, humanen Sinn den Gehalt der Situation nicht.

Ganz anders dagegen, wenn jemand „grund-los“ da „hysterisch herumschreit“, „herumbrüllt“, „wie ein Wahnsinniger schreit“ oder „brüllt“ oder sich meinetwegen auch wie wahnsinnig „die Kehle aus dem Hals schreit“ oder vielleicht auch „brüllt“.

Natürlich mögen Sprecher des Deutschen diese hier skizzierten Zusammenhänge nicht beachten und mag der Google Kontexte geben, die ihnen widersprechen. Das kann dann indessen prinzipiell nur zwei Gründe haben: entweder gebrauchen diese Sprecher das Phrasem aus Unkenntnis oder Mangel an Nuancierung so, oder aber der Ausdruck hat für sie seine Bildkraft eingebüßt.<sup>97</sup>

Einem Autor, dem es um einen gelungenen Text geht, wird man – solange der Ausdruck seine Bildkraft im Sprachbewußtsein derer, die ihre Sprache lieben, pflegen und kultivieren, nicht verloren hat – das herangezogene Idiom in den Kontexten, in denen jemand aus entsetzlichen Schmerzen entsetzlich schreit, sicherlich nicht empfehlen. So weit dürfte „le bon usage“ als Leitgedanke auch noch heute sinnvoll sein.

*Ein idiomatischer Ausdruck im vollen Sinn des Wortes – d. h. der idiomatisch eben aufgrund seiner Bildkraft ist – drückt also etwas „Besonderes“ aus. Wie jedes Kunstwerk. Und er m a c h t damit sichtbar – veranschaulicht –, was jedes sprachliche Zeichen für jeden, der „der wissenschaftlichen Voreingenommenheit“ im Sinne Gadamers nicht verfällt, ausdrückt: eine unhintergehbare Verschränkung von Allgemeinem und Besonderem.*

*Idiomatik, so läßt sich damit resumieren, ist auf der Ebene der sprachlichen Zeichen die Veranschaulichung des vollen, nie in Begriffen aufgehenden Bedeutungsgehalts eines jeden Sprachzeichens. Oder, kürzer: Idiomatik ist Veranschaulichung von Bedeutungsgehalt – darin liegt der Sinn ihrer Bildhaftigkeit. Sie ist dies so lange, wie der Bedeutungsgehalt und die ihn „darstellende“ Bildlichkeit von den Sprechern der Sprachgemeinschaft, die ein „Organ“ für solche Dinge haben, „empfunden“ wird.*

*Wenn die Sprache als Sprache Umwelt in Welt verwandelt, zeigt uns die Idiomatik das anhand der sprachlichen Einheiten, deren Bilder von der Sprachgemeinschaft als usuelles Zeichen „akzeptiert“ wurden.*

Ein Wort in diesem Zusammenhang noch zur Inferenz. – Die Bedeutung einer Konstituente eines

<sup>95</sup> Vgl. S. 27f.

<sup>96</sup> Die Bedeutung von *schreien* ist also nicht dieselbe wie in anderen Kontexten. – Sei dem, wie ihm wolle: in keinem Fall ist das Idiom ein Teil-Idiom, denn die *Bildbasis* ist der Ausdruck als ganzer.

<sup>97</sup> Wie stellt man nun fest, ob ein Ausdruck für die Sprachgemeinschaft als ganze oder doch für einen signifikativen Teil die Bildkraft verloren hat? Doch kaum durch 10 oder 20 oder sogar 100 Belege – wie die herrschenden Usancen nahelegen. Denn was sind 10 oder 20 oder 100 Belege gegenüber 120/130 Millionen Sprechern des Deutschen? Jede Wahlvorhersage geht von 6,7,8% Befragungen aus. Würde jemand eine Wahlprognose aufgrund der Relation 10/20/100 zu 120/130 Millionen mit dem Anspruch auf Aussagekraft von sich geben, würde alle Welt lachen; er könnte sein „Institut“ – idiomatisch: „den Laden“ – „dichtmachen“. – Die Wirtschaft investiert zig Millionen, um zu aussagekräftigen Prognosen für die Lancierung ihrer Produkte zu kommen, Prognosen, die natürlich ebenso einen signifikanten Prozentsatz von Befragungen verlangen, und Väterchen Staat honoriert das in der Form, daß die Leute das von den Steuern als „notwendige Unkosten“ absetzen „dürfen“. Nur „computerüberfromme“, korpuslinguistisch „überorientierte“ Forscher scheinen anzunehmen, man könne aufgrund eines insignifikanten Prozentsatzes an Belegstellen Aussagen machen, die mehr sind als reine Konjekturen. – Das spricht selbstverständlich nicht gegen die Korpuslinguistik, sondern gegen manche Folgerungen und Anwendungen.

(bildhaften) idiomatischen Ausdrucks ist, wie wir sahen, nur vor dem Hintergrund seines internen Kontextes, d. h. vom mehrgliedrigen Ausdruck als ganzen her zu verstehen. Diese idiomatisch-spezifische Konstituentenbedeutung ist durch den Akt der Inferenz zu erschließen. – Die Gesamtbedeutung eines idiomatischen Ausdrucks realisiert seine Bedeutung in dem weiteren Kontext des Textes, der aus einem oder mehreren Sätzen besteht. Der Text, als ideelle Einheit, schmiedet die Worte (nicht: Wörter) um zu den „Momenten“, die, indem sie den Text konstituieren, die Idee bilden. Von dieser ideellen Einheit des weiteren – externen – (Kon-) Textes aus wird dann die zweite Ebene sichtbar, die konstitutiv für jede Figur (im weiteren Sinn, dem von Genette) und insbesondere für das Bild ist. Deshalb merkt man ja auch erst in diesem Kontext, daß der Ausdruck nicht wörtlich gemeint ist. – Seine Bedeutung in diesem Text in Relation zu der „wörtlich“ genannten Bedeutung in anderen Kontexten auszumachen ist wiederum ein Akt der Inferenz. – Weitere Akte der Inferenz machen die Relationen aus zwischen den Phrasemen, die dasselbe Stich- oder Leitwort haben – einmal der Ausdrücke als ganzen, zum andern der Bedeutung des Leitworts von Phrasem zu Phrasem (etwa „Spiel“, „Haus“ usw., deren nur bildhaft zu umreißen „Gesamtbedeutung“ unsere „Wesensbilder“ leiten.)

Wenn wir sagen, Idiomatik veranschaulicht, dann veranschaulicht sie also auch alle Formen der in der Sprache vorliegenden, „lexikalisierten“ Inferenzen: d. h. alle Schritte von der isoliert angenommenen Bedeutung der „Wörter“ zu den „Worten“ als Momenten der Ideenbildung, d. h. alle Schritte von allen isoliert angenommenen Einheiten – ganz gleich, ob sie aus einem Glied (Wörter) oder mehreren („Ausdrücke“) bestehen – zu ihnen als Momenten oder Trägern einer Idee. Die sog. rhetorischen Figuren sind also, systematisch gesehen, nichts anderes als ein klassifikatorischer Versuch, die vielfachen Inferenzen auf Begriffe zu bringen (und diesen Begriffen dann zur leichteren Orientierung Namen zu geben). Daß diese Klassifikationen nicht ausrei-

chend sind, haben wir mehrfach beobachtet. Dies zeigt von einer anderen Seite, daß unsere Analysewerkzeuge – die Begriffe – nicht fein genug sind, um die tausendfältigen Übergänge von den Wörtern zu den Worten zu erfassen.<sup>98</sup> – Die Figuren sind also Grenzwerte: die Formen der Übergänge, die man begrifflich fassen kann. – Ebenso ist die andere oder zweite Ebene ein Grenzbegriff: der Übergang, der durch einen Sprecher wie Hörer fühlbaren absichtlichen „Verstoß“ gegen die Normen der Sprache konstituiert wird.

Norden – der den idiomatischen Inferenzen eingehend nachgegangen ist – unterscheidet folgende Formen: kausale, finale, konditionale, temporale, komparative.<sup>99</sup> Man sieht leicht, daß es sich hier um grundlegende Formen der Metonymie und um eine Form der Synekdoche („Beispiel“) handelt. Die Metapher erscheint in diesem Zusammenhang nicht. Vor allem aber erscheint das Bild nicht – aus einem guten Grund: es überträgt nicht; es ist also keine logisch adäquat zu beschreibende Inferenz. – Wenn man diesen Zusammenhang nicht von jeher beachtet, dann wohl deswegen, weil die Figuren, wie Gadamer (mit besonderem Bezug zur Metapher, die er allerdings weitgehend generisch versteht) zu Recht kritisiert, durchweg als „Schmuck“ aufgefaßt wurden.

Beide Formen der Veranschaulichung: die „Verwandlung“ durch das Bild und seine Ambivalenz durch seine Situierung auf zwei – oder sogar mehreren („mehrfache Spiegelung“) – Ebenen einerseits und die „Veränderung“ durch die (begrifflich eindeutig oder auch nicht eindeutig zu fassenden) Figuren andererseits dokumentiert jeder anspruchsvolle literarische oder philosophische Text: es durchzieht ihn ein Gefüge von Grundbildern, Einzelbildern, Figuren und ihnen korrespondierenden referentiellen Bezügen, in das wir nicht selten Mühe haben „einzusteigen“, das sich aber, sind wir einmal „drin“, als ein kohärentes Verweissystem erweist, welches gleichsam von einem inneren Strahlzentrum her seine einheitliche ideelle Aussagekraft erhält. So wie wir den Gehalt eines Bildes adäquat in einer geistigen Intuition erfassen, so den Gehalt eines künstlerischen oder philosophischen Werks, indem unser Geist das Strahlenspektrum wie in einem Hohlspiegel konzentriert erfaßt, so daß er dann schließlich auch – das Strahlen**bü**ndel gleichsam sachte von sich abrückend – die einzelnen Strahlen in ihrem jeweiligen Bezug erkennt; als oder im Vollzug; – nicht vergegenständlichend.

<sup>98</sup> Ein sehr instruktives Beispiel dafür sind die Modalpartikel, deren vielfache „Schattierungen“ keine begriffliche Analyse erfaßt. – Vgl. in diesem Zusammenhang Pascals geniale Unterscheidung zwischen dem „esprit de finesse“ und dem „esprit géométrique“ – wohl die erste historisch wirksame Unterscheidung zwischen dem natürlichen und dem wissenschaftlichen Denken.

<sup>99</sup> Zusammenfassung nach Larreta (2009)

## 2. Die linguistisch-anthropologisch-ideelle Ebene des Bildschemas (am Beispiel von | gehen |) und die Somatismen mit *Bein* und *Fuß* (als den Organen des Gehens oder Laufens)

Die Fundierung des Begriffs im Bild belegt auch die Entwicklung des Einzelnen. Zuerst operiert der Mensch – als Kind – mit seiner Phantasie; das sog. logisch-diskursive Denken arbeitet sich gleichsam Schritt für Schritt aus den Bildern der Imagination heraus<sup>100</sup>.

Jede tiefergehende Betrachtung des erwachsenen Menschen und der Gesellschaften macht immer wieder die überraschende, im Doppelsinn des Wortes „faszinierende“ Erfahrung: selbst Menschen, deren abstrakte Denkfähigkeit äußerst weit entwickelt ist, und selbst Gesellschaften, die sich für „völlig aufgeklärt“ halten, bewegen sich in den Grundlagen ihres Denkens weitgehend im Banne ihrer Einbildungskraft – und zwar um so mehr, als sie sich dessen nicht bewußt werden oder glauben, sie seien frei von den früh gewonnenen Vorstellungen und Bildern. Die Ideologieforschung ist diesem Selbsttrug häufig nachgegangen.<sup>101</sup>

Inwieweit es dem Menschen gegeben ist, sich prinzipiell von diesem Bann zu befreien, sei hier dahingestellt. Die Tatsache, daß wir in der Lage sind, die einzelnen „Bilder“ miteinander zu konfrontieren, sie auf ihren Gegenseitigkeitsbezug und auf ihre jeweiligen Schwerpunkte und Begrenzungen hin zu analysieren – d. h. die Tatsache, daß es im Menschen wohl unbestreitbar eine „formale Fähigkeit“ gibt, die die Bildgebundenheit transzendiert, bedeutet noch nicht, daß die Lösung von den Bildern auch inhaltlich gelingt.

Das vielleicht komplexeste Kernglied der idiomatischen Ausdrücke, für das, soweit ich sehe, bisher noch keine adäquate Analyse vorliegt, *Auge*, spiegelt diese Zusammenhänge. Das Auge erscheint in den Phrasemen als Spiegel der Seele und des physischen Befindens, als Organ zum (konkreten) Sehen und als „Instrument“ zum geistigen Sehen und Verstehen. In diesem letzten Bereich geht es

### 1. um den Modus der Vernunft, „klar zu sehen“

- aktuell: – *jm wird klar*  
 – *jm etw klarmachen*  
 – *sich etw klarmachen*  
 generell: – machen, daß j. (die Dinge) *klar sieht*  
 – (selbst) *klarsehen*

- *nicht klarsehen wollen*  
 – (doch) *klarsehen wollen* – insbesondere Gefahren gegenüber  
 – Gefahren/... *klar sehen* – und trotzdem *ins Unglück rennen*

### 2. um das „innere Bild“

- das dem Menschen vor dem inneren Sinn steht – in einzelnen Augenblicken, immer, kontinuierlich, undeutlich  
 – das wir uns *vor den inneren Sinn* (zu) *rücken* (suchen)

### 3. um Meinungen, Auffassungen:

4. um eine „Auswahl“ aus der geistig gesehenen Welt, d. h. um das, was wir die Bereiche der „Welt“ genannt haben (sehen → erkennen → Intuition → Vision).

Prinzipiell gibt es bei der vom geistigen oder inneren Auge oder Blick – diesen Blick nennt man bekanntlich im ursprünglichen Sinn die Intuition („das ‚Hereinblicken‘ in die Dinge und ihren Zusammenhang“) – gesehenen „Welt“ keine Beschränkungen, d. h. richtet sich dieses Blick oder diese Intuition auf die Welt als ganze und all ihre Bereiche. Gelänge es dem „Auge“, die jeweilige Begrenzung des Gesehenen und Verstandenen zu überwinden, d. h. die Welt als ganze mit einem Blick „klar und deutlich“<sup>102</sup> zu erfassen, würde der Mensch die Welt mit „göttlichen Augen“ erkennen. Solche Überlegungen haben Schelling zu seiner Konzeption von der intellektuellen oder intellektualen Anschauung geführt – von Kant gleichsam vorweg verworfen und bis heute ein Stein des Anstoßes für zahllose Philosophen.

<sup>100</sup> Vgl. dazu Piaget (1983). – Inbezug zur Idiomatik Schemmann (2007), ein Artikel, auf den die folgenden Ausführungen zum Teil zurückkommen.

<sup>101</sup> Hier liegt im übrigen ein fruchtbares methodologisches Prinzip zahlreicher Strömungen der kognitiven Linguistik: die Analyse der Sicht bestimmter (sozialer) Bereiche im Spiegel anderer „Metaphern“. – Was diese Strömungen in diesen Analysen „Metapher“ nennen, nannte man in Deutschland lange Zeit „Anschauung“, in der Ideologiekritik „Vorstellungen“, „Klischees“, „Klischeevorstellungen“ u. a.

<sup>102</sup> Dies Begriffspaar ist seit Descartes' *Discours de la méthode* zu einem Leitbegriff der europäischen Geistesgeschichte geworden. Dazu konzis und noch heute lesenswert Friedrich, H. (1937).

Schellings Entwurf vom intellectus archetypus – der Erfassung des Kosmos ohne diskursive Zerteilung – liegt gleichsam hinter Goethes Versuch, in der Mannigfaltigkeit der einzelnen, in Raum und Zeit jeweils unterschiedlich realisierten Formen die einheitliche Idee zu er-schauen, die ihre Vielfalt leitet und zusammenhält; seine Darstellung der *Metamorphose der Pflanzen* ist das eindrucksvollste Zeugnis dafür.

All diese und all die vielen anderen Konzeptionen zur „allumfassenden nicht-diskursiven Intuition“ – so zeit- und personbezogen sie sind – zeigen ebenfalls, wie sehr die menschliche Erkenntnis bildgeleitet ist und wie sehr unsere Ideen so etwas wie vergeistigte Bilder zu sein scheinen.

Heidegger sieht den Sündenfall der gesamten europäischen Philosophie darin, nicht nur die Intuition, die „Vernunft“ und den „Verstand“ voneinander gesondert, sondern zudem die Lehre von der Erkenntnis des Physischen, (in diesem Sinn) die Physik, und die Metaphysik auseinandergerissen, d.h. auf der einen Seite die Naturerkenntnis, auf der anderen die Erkenntnis von Phänomenen, die jenseits aller Natur liegen, favorisiert zu haben. Das ist nach seiner Auffassung im Kern ein falsches Verständnis von der Metapher.<sup>103</sup> Dem entspricht im Prinzip der von Gadamer verfochtene Ansatz, der von einer nicht hintergehbaren Verschränkung von Allgemeinem und Besonderem im Wort ausgeht, und der Ansatz der Auffassung vom idiomatischen (Wesens) Bild, der dem hier skizzierten Verständnis von der Idiomatik letztlich zugrunde liegt. Allgemeines und Besonderes erscheinen der Intuition, im Bild angedeutet oder suggeriert, als eine zugleich sinnlich und begrifflich bestimmte „Idee“.

Geht man von dem Bild der Phantasie aus, wie es die Kinder leitet, erscheint das Bild weniger als das, was gleichsam durch alles Begriffliche hindurchscheint, denn als die (Bild-) Welt, in der der Mensch lebt, bevor der „Verstand“ oder „Begriff“ sein Leben entscheidend mitgestaltet. Die Kinder leben „in“ ihrer Phantasiewelt; die Umwelt „sagen“ und „lügen“ scheinen noch ungetrennt beieinander zu liegen – so, wie sie später, in der „Täuschung“, wieder zusam-

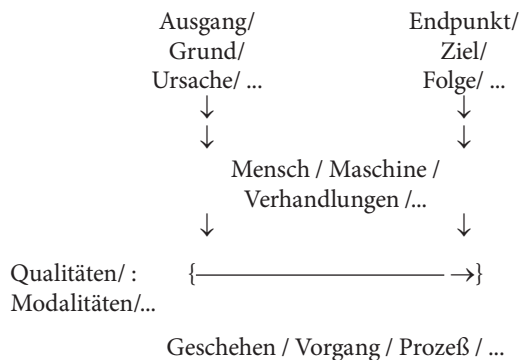
menfinden, doch jetzt stellt, da der „Verstand“ sich gleichsam vorgedrängt hat, die „Naivität“ verloren ist<sup>104</sup>.

Ja, schon die Tiere müssen wohl Bilder von der Welt haben – und zwar äußerst nuancierte Bilder –, sonst könnten sie nicht so zielgenau jagen, springen, fliegen, „steuern“, sich nicht so genau erinnern, das eine vom andern nicht so genau trennen.

Ja manchmal scheint das genuin Menschliche – das nicht zivilisatorisch Verformte – auf einer „reinen“ Spiegelung der Welt des Tieres aufzubauen. Kulturkritische Gedanken gingen immer wieder in diese Richtung.<sup>105</sup>

In dieser Perspektive des „vor“ oder „hinter“ – alles Metaphern – allem Verstandesmäßigen Liegenden läßt sich das Bild in seiner sprachlichen Funktion u. a. sehr gut an den grundlegenden Bewegungsverbren und ihren Verknüpfungen zeigen. Wir wählen hier *gehen* und *Kopf*.

In sehr vielen der von uns diskutierten Einheiten hat *gehen* eine identische Bedeutungsgrundlage, die man umschreiben kann mit: „eine ‚Bewegung‘ von einem ‚Ort‘ (A) zu einem ‚Ort‘ (B) ‚durchführen‘“. D.h. es handelt sich um den vieldiskutierten „Pfad“ („path“). – Sieht man von allen spezifischen Trägern der Bewegung, von allen spezifischen Ausgangs- und Zielorten, -punkten, -bereichen u. ä., von allen Bewegungsformen und schließlich auch von all ihren Modalitäten ab, hält aber den Gedanken von einer „Durchmessung“ einer „Strecke“ von (A) zu (B) aufrecht, kommt man zu dem, was man ein reines Anschauungsbild (von der Bewegung) nennen kann. Dieses Anschauungsbild „stellt“ hier das Lexem *gehen* „dar“. Es läßt sich folgendermaßen symbolisieren:



Alle (sog.) Bedeutungen von *gehen* mit dem Pfad als Basis und erst recht alle einzelnen Verwendungen von *gehen* mit diesen Bedeutungen sind Einschrän-

<sup>103</sup> Heidegger (1957), S. 86–89; vgl. unten S. 128ff

<sup>104</sup> Auch hierin wird im übrigen sehr deutlich, daß man das Bild nicht auf Visuelles einschränken darf, wenn man seinen „Sinn“ nicht verfehlen will; es ist – potentiell, als Grenzwert – das „ganze sinnlich-natürliche“ Leben – *als Leben und im Spiegel in einem...*

<sup>105</sup> Vgl. Rousseaus Anschauungen vom sog. „Wilden“ und seine Nachwirkungen. Vgl. hierzu auch Gisi, L. M. (2007).



kungen, Spezifizierungen der durch das Anschauungs-Bild angedeuteten oder suggerierten Idee – bezogen auf den von uns hier gewählten Bereich: (auch) Gedanken „bewegen sich“, „operieren“, „zirkulieren“ ... – wobei diese wie alle anderen einzusetzenden Lexeme, nicht anders als *gehen*, Spezifizierungen, Umschreibungen oder Andeutungen sind, die auf diese Idee verweisen; ebenso wie die Lexeme *durchmessen*, *Strecke*, *Pfad*, *Ausgangs-* und *Zielort* usw.

Wir können von Ideen gar nicht anders sprechen als im An- oder Hindeuten, Verweisen, Suggestieren. Das spiegelt das „Wesen“ dessen wider, was man eine „Idee“ nennt. Man spricht „durch das Physische hindurch“, wie man – im Sinne Heideggers – durch das Physische hindurch sieht oder hört („vernimmt“). – Die konkrete psychophysisch realisierte „Manifestation“ oder „Erscheinung“ der „(Bewegung“ von) Gedanken mag Gegenstand aller möglichen Naturwissenschaften sein – etwa der Gehirnforschung; ihre „eigentliche Natur“ wird uns wohl für immer verschlossen bleiben, denn *um sie zu erforschen, müssen wir schon besondere Bedingungen ansetzen – während es doch gerade um das auch diese Bedingungen noch (mit-) konstituierende „Allgemeinste“, „der Idee geht*.<sup>106</sup> Der heißt zugleich: um überhaupt sinnvolle Fragen nach ihrer eigentlichen Natur stellen zu können, müssen wir die Idee – hier: von der Bewegung – schon haben. In diesem Sinn ist die ideelle Basis einer jeden Bedeutung apriorisch.<sup>107</sup> – Ideen erweisen sich also nicht zuletzt dadurch als Ideen, daß wir, in dem Versuch sie zu definieren, in einen Zirkel geraten: man muß voraussetzen, was es zu beweisen gilt<sup>108</sup>.

Genau das ist mitgemeint, wenn man sagt: man erkennt eine Idee zwar an oder durch raumzeitlich gebundene „Erscheinungen“, *doch* „als solche“ – in ihrem „Wesen“ – ist sie über- oder außerräumlich, über- oder außerzeitlich, also raumzeitlich entbunden, geistig.

Das hier ausgehend von *gehen* im einzelnen dargestellte Wesensbild führt zu zwei weiteren grundsätzlichen Zusammenhängen.

Einmal wird erst hier ganz deutlich, was unsere Ausführungen zur sphärisch-begrifflichen Rundung der „ursprünglich“ an eine konkrete Bewegung, an einen Prozeß, an eine konkrete Entwicklung gebundenen Lexeme „eigentlich“ bedeutet: nicht nur Bewegung, Prozeß, Entgwicklung usw. werden von ihrer raumzeitlichen Bindung frei, bewahren aber die Idee der Bewegung, des Prozesses, der Entwicklung, sondern die Perspektive, in der die konkrete Bewegung, der konkrete Prozeß, die konkrete Entwick-

lung gefaßt wird, wird auf der ideellen Basis ebenfalls erhalten. Das macht ja gerade den Kern der Differenz von (entkonkretisiert) *kommen* und *gehen* sowie anderer solcher Oppositionen aus, und hierin liegt auch die eigentliche Begründung dafür, den Begriff der Deixis nicht auf den Ausgangspunkt vom konkreten Ich-Hier-Jetzt zu beschränken: die zweite Ebene behält – wie schon Leibniz mit seiner Lehre vom „Gesichtspunkt der Monaden“ zeigte – die Perspektivik bei. Auch hier gilt: die „Welt“ löst sich nicht von der Um- oder Lebenswelt – um in einen Eigenbereich zu „transzendieren“ –, sondern sie hebt die Umwelt gleichsam auf eine neue Ebene, auf der sie in einen „Austausch“ mit anderen (verwandelten) Um- oder Lebenswelten tritt.

Zum anderen fällt von hier aus auch neues Licht

<sup>106</sup> Der Begriff des Allgemeinen ist hier vielleicht unangemessen, da für die „naive, reine Intuition der Idee“ „allgemein“ und „besonders“ (noch) nicht getrennt sind.

<sup>107</sup> Die Methode aber, echte Wesenheiten und Wesenszusammenhänge zur Erschauung zu bringen, ist hierbei die folgende: Ist die Frage, ob ein Vorgegebenes eine *echte Wesenheit* ist, so ist evident, daß, wenn es eine solche ist, jeder Versuch, das Vorgegebene zu „beobachten“, darum unmöglich ist, da – um der Beobachtung die Richtung auf das Objekt und seinen Sachverhalt zu erteilen – die exemplifizierende Schauung des Vorgegebenen an einem Objekt schon *vorausgesetzt* ist. „Daß etwas Farbe ist“, „daß etwas räumlich ist“, „daß etwas lebendig ist“ – kann nicht beobachtet werden; wohl aber, daß *diese* farbige Oberfläche dreieckig ist, daß dieser Körper eiförmig ist, daß dieser lebendige Organismus vier Beine hat. Versuche ich das Erstgenannte zu beobachten, so finde ich, daß ich, um einen Kreis möglicher Objekte der Beobachtung zu umgrenzen, diesen Kreis nur so umgrenzen kann, daß ich hinsehe auf all das dieses *Wesens*, das dabei bereits erschaut ist. Handelt es sich andererseits um die Abgrenzung von Wesenheiten gegen bloße „Begriffe“, so ist Wesen alles, was im Versuche einer Definition unweigerlich und aus der Sache selbst heraus in eine *Zirkeldefinition* verstricken würde. *Eine Wesenheit als solche*, als pure Washeit, ist hierbei an sich *weder allgemein noch individuell* – Begriffe, die beide erst Sinn gewinnen für ihre Beziehung zu Gegenständen, ob die Wesenheit nämlich zu einer Mehrheit von Gegenständen oder nur an einem in die Erfahrung tritt. Es gibt in diesem Sinne also auch Wesen von Individuen. Ein *Wesenszusammenhang* erweist sich dadurch als verschieden von jeder bloßen faktischen Verbindung, daß im Versuche, die faktische Relation festzustellen, ich mich der Erschauung des vorgegebenen Zusammenhangs bereits bedienen muß; als verschieden von einem erschließbaren Zusammenhang dadurch, daß jeder Beweisversuch unweigerlich das Vorgegebene als Gesetz, „wonach“ bewiesen wird, *voraussetzt*, bzw. in einen *Zirkelbeweis* gerät, bei vorgebliehen Kausalzusammenhängen in eine Zirkelerklärung. (Max Scheler, (1957a) *Phänomenologie und Erkenntnistheorie*, Bd. 1, S. 295f.) – Von hier aus ist dann der so viel diskutierte „hermeneuti-

auf den Zusammenhang zwischen Lexemen wie *gehen*, *kommen* und anderen Bewegungsverben und den diskutierten Ausdrücken mit den Organen des Gehens und Stehens – mit *Bein* und *Fuß* (oder auch anderen, falls vorhanden, mit *Knie*, *Oberschenkel* usw.)

In den idiomatischen Ausdrücken mit diesen Kerngliedern werden „gehen/laufen“ und „stehen“ aufeinander bezogen, im Grenzfall sogar in eins gesehen.

Dieses „gehen/laufen“ – „stehen“ (der Ausdrücke) beruht, wie wir sahen, auf einem „Grund“; dieser „Grund“ gehört mit zum Bild – während man ihn bei der Wesensidee „gehen“ gleichsam aus dem Vorwissen – der Präsuppositionsbasis – heraus „hinzu-zufügen“ hat („implizit“ – „explizit“).

sche Zirkel“ entwickelt worden. Federführend war da u. a. Heidegger (der Scheler wohl viel mehr verdankt, als die Forschung bisher annimmt). – *Für das Was, die Idee des Wortes gilt dasselbe: auch sie muß vorausgesetzt werden, wenn man Bedeutungsanalysen macht, und ist selbst nicht zu analysieren, sondern nur zu explizieren.*

<sup>108</sup> Unser Verständnis von „der Bewegung“ läßt sich im übrigen nicht immer durch ein Raum und Zeit veranschaulichendes Bild fördern. Für das deutsche Verb *gehen* haben die südromanischen Sprachen zwei Verben: *ir* und *andar*. Sage ich (port.) *A máquina anda* – dt. „Die Maschine geht“, in der Bedeutung von: „Die Maschine funktioniert“, steckt in diesem „Begriff“ nichts von einem Pfad oder einer Strecke, ja nicht einmal etwas von einer „Ausgangs- oder Zielrichtung bzw. -gerichtetheit“ – ebenso wenig übrigens wie von Kontinuität oder Diskontinuität und anderen grundlegenden Faktoren der Bewegung. Die „Bedeutung“ oder der „Begriff“ „funktionieren“ läßt sich nur schwer – wenn überhaupt – anschaulich darstellen. – Die Frage nach den Voraussetzungen und Grenzen der anschaulichen Symbolisierung und, genereller, der Modellbildung von Ideen muß ich in diesem Zusammenhang ausklammern. Die Frage weist aber bereits auf die Grenze des reinen Anschauungsbildes als Vehikel einer Idee hin. – „Denken“ – als „Gedanken haben/bewahren/entwickeln/vermitteln/wiederaufnehmen/verlieren/...“ – stellen wir uns indessen durchweg als ein zu veranschaulichendes Phänomen vor – als eine Erscheinung, die im Kopf „ihren Sitz hat“ („*das will mir nicht aus dem Kopf*“), in den Kopf „hineingeht“ („*was dem so alles in den Kopf kommt!*“), uns permanent „im Kopf herumgeht/herumspukt/herumgeistert“ usw. (Metonymie des Behälters; „contenant“). Ganz allgemein läßt sich sagen: Somatismen veranschaulichen – aufgrund ihrer (definitionsgemäßen) Gebundenheit an Organe.

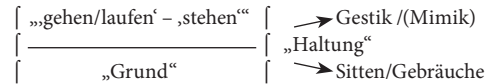
<sup>109</sup> Zum Problem der Selektion des Idealen durch die unterschiedlichen Faktoren des Realen nach wie vor anregend das „Grundbuch“ der deutschen (damals philosophisch ausgerichteten) Soziologie: Scheler (1960), zuerst 1926 als Buch erschienen.

<sup>110</sup> Schemann(?2002), Kap. D.

In der Weise nun, wie der Mensch „zum Grund steht“, „auf dem Grund geht/läuft“, hat er eine bestimmte „Haltung“. Hierin liegt der unmittelbare Bezug zur Gestik, während *gehen*, *laufen*, *kommen* usw. für sich diesen Bezug nicht herstellen.

Und schließlich leiten diese Zusammenhänge enger zu Sitten und Gebräuchen über.

Schematisch:



Dieses Grund-Bild ist von allen Klassen, Bereichen und Modalitäten frei; d. h. es ist nicht gesagt, wer geht/läuft oder steht; in welcher „Form“ oder „Haltung“ das X geht/läuft oder steht; in welcher Zeit sich das abspielt; und auf welchem „Grund“ es ruht. Eben das macht ja seine Natur als Ausdruck oder Darstellung einer Idee aus. Und eben deswegen sind alle (Einzel-) Bedeutungen Spezifizierungen dieser Idee; verweisen letztlich auf diese Idee; sind in ihr „aufgehoben“.

Die Spezifizierungen sind aufschlußreich. Wir haben für *Bein* und *Fuß* „Gesundheit“, „Beruf“, „Arbeit“ und „Leistung“, „im Lebens seinen Mann stehen“ als wesentliche Bereiche und Modalitäten, in denen und durch die der Mensch in unserem Kulturkreis sein „Auf-dem-Boden-Stehen“ und „Durch-die-Welt-Gehen“ realisiert. Das kontextfreie Grundbild wird in seinen Spezifizierungsrichtungen – d. h. in seinen kontextuellen Bezügen, seiner Referenz – auf einer ersten Ebene also durch die für die jeweilige Sprachgemeinschaft geltende „Kultur“ bestimmt. Von der Idee her gesehen, ist die „Kultur“ ein erster Selektionsmechanismus<sup>109</sup> – die oberste Ebene sprachlicher Historizität.

Die (eigentlichen) „Unregelmäßigkeiten“ oder „Zufälligkeiten“ – d. h. die Wahl gerade dieser oder jener einzelsprachlich-gebundenen Elemente – liegen in den spezifischen Eigenheiten des nicht-sprachlichen und sprachlichen Kontexts, bei diesem insbesondere in den grammatischen, aspektuellen, vektorialen, pragmatischen Bestimmungen und Restriktionen der einzelnen Sprachbedeutungen. Das bestätigt meine an anderer Stelle durchgeführten systematischen Überlegungen und Analysen<sup>110</sup>. Das, was ich dort die „Bild – Bedeutung“ bzw. die „Bildbedeutung“ nannte – sie stellt im wesentlichen ein gestisches Grund-Bild dar –, wird a) durch klassenmatisch-logische, semantisch-syntaktische, b) durch

einzelsprachlich gebundene syntaktische, c) durch weitere kontextgebundene, d) durch allgemeine pragmatisch-sprechaktbezogene und e) durch konventionell-gebundene pragmatische Faktoren in eine je spezifische Sprachbedeutung überführt.

Wie sind wir zu diesem Grund-Bild gekommen? Indem wir durch *gehen* bzw. die einzelnen Ausdrücke mit *Bein* und *Fuß* gleichsam hindurchgeschaut haben („Transparenz“). Wir hätten auch auf einem ganz anderen Weg dazu kommen können – ohne Bezug zur Sprache. – Wir stellen uns den Menschen „plastisch“ – d. h. bildhaft-deutlich – vor Augen („Idealisierung“):

„aufrecht“ – auf seinen Füßen oder Beinen;  
 „stehend“ oder „gehend“ – mit seinen Füßen oder Beinen;  
 „auf einem „Grund“ oder „Boden“

Und jetzt befreien wir dieses Bild nicht nur von allen Klassen und Bereichen, von allen Modalitäten und Qualifizierungen – wir befreien es sogar vom Menschen. Dann gelangen wir zu der Idee:

aufrecht:  ruhen  /  sich bewegen
Grund (Raum/Ebene/Zeit/modal)

Das X, das sich dann in einem spezifischen Kontext den für ihn geltenden Bedingungen der Bewegung, des Ortes, der Zeit, des Modus und seiner eigenen „Natur“ gemäß „aufrecht bewegt“, „erscheint“ als ein „geglücktes Bild“ der Idee – und wer an irgendwelchen Stellen dieses Koordinatensystems die Wesens-Bedingungen nicht erfüllt, ist – in der einen oder anderen Weise – ein „Zerrbild“; linguistisch: eine „Abweichung“. An den gestischen Idioms lassen sich diese Zusammenhänge gut zeigen – sind allerdings in ihrem eigentlichen Sinn nur erkennbar, wenn man *aufrecht*, *gerade*, *krumm*, *schief* und andere Einheiten systematisch in ihrer symbolischen Funktion in die Betrachtung mit einbezieht.

Das Grund- oder Wesensbild stiftet also, wie sich zeigt, den Zusammenhang unter den Ausdrücken – den Bild-Kosmos von *Kopf*, *Bein/Fuß* u. a. Ohne die Fundierung in einer solchen Idee stünden die einzelnen Phraseme mehr oder weniger unverbunden nebeneinander.

Mehr! Nehmen wir das Idiom *mit beiden Beinen hineinspringen*. Gemeint ist, wir wir sahen: „in das, was jeweils anliegt“, „in die Aufgabe/...“, um die es gerade geht“, „in die Umwelt, in der das Leben gerade zu meistern ist“ – sprachlich: „in das jeweils Thematisierte“. Das „jeweils“ oder „gerade“ der Paraphra-

sen drückt den spezifischen Fall aus (Aktualisierung); die Bedeutung des idiomatischen Ausdrucks gibt den „ideellen Rahmen“. Dieser Rahmen ist also nicht die jeweilige Um- oder Lebenswelt mit den zu ihr stimmenden Lebensbezügen, mit dem zu ihr gehörenden Seienden, sondern die ideell verwandelte „Bild – Welt“, die alle (ihre) Umwelten in sich birgt; in dem Zusammenhang hier konkreter: die auf die Idee verweisende Grund-Geste. Ohne diesen ideellen Bezug (schon) vorauszusetzen, hätte dieses Idiom letztlich gar keine Bedeutung. Denn welche andere sollte es haben, wo doch durch die Syntax – „hinein“ ohne Angabe:“ wo-hinein“ – ein faßbarer Raum ausdrücklich ausgeschlossen wird. Es handelt sich bei solchen – sehr zahlreichen – Ausdrücken deswegen nicht um eine Ellipse in dem Sinn, daß etwas fehlt, sondern um eine Andeutung, um einen Verweis in einen prinzipiell offenen „Raum“, eine prinzipiell offene „Zeit“, einen prinzipiell offenen „Modus“ – eben auf diese Größen im ideellen Sinn. Nicht im begrifflichen – denn der Begriff setzt die Bindung an Ort und Zeit u. a. voraus; und nicht im abstrakten – denn „abstrakt“ sieht von allem Anschaulichen, also auch von Perspektiven, vom Räumlichen, vom Zeitlichen ab. Im Sinne also eines auf eine Idee verweisenden sphärisch-gerundeten (Grund-) Bildes. – Parallel zu *mit beiden Beinen hineinspringen* haben wir *jm eins draufgeben* und zahlreiche andere Ausrücke mit einer solchen „pseudo-elliptischen“ Struktur.

### 3. Der „Übergang“ des Bildes zur Bedeutung: Exemplifizierung anhand der Verbindung von |gehen| und Somatismen mit *Kopf*; „Bildbedeutung“ und „Sprachbedeutung“

Nun kann man diese Zusammenhänge noch präziser exemplifizieren, wenn man die Überlegungen zu *gehen* etwa mit solchen zu idiom. *Kopf* – realisiert in Einheiten wie *jm durch den Kopf gehen*, *jm. nicht in den Kopf wollen* usw. – verbindet und dabei die Frage nach der Beziehung von „Funktion“ zu „auf eine Idee verweisende Bedeutung“ stellt.

Das Organ des Denkens ist nach gängiger Vorstellung der Kopf. Er hat nach dem Bild, das sich die „natürliche Weltanschauung“ so gut wie die Wissenschaft von ihm zu machen pflegt, d. h. als Bild-Symbol, im einzelnen insbesondere folgende Funktionen:

Steuerung des Lebens – Lebenszentrum; Steuerungen im einzelnen. – Vgl. etwa die Diskussionen um den „Hirntod“. – Infolgedessen wichtigstes Or-

gan des Menschen, den eben das Denken – und zwar in der europäischen Moderne immer einseitiger nur das Denken, wenn nicht sogar nur bestimmte Formen des Denkens (Descartes...) – als Menschen qualifiziert.

Entscheiden – Entscheidungszentrum. – Problem des freien Willens, des Wählens usw.

Denken – als Denkfähigkeiten im engeren Sinn („Verstand“, „Vernunft“, „Intelligenz“...)

Erinnern – Gedächtnis

Empfinden – Schaltstelle der / aller Sinne.

„Moralisches Verhalten“ – („*moralisch*“ im Sinn von frz. „*morale*“) – „meinen“

Die Idee, in der diese Funktionen fundiert sind, ist „denken“ im weiteren Sinn; „Verstand“, „Vernunft“... „steckt“ nach diesem Menschenbild in den übrigen Fähigkeiten „schon drin“.

Die prinzipiellen Fragen, die sich hier stellen, sind linguistisch: lassen sich für die Somatismen allgemeine Gesetzmäßigkeiten angeben, auf denen die idiomatischen Einheiten beruhen? – Eine Analyse von mehreren tausend deutschen idiomatischen Einheiten – von der ein Teilbereich, die mit *Hand* gebildeten Ausdrücke, in eine größere Untersuchung eingegangen ist<sup>111</sup> – führte zu dem Ergebnis:

Es gibt in der deutschen Idiomatik keinen einzigen Somatismus, der sich nicht erklären ließe auf der Grundlage

- der Funktion – oder Funktionen – des entsprechenden Organs;
- der Form oder Gestalt dieses Organs;
- der Lages des Organs in bezug zum ganzen Körper;
- seiner Funktion innerhalb von Gesten bzw. der entsprechenden Gesten (als ganzer);
- und allgemeiner („geometrischer“ / „wmechanischer“ und nicht-geometrischer / „vitaler“) nicht weiter reduzierbarer Größen.

Mit Ausnahme eines Teils der Gesten – der kultur- bzw. sittenspezifischen – handelt es sich bei diesen

<sup>111</sup> Schemann (?2002)

<sup>112</sup> Dieser Begriff wurde im vergangenen Jahrhundert breit diskutiert, insbesondere im Gegensatz zum „wissenschaftlichen Weltbild“. Ich gehe dem hier nicht näher nach.

<sup>113</sup> Auch die Problematik, inwieweit andere Organe beim Denken mitwirken oder ob das Denken nicht sogar eine Funktion des Menschen als ganzen ist, muß hier ausklammert werden.

Faktoren um anthropologische Größen. Als solche bilden sie auch einen Teil der sog. natürlichen Weltanschauung<sup>112</sup> – von der aus die Einzelsprachen in vielfältigster Weise „Bedeutung“ entwickeln. Sie liegen also auf einer übereinzelsprachlichen, „vorgeschichtlichen“ Ebene; es sind universale Daten.

Wenn wir uns auf die Funktionen beschränken, d.h. die Erörterung von Gestalt, Lage und Gesten hier ausklammern, läßt sich die Aufbauordnung der Grundbegriffe schlüssig entwickeln. Ich deute sie hier in schematischer Form an:

Kopf: Symbol für die Idee „denken“

„denken“: realisiert in den Funktionen des Kopfes:

steuern – entscheiden – denken  
erinnern – empfinden – „meinen“

**B i l d e r**

z. B.: |...in...Kopf...| |...aus...Kopf...|

### Bildbedeutungen

z. B.:

|in...Kopf gehen| |im Kopf (herum-)gehen| |aus...Kopf kommen|

↓ ↓ ↓

### Sprachbedeutungen

z. B.:

*jm. in den Kopf kommen,*  
*jm. nicht aus dem Kopf gehen*

*Es nun geradezu entscheidend, sich die Stufenordnung dieser unterschiedlichen Bedeutungsebenen und der daran geknüpften unterschiedlichen Modalitäten der „Bedeutung“ klarzumachen, wenn man den „Ort“ der Idiomatik in der menschlichen Sprache adäquat verstehen will.*

Was „denken“ „eigentlich ist“, so sahen wir, wissen wir nicht – in der Sprache Goethes: „können wir nicht wissen“. Es ist eine Idee, die sich nur durch Andeutungen sprachlich vermitteln läßt. Das Symbol für die Idee „denken“ und seine mannigfachen Realisierungsformen ist – in erster Linie<sup>113</sup> – der Kopf. Als Gegenstand: ein Dingsymbol; als Lexem: *ein symbolisches Sprachzeichen*. Als Symbol für eine Idee ist Kopf nicht definierbar.

*Die erste Ebene, auf der die durch den Kopf symbolisierte Idee in Umrissen inhaltlich dargestellt wird, ist die des Bildes. In Umrissen. Das bedeutet: das Bild*

ist noch nicht (spezifisch) auf bestimmte (spezifische) Denkopoperationen bezogen: es ist halt („noch“) nicht funktionsdeterminiert. So kann sich ...*im Kopf*... beziehen

- auf die „*Intelligenz*“: (\**Er*) |*hat*| (eine Unmenge) |*im Kopf*|;
- auf die *Erinnerung*: (\**Diesem Mann*) |*geht*| (aber auch alles, was er irgendwann mal erlebt hat, sofort) |*in*| (den Kopf); (\**Der arme Klaus! Mit dem kann man überhaupt kein Gespräch mehr führen; dem*) |( fällt)|*alles, was du ihm sagst, sofort*) |*aus ...Kopf*; |*usw.*
- auf „*meinen*“: (\**Diesem eigensinnigen Kerl*) |*kommt*| (doch nur) |*in den Kopf*| (was ihm nützt.) – Ja, jede einzelne Denkopoperation – die wir mit „steuern“, „erinnern“ usw. ja lediglich unter Oberbegriffe gebracht haben – läßt sich bildhaft-idiomatisch wiedergeben.

Die Umsetzung nun in die einzelsprachlich – gebundenen – d. h. semantisch – syntaktisch – pragmatisch in das jeweilige Sprachsystem eingegliederten und lexikalisch – normhaft realisierten Sprachbedeutungen – erlaubt nun eine ungeheure Bandbreite. Ich deute das zunächst nur an, indem ich die in den gegebenen Kontextbeispielen in Querstriche gesetzten „Verben“ – die ja hier noch auf der Ebene der reinen Bildbedeutung liegen – in plausible deutsche Verben überführe und den eingeklammerten Kontext weg- lasse:

(\* *jm. in den Kopf gehen/kommen/fallen/treten/ stürzen/rutschen*...;

(\* *jm. aus dem Kopf gehen/kommen/fallen/rutschen/gleiten/sich...winden/fliehen/verflüchtigen*...;

(\* *jm. im Kopf herum- gehen/-wandern/-spazieren/-torkeln/-fliegen ... usw.*, usw.

Ich habe mich bisher nur auf die plausiblen Sprachbedeutungen beschränkt. Wie man sofort sieht, sind davon einige de facto im Deutschen lexikalisiert, die meisten indessen nicht. – Dagegen sind aber einige weniger plausible Bildbedeutungen zu Sprachbedeutungen geworden, etwa: *jm. im Kopf herumgeistern/-spuken*.

Was bedeutet hier „plausibel“? – Das Bild, so sahen wir, „skizziert“ Umrisse; die Bildbedeutung – in der bereits die Richtungsgrößen, verbunden mit einer „rein-anschaulichen“ Bewegung bzw. einem „reinen Zustand“<sup>114</sup> stecken – „skizziert“ einen allge-

meinen Rahmen. *Diesen Umriss und diesen Rahmen spezifizieren nun die Sprachbedeutungen. Die Relation von Umriss und Rahmen zur Spezifikation ist natürlich nicht beliebig, so daß je nach dem Lexikon der einzelnen Sprachen bestimmte lexikalische Ausfüllungen dieses Rahmens – je nach darzustellender Denkopoperation – mehr oder weniger zwingend erwartbar sind. Doch ist die Variationsbreite schon der erwartbaren sprachlichen Einheiten beträchtlich hoch*<sup>115</sup>

Wir sahen bis hierhin von allen innersprachlichen Gründen (der Wortgestalt, phonetischen Erscheinungen u. ä., Analogiewirkungen, Modewörtern, -strukturen, -bildern), von allen sozialen Einflüssen (Politik, Fernsehen u. a. m.), von allgemeineren zeitbedingten Erscheinungen usw. ab. Einerseits selektieren diese Faktoren aus dem Plausiblen, Erwartbaren bestimmte Sprachformen heraus; andererseits führen sie – in entgegen gesetzter Richtung – in zahllosen Fällen auch zu nicht-plausiblen, nicht-erwartbaren Formen. Dazu kommen Spielereien – mit Formen und Inhalten –, Kontaminationen u. a. m.

Diese Bandbreite wird aber nochmal äußerst stark erweitert :

a) einmal kann jedes Lexem des mehrgliedrigen Ausdrucks natürlich durch Synonyme oder Quasisynonyme<sup>116</sup> ersetzt werden;

b) und zum anderen kann jedes Element eines mehrgliedrigen Ausdrucks, können mehrere Elemente blockartig und kann der idiomatische Ausdruck als ganzer durch Figuren und Figurenkombinationen repräsentiert werden.<sup>117</sup> So lassen sich die oben gebildeten Varianten erweitern durch:

a) \**jm. durch die Birne / den Wirsing / die Kugel / ... gehen / laufen / rennen / ...*;

b) \**kein(e/n) / wenig / ... Schmalz / Grütze / Vitamine / Kalorien / Saft / ... in der Birne / ... haben*

<sup>114</sup> Wie bei dem oben durchgeführten „reinen Bewegungsbild“ ist auch hier von allen Zustandsmodalitäten abzu- sehen.

<sup>115</sup> Allgemein-leitend ist da (bes. bei den Verben) vor allem das semantisch-syntaktische Valenzschema (hier: für die Bewegung), das „logische Schema“ oder „Skelett“ des Worts („Gestaltschema“); spezifisch-leitend die das Schema „rundenden“ oder „ausfüllenden“ (Gestalt-) Qualitäten, das „Fleisch“ des Worts. *Gestaltschema / „Skelett“ + Gestaltqualitäten / „Fleisch“* ergibt die *Wort-Gestalt* als ganze; transparent-dynamisch: sein *Bild*.

<sup>116</sup> vgl. Schemann (2003b)

<sup>117</sup> Diese Operationen habe ich in Schemann (1981) anhand port. Ausdrücke mit dem Verb *dar* im einzelnen durchgespielt.

Wobei ich den „Stoff zum Denken“ (das metonymisch lexikalisierte „Hirnschmalz“) durch alle möglichen Metaphern, Synekdochen und Metonymien – naheliegende und weniger naheliegende – repräsentiere. Dabei habe ich mich bis hierhin auf die Übertragungen an einer Stelle beschränkt. Ich bilde, lediglich beispielshalber, zwei globale Übertragung in spielerischer Form: \*jm. im Nu/... in der Kugel/ in js. Kugel im Nu/... aufblitzen

- „Die Silke ist für solche Quizzfragen einfach geboren: die kommen mit dem unmöglichsten Zeug und schon / im Nu / ... blitzt es in ihrer Kugel auf“;
- \*den Klapperkasten immer auf Moll gestimmt haben
- „Was ist denn bloß mit der Ingrid los? Die kannst du treffen, wann du willst, die hat ihren Klapperkasten nur noch auf Moll gestimmt! Dieser Globus ist für sie offensichtlich ein einziges Jammertal.“

Das **Fazit** aus unseren Überlegungen liegt auf der Hand. Ich hebe hier lediglich drei Gesichtspunkte hervor:

1. Auf der einen Seite gibt es eine geradezu unübersehbare Fülle an möglichen einzelsprachlichen Repräsentierungen für bestimmte Bilder und wiederum eine Fülle von Bildern als Repräsentationen für eine bestimmte Idee; doch auf der anderen Seite sind weder die Bilder noch die Bildbedeutungen noch die Sprachbedeutungen rein zufälliger Natur. Es gilt hier *mutatis mutandis*, was von Weiszäcker von der modernen Physik schreibt:

Die klassische Naturwissenschaft kannte den Einzelfall nur als Störung. Sie wollte ihn seiner Einzelheit entkleiden, um ihn im allgemeinen Gesetz aufzuheben und von ihm nicht mehr gestört zu sein. Das ist in der Quantentheorie anders. Auch dort gibt es allgemeine Gesetze, aber diese beschreiben den Einzelfall nicht in seiner Wirklichkeit, sondern in seiner Möglichkeit. Der Übergang von der Möglichkeit zur Wirklichkeit ist nur in Wahrscheinlichkeiten zu fassen, nicht im Einzelfall. Das ist der philosophische Sinn der Heisenberg'schen Unbestimmtheitsrelation. Das allgemeine Naturgesetz legt einen Rahmen für das Auftreten unverwechselbarer Individuen

*fest, aber sie verwehrt es ein für allemal, den Einzelfall vorherzusagen und im allgemeinen Gesetz aufzuheben. (Hervorhebung von mir)<sup>118</sup>.*

*Die Gesetzmäßigkeiten des Übergangs von der Bildungsebene – der übereinzelsprachlichen, anthropologischen Ebene, der Ebene des „Drangs“ und der „Phantasie“<sup>119</sup> – zur Ebene der einzelsprachlichen Bedeutung – der Ebene des ein- und ausgliedernden „Verstandes“ – haben Probabilitätscharakter.*

2. Idee, Bild und Figur liegen also auf übereinzelsprachlicher Ebene, ja sind letztlich, wenn überhaupt, nur teilweise sprachgebunden. Die in der Idee wurzelnde Bedeutung (Bild-Bedeutung) hat hier ja noch nicht, wie wir auch anhand der Ausführungen Gadamer erkannten, ihre sprachliche Gestalt gefunden. Deshalb gibt es auf dieser Ebene prinzipiell auch keine Verständnisschranken: jeder Sprecher jeder Sprache versteht ein Bild und eine Figur, sobald er „auf die Idee kommt“, die gemeint ist; und auf diese Idee braucht er natürlich nicht (nur) auf sprachlichem Wege zu kommen.<sup>120</sup> Erst der sprachliche Zugang zu dieser Ebene setzt die einschlägigen einzelsprachlichen Kenntnisse voraus. Viele Menschen verstehen, etwa in einer Fremdsprache, selbst bei relativ geringen Sprachkenntnissen die Idee des Bildes rasch, während andere da „dumpf“ erscheinen; das Sprachvermögen (im engeren Sinn) und das Bildvermögen decken sich keineswegs.

3. „Bild“ ist, wie wir oben bereits sahen, etwas anderes als „Figur“. Das Bild – im strengen Sinn – setzt keine Übertragung voraus, sondern „zeigt“ die Idee aus sich heraus; die Figur überträgt – im weitesten Sinn dieses Terminus – bereits gegebene Bedeutungen, ist also innersprachlich.<sup>121</sup>

Läßt sich diese Auffassung nun auch übertragen auf „Symbole“, die nicht zu den Somatismen gehören? – Die in dieser Einführung behandelten Symbole sind: Spiel, Haus, Tisch, Grille, Faden und Grund. Machen wir einen – kurzen – Test mit Spiel und Grund:

Symbol:            Spiel            Grund

Bild:                im Spiel            im Grund

Mögliche Bezüge/Referenzbereiche:

Konkret „Spiel“: *Komm, Ernst, wenn du auch keine Lust mehr hast – du bist nach wie vor im Spiel. Du mußt dich also konzentrieren.* (Vielleicht etwas un-

<sup>118</sup> Hattrup (2004), S. 125.

<sup>119</sup> Vg. Dazu Schemann (<sup>2</sup>2002), S. 119ff.

<sup>120</sup> Linguistische Analysen haben hier natürlich möglichst alle Kontextformen zu berücksichtigen.

<sup>121</sup> Prinzipiell sind „Bild“ und „Figur“ ja keineswegs sprachgebunden. Alles Physische, alles Vitale, alles Psychische scheint nach „Gestaltgesetzen“ organisiert zu sein. – Da, wo sie das nicht sind oder für uns nicht sind, scheint ihre Erkenntnis apriori unmöglich. Denn was sollte als Erkenntnisprinzip dienen?

gewöhnlich). – Jeder Bereich des Lebensspiels: Etwa Verhandlungen über Grundstücksrechte: *Ist der Schmutz eigentlich immer noch im Spiel oder hat er sich aus den Verhandlungen zurückgezogen?* – Wettbewerb bei einem Preisausschreiben: *Ist die Firma Schuckert u. Co. noch im Spiel oder haben die aufgegeben?* Usw.

Konkret „Grund“: *Da unten im Grunde unseres Brunnens gibt es manchmal so seltsame Geräusche. Was mag das sein?* (Ungewöhnlich; im Grund(e) ist im Deutschen als festes Syntagma lexikalisiert als „eigentlich“; daher wohl eher (u.a.): *auf dem Grund...*). –

Mögliche Bildbedeutungen:

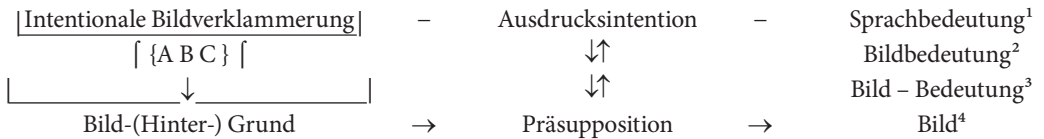
*\*im Spiel sein/bleiben/verharren/sich ... halten/... – \*ins Spiel kommen/ rutschen/ fallen/ purzeln/... – \*jn ins Spiel bringen/schleusen/schaukeln/deichseln/... – jm ins Spiel fallen/pfuschen/trommeln/gucken/schie-len/...*

Mit *im Grund* sind aus dem angegebenen Grund auch Bildbedeutungen unwahrscheinlich.

Die anderen Symbole durchzuspielen würde den Rahmen sprengen. Bestätigungen ließen sich bis zu einem gewissen Teil leicht gewinnen durch Vergleiche, was in unterschiedlichen Sprachen idiomatisch realisiert ist, was nicht. Dabei fällt natürlich als methodisches Problem die Tatsache ins Gewicht, daß sich dt. *Grund*, frz. *fond*, port. *fundo* usw bzw. die Entsprechungen anderer Leitworte schon als Einzellexeme nicht (genau) entsprechen, daß die Präposition dt *in* in diesen Sprachen keine genaue Parallele hat, daß der Lexembestand generell von einer Spra-

che zur anderen stark abweicht und damit manche Bilder, die in einer Sprache „naheliegen“, in einer anderen unwahrscheinlich sind, und umgekehrt. Auf der anderen Seite verändern ja die Bildbedeutungen die Bedeutung, die die einzelnen Konstituenten als freie Lexeme haben, u. U. sehr stark, so daß auch lexematisch wenig wahrscheinliche Fügungen durchaus möglich sind. Dem wäre in kontrastiven Studien näher nachzugehen. Prinzipiell gilt: Das Bild hat es mit Umrissen zu tun. Hier herrscht die Freiheit der Phantasie. Sie kann die unwahrscheinlichsten Bilder entwickeln, ohne dabei die Bedeutung der einzelnen Worte für sich zu ändern. Hier gilt, was wir oben am Beispiel von Kafkas *Schloß* und seinen Lesern diskutierten. Der Zusammenhang unserer Überlegungen erfordert hier indessen eine Ergänzung: die Beschränkung eines idiomatischen Ausdrucks auf ein Syntagma oder, nimmt man die Sprichwörter und andere Einheiten hinzu, auf einen Satz, eine Satzperiode oder wenige Sätze beschränken die Phantasie in ihrer Freiheit, gleichsam durch die Sprache hindurch ungewöhnliche und doch überzeugende Bilder und Bildzusammenhänge zu entwickeln, die den Leser in ihren Bann schlagen. Diese Freiheit ist am weitesten auf der Ebene des Textes. Goethes *Märchen* und die vielen (Kunst-) Märchen der Romantiker sind hier in der deutschen Literaturgeschichte vielleicht die bekanntesten Beispiele, die moderne Literatur insgesamt – vom Symbolismus an – eine unerschöpfliche Fundgrube; doch beide Bereiche liegen für die große Mehrheit der Sprecher des Deutschen heute wohl eher am Rande, spielen also für die Weiterentwicklung der Sprache wahrscheinlich lediglich eine marginale Rolle.

Auch diese Überlegungen sind nun in unser Schema des idiomatischen Sprachzeichens einzutragen:



(1) und (2) einzel sprachlich;  
(2) und (3) nicht sprachgebunden.)

+ „Aspektuierung“  
(der Verbalphrase)

+/- „pragmatisch“  
(situationsgebunden/funktionsbezogen/sprechaktrestringiert)

Zum Abschluß dieses Teils noch eine Überlegung zu „Grund“:

Wir stehen, so sagten wir, auf einem Grund, gehen auf einem Grund. Was lehren uns die idiomatischen Einheiten mit diesem Wort?

#### Grund:

„Grund“ ist der „Boden“, auf dem jemand „steht“, die „Grund-Lage“, auf der etwas „ruht“ – „Sich vor einem bestimmten ‚Grund‘ farblich, als Eindruck abheben“ drückt daher aus: vor dem „Hintergrund“, auf dem das Übrige „höher“ erscheint.

Dann ist der „Grund“ der „Boden“ des Meeres o. ä., d. h. ein Boden, der unter der Oberfläche liegt und in den zu versinken – zu verschwinden – „Vernichtung“ bedeutet.

Von einem Gefäß, einem Gebäude ist der „Grund“ die untere Fläche, das, worin der „Hohlraum“ seinen „Halt“ hat. Etwas „bis dahin“ leeren, zerstören u. ä. bedeutet daher, es „völlig“ zu leeren, zu zerstören.

*Grund und Boden* – eine Zwillingsformel, die als Fachterminus dient – ist der „Grund“ oder die „Erde“ – heute sind es die „Grundstücke“ –, die einer Person oder einer Institution gehören.

„*Renne*“ oder „*schieße*“ ich nun jemanden „*in Grund und Boden*“, wird das oben erwähnte Bild aktualisiert: er „verschwindet“, wird „vernichtet“.

Bei allen bisher besprochenen Phrasemen geht die interne Blickrichtung „auf den Grund“ von oben oder von der Seite nach unten.

Anders bei *im Grunde*: „auf der Oberfläche gesehen“, d. h. „oberflächlich betrachtet“, sieht etwas so oder so aus, doch tiefer, „auf seinem Grund“ – „eigentlich“ – ist es (ganz) anders zu beurteilen. Die „Oberfläche“ und der „Grund“ bilden zwei entgegengesetzte Ebenen, die das eine „Sehen“ von dem andern trennen. – Ebenso bei *im Grunde seines Herzens etw. sein/wünschen* mit Bezug auf Gefühle u. ä.

*Den Grund für etwas legen* will daher sagen: das, worauf alles Weitere aufbaut, „im Grunde“ zurückzuführen ist. Die Bedeutung von „Grund“ vermittelt hier gleichsam zwischen dem Konkreten und „Abstrakten“, ebenso wie die von „*legen*“. Das konkrete Handeln „bedeutet“ nicht nur etwas anderes, sondern *ist* zugleich dieses Andere.

Wenn ein Wort, eine Bemerkung, ein Musikstück – kurz: ein „Ausdruck“ – *aus dem Grunde un-*

*seres Wesens kommt*, dann aus „unserem eigentlichen Wesen“, „aus dem Grund/Boden/Fundus/..., aus der Quelle/..., die wir eigentlich sind“. Alle unterstrichenen Lexeme sind – letztlich – absolute Metaphern, die scheinbar „aus sich“ „über sich hinaus“, doch „im Grunde“ – realiter – „in uns hinein“ verweisen.

Die Bewegungsrichtung „von ‚Grund‘“ ist jetzt umgekehrt: von unten – dem „Fundus“ – nach oben. So auch bei den Einheiten mit *von Grund auf...* oder *von Grund aus...*: „von der Basis aus“ (→ „völlig“, „den ganzen Raum ausfüllend“; Totalisierung; Modalisierung).

Erst an dieser Stelle erschließt sich die komplexe Bedeutung von *e-r.S. auf den Grund gehen*: man sucht etwas bis an seine „Wurzel“, an ihren „Ursprung“ zu „verfolgen“, zu „erkennen“ – aus dem sie in ihrer „eigentlichen Natur“ – „aus der Tiefe“ – „herauswächst“. Die explizit ausgedrückte Bewegungsrichtung verläuft von oben nach unten, die implizit mitgegebene oder mitgesetzte, bei der Bedeutung des Ausdrucks präsupponierte von unten nach oben: „die Erkenntnis ‚geht‘“ – „das Erkannte ‚kommt‘“. – Auch der Dativ der Betroffenheit zeigt hier, was er „eigentlich bedeutet“: wir gehen – oberflächlich – „zu der“, „auf die Sache“, doch „eigentlich zu dem Wesen der Sache“, d. h. erkunden, was sie „ausmacht“, „betrifft“. – Bei *e-r.S. auf den Grund kommen* drückt *kommen* das Erreichen des Ziels der Erkenntnisbewegung aus.

Was ist nun der „Grund“ allen Übels?: der „Grund“ oder „Boden“, auf dem alles Übel „beruht“, oder der, von dem alles Übel „aus-geht“ – oder die (mehr oder weniger logische) Ursache allen Übels? Die Einheit liegt gleichsam auf der Kippe zwischen den beiden grund-sätzlich zu unterscheidenden Bedeutungen von *Grund*: dem „konkreten Grund“, der „Grund-Lage“ und dem „Grund der Vernunft“, dem „logischen Grund“.

Bei *seinen guten Grund haben* u. a. und noch stärker bei *aus dem einfachen Grund* u. ä. monosemieren die jeweiligen Attribute den „Grund“ zum logischen „Vernunftgrund“.

Diese Beobachtung scheint auch für die Idiome mit *Gründe* relevant; doch stiftet hier schon der Plural für sich die Bedeutung „Vernunftgrund“, denn der – nur scheinbar! – „konkrete“ Grund läßt nur in Ausnahmefällen – wenn überhaupt – den Plural zu (*die Wesensgründe(?/...)*). „Im Grunde“ gibt es nur „einen Grund“, auf den alles hin-geht, in dem alles versinkt und aus oder von dem alles seinen Ausgang nimmt, wenn man dem „eigentlichen“ – symboli-



schen – Sinn der mit diesem Wort gebildeten idiomatischen Einheiten folgen will.

Von ähnlichen Überlegungen geht Heidegger aus; doch wendet er den Gedanken ins Geschichtsphilosophische. Suchen wir die Brücke zwischen dem idiomatischen Wesensbild *Grund* und dieser Dimension wenigstens anzudeuten:

Fragen wir, was „Grund“ heißt, dann meinen wir zunächst das, was das Wort bedeutet; das Wort bedeutet etwas; es gibt uns etwas zu verstehen und zwar deshalb, weil es von etwas her spricht. – Ganz abgesehen vom geschichtlichen Charakter der Bedeutungsmannigfaltigkeit eines Wortes, ist jedoch schon dies ein wesentlich *geschichtlicher Charakter der Sprache*, daß sie uns als Wortgefüge erscheint, dessen Wörter, wie man sagt, Bedeutungsträger sind und somit eine Bedeutung haben. Daß dem so ist, daß es Wortbedeutungen gibt, halten wir für so selbstverständlich wie dies, daß uns das Seiende als Objekt, als Gegenstand erscheint. *Beide Vorstellungsweisen hängen denn auch in gewisser Weise zusammen. Gemäß dieser gewohnten Vorstellung vom Wort, daß es eine Bedeutung hat, finden wir verschiedene Bedeutungen des Wortes „Grund“.* Fragen wir nach der *Grundbedeutung* des Wortes „Grund“, dann haben wir mit dieser Frage schon geantwortet, d. h. angeführt, was wir mit „Grund“ meinen, nämlich die Basis, den Fundus, worauf etwas ruht, steht und liegt. Wir sprechen von *Grundmauern*, von einer *Grundregel*, vom *Grundsatz*.<sup>122</sup>...

Wir fragen jetzt: Was heißt Grund? Was ist das, was uns das Wort „Grund“ zu denken heißt? Ein Wort, sagt man, bedeutet etwas. Durch seine Bedeutung hindurch bezieht sich ein Wort auf eine Sache. Die hiermit gestreifte Vorstellung vom Wort ist uns zwar geläufig. Doch es bleibt fraglich, ob sie einem strengeren Nachdenken über das Wesen der Sprache standhält. Doch selbst dann, wenn wir die Sprache nur noch für ein Instrument der Information halten, wird das Sprechen der Sprache nie zu einem Mechanismus, der irgendwo in einer Gleichförmigkeit abläuft. – Wenn wir uns auf die abendländischen Sprachen beschränken und diese Beschränkung zum voraus als eine Grenze anerkennen, dürfen wir sagen: *Unsere Sprachen sprechen geschichtlich.* Gesetzt, daß an dem Hinweis, die Sprache sei das *Haus des Seins*, etwas Wahres sein sollte, dann ist das *geschichtliche Sprechen der Sprache beschiedt und gefügt durch das jeweilige Geschick des Seins.* Vom Wesen der Sprache her gedacht, sagt dies: Die Sprache spricht, nicht der Mensch.<sup>123</sup> *Der Mensch spricht nur, indem er geschicklich der Sprache entspricht.* Dieses Entsprechen aber ist die eigentliche Weise, nach der der Mensch in die Lichtung des Seins gehört. *Die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen eines Wortes stammt deshalb nicht erst daher, daß wir Menschen im Reden und Schreiben zu Zeiten Verschiedenes mit einem Wort meinen. Die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen ist jeweils eine geschichtliche. Sie entspringt daraus, daß wir selbst im Sprechen der Sprache je nach dem Seinsgeschick vom Sein des Seienden jeweils anders gemeint, d. h. angesprochen sind.* – Wir sprechen von *Grundmauern*, von einer *Grundregel*, von einem *Grundsatz*. Indes werden wir hier sogleich anmerken, daß diese Bedeutung von Grund uns zwar durchaus geläufig, aber zugleich doch abstrakt ist, d. h. weggezogen und losgelöst von dem Bereich, aus dem her das Wort die vorgenannte Bedeutung anfänglicher sagt. Grund nennt einmal die *Tiefe*, z. B. den *Meeresgrund*, den *Talgrund*, den *Wiesengrund*, eine *Sen-*

*ke, tiefer liegendes Land und Boden; im weiteren Sinn meint es die Erde, den Erdboden.* Noch ursprünglicher besagt *Grund* heute noch im alemannisch-schwäbischen Sprachbereich soviel wie Humus. Das ist der *gewachsene Grund*, der schwere, fruchtbare Erdboden. Ein Blumenbeet z. B. hat zu wenig Grund, der erst für ein günstiges Wachstum beigebracht werden muß. Grund meint ins Ganze gedacht den tiefer gelegenen und zugleich tragenden Bereich. So sprechen wir vom *Herzensgrund*. *Auf den Grund kommen* besagt im 16. Jahrhundert bereits: die Wahrheit, das, was eigentlich ist, ermitteln. *Grund* meint solches, *wohin wir hinab-, worauf wir zurückgehen, insofern der Grund dasjenige ist, worauf etwas ruht, woran etwas liegt, woraus etwas folgt.* Nach diesen Hinsichten spricht die Sprache des Denkens vom *Wesensgrund*, vom *Entstehungsgrund*, vom *Beweggrund*, vom *Beweisgrund*. Die Beziehung des Grundes auf Wesen, Entstehung, Bewegung, Beweis kommt schon früh in der Geschichte des Denkens, wenn auch noch eigentümlich verstreut, zum Vorschein, *Allein, es bleibt eine Frage, ob, wenn von Wesensgrund, Entstehungsgrund, Beweggrund, Beweisgrund die Rede ist, diese verschiedenen Hinsichten aus dem Hinblick auf den Grund stammen oder aus dem Hinblick auf das Sein. Wie aber, wenn Sein und Grund das Selbe „sind“? – Nach den genannten Hinsichten, sie aber radikaler verfolgend, gebraucht Hegel bei seiner ungewöhnlichen Hellhörigkeit für das innerste Denken der Sprache gern die Wendung: zum Grund gehen. Was in Hegels, d. h. hier im wörtlichen Sinne auf den Grund zugeht, das verschwindet dabei nicht, sondern was zum Grunde geht, findet allererst den Grund und kommt aus diesem Fund zum Entstehen. Zum Grund gehen, das heißt für Hegel: Zusammengehen der Bestimmungen einer Sache auf die alle Bestimmungen durchwaltende Einheit... – „Vernunft“ aber, ebenso wie „Grund“ sprechen als Übersetzungen des einen Wortes ratio. Geschichtlich gedacht, heißt dies: Aus jenem Denken, das die Kritik der reinen Vernunft im Lichte des Satzes vom zureichenden Grund ist, spricht das Wort ratio mit seinem zwiefach einigen Sagen, das zusammengehörig die Vernunft nennt und den Grund. In solchem Sprechen überliefert sich die ratio und das in ihr Gedachte. Das hier gemeinte Überliefern bewegt die eigentliche Geschichte. Auf die Gefahr eines Anscheines von Übertreibung dürfen wir sogar sagen: *Sprache im neuzeitlichen Denken nicht die ratio in der Übersetzung doppelsinnig als Vernunft und als Grund, dann gäbe es nicht Kants Kritik der reinen Vernunft als Umgrenzung der Bedingungen der Möglichkeit des Gegenstandes der Erfahrung.* – Nur im Vorübergehen sei darauf hingewiesen, daß die klassische Quelle für die Einsicht in die geschichtliche Überlieferung der ratio als Grund und als Vernunft an das neuzeitliche Denken die Paragraphen 29 bis 32 der „*Monadologie*“ von Leibniz sind. ... Die 90 Paragraphen dieser Schrift lassen das Baugerüst der abendländischen, insbesondere der neuzeitlichen Metaphysik so klar erkennen wie kaum ein anderes Denkwerk vor dem Zeitalter Kants. ... – „Grund“ ist die Übersetzung von ratio. Das, was „Grund“ nennt und wovon der Satz vom Grund sagt, überliefert somit jenes, was in dem zwiefach einigen Sagen der ratio erfahren und gedacht ist. ... Im Wort „Grund“ spricht die ratio und zwar aus dem Doppelsinn von Vernunft und Grund. ... (Hervorhebung von mir)<sup>124</sup>.*

<sup>122</sup> Heidegger (1967), S. 156.

<sup>123</sup> Dieser Konzeption von der Sprache ist bekanntlich vielfach widersprochen worden.

<sup>124</sup> A. a. O., S. 161ff.

Bendszeit weist in seinem historischen Überblick u. a. auf die metaphysische Dimension hin, die „Grund“ in der deutschen Mystik annahm. – Die Bedeutungsverschiebung zu „causa“ sieht Kunisch, so Bendszeit, im „so beschaffenen Grund“ Taulers. – „Die geschichtliche Wirkung des philosophischen Begriffs ‚Grund‘ in der Mystik reicht bis zu Leibniz, bei dem der Grund mit dem ‚Satz vom zureichenden Grund‘ zusammengedacht wird in der Annahme eines Willens als Beweggrund (motif et raison), den er auf Gott als letzten Grund (raison) zurückführt.“ – Schopenhauer expliziert den Satz vom Grund als das „allgemeinste Ordnungsprinzip des vorstellenden Bewußtseins“; er ist „die gemeinschaftliche Bezeichnung der verschiedenen Gesetze des Erkenntnisvermögens“. Schopenhauer unterscheidet den *physischen, logischen, mathematischen und ethischen Grund*. „Den Versuch der Lösung der von der Kantischen Philosophie aufgestellten Problematik unternimmt Schopenhauer durch die Bestimmung der intelligiblen Natur als Wille, um dadurch einen Einblick in das Nicht-Erfahrbare der empirischen Erscheinungen zu gewinnen. – Heidegger untersucht am Problem des Grundes, was der aristotelischen Prinzipienlehre vorausliegt. Er sieht dieses nicht im „Satz vom Grund“ gelöst, sondern verweist es in den Bereich der Transzendenz, als Grundstruktur der Subjektivität. *Ursprung von Grund überhaupt ist die Freiheit, die nicht aus der Kausalität (Sponta-*

*neität) heraus zu verstehen ist. „Freiheit ist Freiheit zum Grunde“... Das in der Transzendenz verwurzelte Gründen ist in dreifacher Weise gestreut. „Das Wesen des Grundes ist die transzendental dreifache Streuung des Gründens in Weltentwurf, Eingenommenheit im Seienden und ontologische Begründung des Seienden“. Die Freiheit als „gründende Einheit der transzendentalen Streuung des Gründens“ erweist sich als der Ab-Grund des Daseins.“ Damit werden, nicht nur in der Tiefe des sprachlichen Ausdrucks, Vorstellungen der Mystik aufgegriffen, indem – wie in der unio mystica Gott und Seelengrund – Sein und Daseinsentwurf zusammengebunden werden.<sup>125</sup> (Hervorhebung von mir)*

In idiomatisch „Grund“ klingt der „Grundverlauf“ der europäischen Philosophie zwar nur von ferne, doch unüberhörbar an.

Der „Grund“ ist idiomatisch genau so wenig etwas Festes oder Sicheres wie irgendein anderes Bild. Das Stehen und Gehen / Laufen auf einem Grund verliert sein bildhaftes Schillern nicht. – Die Analyse belegt im übrigen zweierlei: einmal die Nähe, ja den Übergang zwischen dem „gesehenen (gefühlten, getasteten /...) Grund“ und dem „logischen Grund“ und zum andern, gerade deswegen, das Begrifflich-Logische“ im „Bildhaft-Gesehenen“ – das, was wir die Verschränkung dieser beiden Ebenen nennen.

<sup>125</sup> HWPh, 3, S. 902ff.

## V. Ausklang

### 1. Die Verflechtung der Bilder, der Figuren und des Vergleichs, die Magie des Worts und ein Idiom als „Ausdruck“ der Liebe – Gedanken zur Idiomatik anhand von Spitzers Deutung von Prousts „Stil“

Nach Spitzer ist von dem Gedanken auszugehen, daß die Sprache eine Verfestigung der Seele des Sprechers bzw. des Autors<sup>126</sup>, eine „äußere Verfestigung der inneren Form“<sup>127</sup> ist, so daß sich die Literaturwissenschaft „mit in sprachliche und literarische Formen gekleideten Ideen befaßt, nicht mit Ideen an sich“<sup>128</sup>, und in einem „Totalbild des Stils“ „alles stilistisch bei einem Autor Bemerkenswerte (zu) vereinen und mit seiner Persönlichkeit in Zusammenhang (zu) bringen (ist)“<sup>129</sup>. Denn:

nihil est in syntaxi quod non fuerit in stylo<sup>130</sup>,

wobei „Syntax „ und „Stil „ in ihrer weitesten Bedeutung zu fassen und „Stil“ als „Ausdruck des Autors“ mit dem Gedanken vom „Sonnensystem“ (des Autors), in dem sich die Ideen der Zeiten und Völker spiegeln, zu verknüpfen ist.

Dementsprechend haben wir eine Gesamtwürdigung des Proustschen Satzbaus, in dem Spitzer den Autor gleichsam in seiner Essenz widerspiegelt sieht:

Proust hat gleichsam zwei Seelenhaltungen auf einmal in seinen Perioden eingemommen: der übersichtliche Bau seiner Perioden hat etwas Überlegen-Ruhiges, die Ruhe des Weisen, der die Welt von der Höhe aus sieht, die hämmernde Zerschnitzelung der Teile seiner Sätze hat etwas von der Nervosität des nach Realität und „Sicht“ tastenden Suchers. ... Jenseitigkeit und Diesigkeit in dieser Welt auf einmal spricht aus Prousts Sätzen. Und ein ähnliches Doppelgesicht zeigt uns die Erwägung, daß es das Streben nach Präzision ist, das diesen unruhigen Eindruck hervorbringt, daß der Wunsch nach Eindeutigkeit diese Vielfalt des Ausdrucks schafft, daß Verstandesklarheit hier zum Ziel der Sehnsucht und Leidenschaft geworden ist.<sup>131</sup> (Hervorhebung von mir)

Auf jeder Seite geht die Erzählung über in eine wissenschaftliche Didaxis, die mit ihrer erhabenen Ruhe und Größe eine Art Monumentalität hinter dem Berichteten aufbaut, eine unsichtbare Behausung des Weisen, des Erzählers, des geheimnisvollen Ich. Und auch hier „excediert“ der Traktat über das einzelne berichtete Faktum so wie bei den Vergleichen: das Monumental-Ewige wird erhöht über das Zeitlich-Besondere. – Dieser objektivierenden, das Erzählte distanzierenden Tendenz steht nun eine die Ereignisse mit den Figuren erlebende, sie von ihnen aus betrachtende Erzählungsweise gegenüber – dieselbe

Antinomie, wie wir sie schon bei der Analyse des Satzrhythmus antrafen: überlegene Ruhe der Satzform, unterwaschen von impressionistischer Nervosität der Satzteile. Und impressionistisch, d. h. von den Figuren (oder dem Leser) aus gesehen, ist oft die Proust'sche Darstellung: hierher gehört das *Entstehenlassen einer Handlung* vor uns.<sup>132</sup> (Hervorhebung von mir)

Spürt man nicht in (den) Wiederholungen, Neuansätzen, Steigerungen etwas wie das Drängen aller Kreatur (und des Künstlers Proust) nach Erschaffung und Aufbau von Wirklichkeit, etwas wie Seinssehnsucht, die Sehnsucht nach *vraie vie*?<sup>133</sup> (Hervorhebung von mir)

Mit solchen Zitaten könnten wir fortfahren, um von Spitzers feinsinniger *Einfühlung* in den Stil Prousts und seiner präzisen Charakterisierung einen vollständigeren Eindruck zu geben und das so gewonnene Verständnis von Prousts Werk mit methodisch anders ansetzenden Würdigungen zu vergleichen. Doch es geht uns hier nicht um Proust, sondern um das Bild, die Figur, das Wort in ihrer idiomatischen Relevanz.

Von den „(Selbst-) Korrekturen“, die Proust an seinen Bildern vornimmt, heißt es: sie

sind ein *impressionistisches* Stilelement: sie begleiten etwa das *Klarwerden eines Bildes* oder Eindrucks mit entsprechenden sprachlichen Äußerungen. Genau so die *Anapher...*<sup>134</sup> (Hervorhebung von mir)

Die „Figur“ eines säuberlich gegliederten „Monstersatzes“, der über „eine ganze Druckseite“ geht,

ist eher die des *Kaleidoskops* als die des *Kinetoskops*, in dem Bild auf Bild folgt, nicht Bild in Bild übergeht. Die kontinuierliche Bewegung Bergsons erreicht Proust nicht mit der noch so starken Häufung von Einzelbildern, die viel zu minutiös beschrieben sind, als daß der Leser nicht jedes studieren und damit vom Nachbarbild isolieren müßte. ... Es bleibt wie bei Péguy bei Etappen, *Teilwellen des Lebensstroms...*<sup>135</sup> (Hervorhebung von mir)

Der „Beiklang der Namen“ – d. h. die Wirkung von Eigennamen – entstammt

<sup>126</sup> Spitzer (1961), Bd. 2, S. 16

<sup>127</sup> eba. S. 23

<sup>128</sup> eba. S. 203

<sup>129</sup> eba. S. 516

<sup>130</sup> eba. S. 517

<sup>131</sup> eba. S. 405

<sup>132</sup> eba. S. 463

<sup>133</sup> eba. S. 404

<sup>134</sup> eba. S. 402

<sup>135</sup> eba. S. 399f.

vielleicht einer primitiven Holzschnittechnik der Sprache..., die immer wieder darauf verfällt, das Individuelle zu schematisieren. „Les mots nous présentent des choses une petite image claire et usuelle comme celles que l'on suspend aux murs des écoles pour donner aux enfants l'exemple de ce qu'est un établi, un oiseau ... Mais les noms présentent des personnes – et des villes qu'ils nous habituent à croire individuelles, uniques, comme des personnes – une image confuse que tire d'eux leur sonorité éclatante ou sombre, la couleur dont elle est peinte uniformément come une de ces affiches, entièrement bleues ou entièrement rouges<sup>136</sup>... (Hervorhebung von mir)

Im Anschluß an eine Analyse mehrerer Vergleiche schreibt Spitzer :

Pongs ... unterscheidet beim *Als-ob-Vergleich* den (primitiven) Fall der reinen „verantwortlichen“ Scheidung von *Sachspäre* und *Bildspäre* und einen (späteren), bei dem die *Bildsetzung* als solche als *subjektive Fiktion* erscheint, als eine „subjektive Willkür, deren souveräne Herrschaft letztlich zu der Erkenntnis führt, daß die Wirklichkeit selber sich nur durch menschliche Fiktionen für uns aufbaut“. Frage ich mich, welche Art des Als-Ob bei Proust erscheint, so muß ich antworten: *beide!* Proust freut sich daran, *Sachspäre* und *Bildspäre* zu sondern, weil er den Aufbau unserer Wirklichkeit aus Fiktionen zeigen möchte!<sup>137</sup> (Hervorhebung von mir)

Nicht weniger aufschlußreich für Prousts Werk sind die von Spitzer „excedierend“ genannten Bilder und Vergleiche:

Wie wir schon bei den aus verschiedenen Wissenschaftsgebieten gezogenen Vergleichen gesehen haben, liebt Proust *excedierende Bilder*, die eigentlich vom Erzählten abführen. Wie mit Selbstironie sucht gelegentlich der Autor dann diese dem Verglichenen entflatternden Vergleiche zurückzuholen, indem er sie nachträglich durch solche, die in die Atmosphäre der Figuren besser hineinpassen, ersetzt. ... Diese excedierenden Bilder mögen sich ebenso wie die Symbole aus der Anschauung erklären, daß *alles Geringere von einem Größeren, das Kontingente von einem Ewigen überwölbt* wird, daß also z. B. das Doppelleben Swanns in sich die Elemente der Sage von Aristeus und Thetis trägt. Andererseits ist der Vergleich nur eine Form der Darstellung jener Komplikation von verschiedenen psychischen Impulsen, die Proust zu betonen liebt (Ali-Baba in der Höhle auf Tellern + Swanns Doppelleben). ... Der Vergleich wird gerechtfertigt im Sinne des Kindes: es kann die Sordinen des Orchesters mit den deutlich, aber fern gehörten Geräuschen assoziieren. Aber diese Hilfsvorstellung gewinnt dominierende Kraft. *Alles kann so mit allem in Beziehung treten – nur müssen die in der Außenwelt*

*auseinanderliegenden Dinge im Bewußtsein geeint sein*<sup>138</sup>. (Hervorhebung von mir)

Bilder werden miteinander verflochten; Bild und Vergleich durchdringen sich und ergänzen einander.

Man sieht: Bild – Bildverflechtung – Vergleich – Verflechtung von Bild und Vergleich – Syntax – Musik – wechselhafte Erhellung der Künste – eigenartige Verflechtung von Intellektualismus und Impressionismus des Autors – das Ironisch-Überlegene und Klassisch-Gestrafte der Proustschen Erzählweise: die Überlegungen gehen von der Beobachtung, Nachzeichnung und Deutung der geringsten Einzelheiten über Gesamtkennzeichnungen langer Satzperioden zu allgemeinen Beobachtungen und Wertungen von Vergleich, Bild und anderen Tropen und schließlich zu einer Gesamtcharakteristik, ja darüber hinaus zu Erwägungen über die Beziehungen unterschiedlicher Künste zueinander. Es wird – wie es von Prousts Erzählstil heißt – „alles mit allem in Beziehung gesetzt“, und zwar möglichst so, daß alles alles erhellt.

Bei allem Relativismus nicht nur der geisteswissenschaftlichen Grundlagen im allgemeinen, sondern auch einer solchen Methodik im Besonderen: es fällt bei einem solchen Zugang auf das Bild – wie auf zahlreiche andere Erscheinungen – in der Tat immer wieder ein neues Licht: allmähliches Erhellen und Klarwerden im Bild – kaleidoskopartiges Nebeneinander von Bildfeldern und Figuren<sup>139</sup> in einem Gesamtbild – Wirkungen, u. a. Assoziationsstiftung durch Bild, Vergleich usw. – Bezug von Bild- und Sachspäre – Überfremdung der Sachspäre durch eine willkürliche Bildspäre – Mythisierung des Bildes und der Symbolik – Korrektur der Mythisierung durch Ironisierung von Hypostasiertem ... – um nur die wichtigsten zu nennen. „Unabhängig“ von Proust und Spitzer lernt der (aufmerksame) Leser beständig Neues über die Natur der Sprache – insbesondere natürlich der literarischen Sprache.

Das wird vielleicht noch schärfer deutlich in Spitzers Ausführungen zum „Wort“.

Zunächst gilt es, das Wort in seiner *Einheit von Wortleib* („signifiant“) und *Wortsinn* („signifié“), in seiner jeweils anderen *Akzentuierung*, in seinem *unauflöselichen Zusammenhang mit der es begleitenden Mimik und Gestik* und damit als „Ausdruck“ des *Sprechers in einer spezifischen Situation* zu sehen<sup>140</sup>. Nach Spitzer mag es sein,

<sup>136</sup> eba. S. 336.

<sup>137</sup> eba. S. 450f., Anm.

<sup>138</sup> eba. S. 455ff.

<sup>139</sup> Hierhin gehört auch das Zusammenspiel von Metapher und Metonymie bei Proust (vgl. Anm. 30 und 45)

<sup>140</sup> Vgl. a. a. O., S. 429 + Anm.

daß Proust oft deshalb die direkte Rede vermeidet, weil er gewohnt ist, die Reden seiner Figuren nicht bloß im Wortlaut, sondern wirklich zusammen mit ihrem Laut und ihrer Geste uns mitzuteilen, weil er das abgelöste, abstrakte, gefühlskalte Wort auf dem Papier verabscheut und es wieder zurücktauchen will in die Wärme, Fülligkeit, Gefühlsfrische des Sprechens. Wenn Proust Reden mitteilt, so teilt er nichts ab von ihrem Zusammenhang mit der Person, er behandelt das Wort als biologische Auswirkung einer ganzen Persönlichkeit und, wie bei Proust die Sinnesgebiete, die Künste, die psychischen Regungen miteinander verschwistert sind, so hat eben das gesprochene Wort eine korrele Geste, korrele Mimik – und vor allem eine Wortseele, den Akzent. ... Proust artikuliert überdeutlich seine niedergeschriebenen Reden, sogar das rein technische Artikulieren wird ihm zum Exponenten von Seelischem, Sprechen ist Kundgabe einer Persönlichkeit. ... Der Künstler, der im Individuellen etwas Unreduzierbares und letztlich Gegebenes sieht, wird folgerichtig dazu kommen müssen, der Individualsprache sein Augenmerk zu schenken. Natürlich ergeben sich bei der Umgießung eines Gesprochenen in den geschriebenen Roman nicht die Möglichkeiten der mimischen Nachahmung wie auf dem Theater, sondern Proust muß zur umständlichen optisch-arkustischen Zerfaserung des Eindrucks, den eine Spracherscheinung macht, führen.<sup>141</sup>

Auch die soziale Nivellierung – insbesondere der Aristokratie und des (höheren) Bürgertums –, der die sprachliche Nivellierung parallelläuft, gehört in diesen Zusammenhang<sup>142</sup>, ebenso wie die soziale „Absonderung“ durch die jedem Einzelnen eigentümliche „Sondersprache“<sup>143</sup>.

Das Absondern des Worts von der Realität und das Aufbauen einer eigenen Realität durch das Wort, die magische Kraft des Worts hat Proust immer wieder beschäftigt; sein Werk reflektiert darin eine der Grunderfahrungen der Moderne:

*Das Äußerlich-Dingliche, Herbariummäßige und andererseits das Innerlich-Lebendige am menschlichen Wort, diese Antinomie, die zu dem Pendeln der Sprachwissenschaft zwischen Natur- und Geisteswissenschaft geführt hat, beschäftigt Proust: er verfolgt das Wort als Realität, das Sichabsondern des Wortes von der Realität, die es ausdrücken soll, und das Schaffen einer neuen Realität, die für sich selbst besteht. Das Erkenntnisproblem dämmert auf hinter der Frage nach dem Wesen des Wortes. ... Proust beklagt „ce désaccord entre nos impressions et leur expression habituelle“. ... Wenn Doktor Cottard den Sinn und Grund einer Redeweise wie le quart d'heure de Rabelais, une vie de bâtons de chaise, erforschen will, wenn der Pfarrer alle Ortsnamen mit Etymologie versieht, so ist das nur die Karikatur eines sprachphilosophischen Fragens nach dem Warum der sprachlichen Kontingenz, nach Auflösung der Inkongruenz zwischen Wort und Sache. Dieses Realitätschaffen ist eine magische Kraft, die dem Worte eignet: dieses „Reale“ – oder Realitätsvorspiegelnde – am Wort ist es, was ihm eine Macht gibt. ... Der Name, das sprachliche Erinnerungszeichen, wird zur magischen Beschwörungsformel.<sup>144</sup> (Hervorhebung von mir)*

Die Verkrustung des Lebendigen durch das Wort, die Abgebrauchtheit und Promiskuität der Wörter, die Möglichkeit, aufgrund der Unstimmigkeit von Wort und Sache im Trüben zu fischen, und die Versuchung zu Fluchtwegen, wenn das Wort das, was man meint und empfindet, nicht mehr trifft, in begrifflich nicht festgelegte Wörter und Wortverbindungen zu fliehen, neue Worte und Wortverbindungen zu schaffen fühlt der Mensch in jedem echten Erlebnis und nirgends stärker als in der Liebe. Swann und Odette haben für den Liebesakt den Ausdruck *faire un bon petit /... catleya* geschaffen – eine „Privatsprache“, die bei Proust eine eigene Symbolik gewinnt, von Spitzer mit den Bemerkungen resümiert:

Wie herrlich hat Proust ... den magischen Charakter einer solchen Neubildung erkannt und auch den Drang des Menschen, für seine von ihm als einzigartig empfundenen Eindrücke ein gleichsam reservates, nur diese einzelne Sache oder Erscheinung (diesen Liebesakt usw.) mit ihrer Diesheit bezeichnendes Wort, das nicht für andere Zwecke und nicht der Gemeinsprache dienen muß, zu finden – kurz, Proust sieht in der Sondersprache nicht nur wie unsere Linguisten eine natürliche Sonderentwicklung, sondern ein Versonderungsstreben des von der Unergiebigkeit und Schaltheit des Wortes abgestoßenen Sprechenden. Der strebt nach Einführung sakraler Weihe, ja eines Rituells in die Liebe und daher auch in die Sprache der Liebe. *Faire ... catleya* ist auf dem Wege zum Eigennamen...<sup>145</sup>

Halten wir inne und fragen uns: was hat das mit unserem Thema zu tun?

Alles Poetische – und damit insbesondere die Dichtung, die Literatur – hat, wenn wir Goethe folgen, sein Wesen im Bild. Die idiomatischen Ausdrücke bilden demnach den lexikalisierten Teil der „Poetik der Sprache“ – auf der Ebene ihrer „Kleinformen“.

Unser Ansatz suchte in seinen Schwerpunkten das Lexikalisierte gleichsam zurückzuversetzen in die Perspektive des Sprechenden. Die leitende Ausgangsfrage ist: wie kommt es zu den Ausdrücken – wie kann es zu ihnen kommen?, entsprechend der Überzeugung, die Spitzer leitete:

nihil est in syntaxi quod non fuerit in stylo

Nun ist das, was „Bild“ „eigentlich ist“, ein Geheim-

<sup>141</sup> eba. S. 423ff.

<sup>142</sup> eba. S. 447.

<sup>143</sup> eba. S. 429f Anm.

<sup>144</sup> eba. S. 431f.

<sup>145</sup> eba. S. 433f.

nis. Die Bildforschung geht gleichsam ins Unendliche, die Anschauungen zum Bild gehen ins Uferlose.

Um einen „Sinn“ für die Vielfalt der Bilder, ihrer Veschränkung und ihrer möglichen Deutungen zu bekommen, kann es kaum einen besseren Einstieg geben als eine Lektür von Autoren wie Proust und einer ergänzenden Lektüre seiner bedeutenden Interpreten.<sup>146</sup>

Läßt man sich von dem Reichtum und der Ausstrahlungskraft der hier gestalteten und dann interpretierend reflektierten Bilder „packen“, empfindet man alles thesenhafte Festzurren als „Gewalt“.

Die Bilder und Figuren bei Prousts stehen jeweils in einem ganz bestimmten Zusammenhang. – Spitzer betont es so stark, wie Emrich es für Goethes Bilder und Symbole betont. Bilder außerhalb ihres jeweiligen Gesamtzusammenhangs zu analysieren, außerhalb ihres Kontexts, in den sie ihrer Natur entsprechend eingebettet sind, aus dem sie ihre Aussagekraft beziehen und aus dem sie, eben deswegen, hinausführen in eine andere Ebene, ist dasselbe, wie das Leben anhand von Leichen studieren zu wollen.

Was gibt es, was „lebendiger lebt“ als die Liebe? Ihr „Ausdruck“ kann daher – wie Proust überzeugt ist – nur ein „bildhafter Ausdruck“ sein: als ein „Spiel“, in dem das Innigste des Zusammen der Liebenden eine unmittelbar sie selbst „angehende“ Gestalt gewinnt.

Jedes Bild, und damit auch jeder idiomatisch-bildhafte Ausdruck, kann in seinem Bedeutungsgehalt letztlich nur verstanden werden als ein Schöpfungsakt, der aus einem innigen Zusammen kommt:

- der Menschen miteinander;
- der Menschen in und zu ihrer Um- oder Lebenswelt (Hintergrund);
- der Menschen in dem, was sie „leitet“: ihren Ideen, Träumen, Illusionen, Absichten, Plänen, Verlockungen, Sorgen (als „innerer Hintergrund“);
- aus einer Ausdrucksintention, in der Hintergrund wieder lebendig wird (→ Präsupposition);
- und aus der Fähigkeit, aus dem lebendigen Hintergrund heraus der Ausdrucksintention sprachlich (oder in anderer Form) Gestalt zu geben. (→ Bild, Figur; „Stil“)

Im Anschluß an Platon spricht Gadamer im Zusammenhang seiner Auffassung von der Sprache

<sup>146</sup> Vgl. dazu *Phraseologie*, 2,VIII, Praseme in literarischen Texten und Autorenphraseologie.; insbes. Martins-Baltar, Marcel Proust, Pragmatiker der „gebräuchlichen Ausdrücke“.

<sup>147</sup> Vgl. Schemann (2005), Kap. 2.

von Teilhabe – ein in der Philosophie bekanntlich immer wieder herangezogener Begriff. Schopenhauer geht an der entscheidenden Stelle, an der er seine Auffassung von der „Geburt der Idee“ entwickelt – dem geistig durchstrahlten Bild –, noch einen Schritt weiter: er spricht von Verschmelzung von Mensch und Welt<sup>147</sup>.

*Faire un bon petit/... catleya*, (fiktiv) von Swann und Odette geschaffen und zunächst „nur“ ein „Ausdruck“ ihrer Liebe und für ihre Liebe, tritt dann – mit den beiden Personen – in den Kosmos der *À la recherche du temps perdu* ein, als ein Ausschnitt der von Proust geschaffenen Welt.

So ist jeder idiomatische Ausdruck, zurückversetzt in den Augenblick seines Schaffensprozesses, ein Ausschnitt aus einer in Welt verwandelten Umwelt, in der die Menschen in ihrem Bezug zu anderen Menschen und ihrer gemeinsamen (oder auch nicht gemeinsamen) Lebenswelt in neuer sprachlicher Gestalt gespiegelt und damit neu gedeutet erscheinen.

So sind die Wesensbilder in sich gefügte größere Ausschnitte einer in Welt verwandelten Umwelt – „Teil-Anschauungen“ der Lebenswelt.

Jeder einzelne Ausdruck trägt, solange er „lebt“, die Spuren seiner ersten Gestaltwerdung mit sich; jeder einzelne Ausschnitt der Welt, den er vermittelt, hat sein ganz besonderes Gepräge. Syntaktisch, semantisch, pragmatisch; als Figur. – Entsprechend die einzelnen Wesensbilder.

Was die Idiomatik als ganze angeht, scheint mir das zu bedeuten: wie ein Puzzle ist so die ganze idiomatisch gestaltete Welt schrittweise zu rekonstruieren – als eine sprachlich-bildhaft gestaltete Eigenwelt. Erst dann kann es Sinn haben zu versuchen, über diese Eigenwelt sinnvolle Aussagen zu machen – u. a. in ihrer Relevanz zu der Welt, in der wir heute leben oder zu leben glauben.

Jeder einzelne Ausdruck ist dabei in seinem Bedeutungsgehalt für diese Welt nur erschließbar, wenn man ihn in seiner Gestalt, seinem Gehalt und in seiner damit gegebenen Umgebung ernstnimmt. Nur dann gibt er preis, was an Welt-Gehalt in ihm liegt.

An objektivem Welt-Gehalt. „Objektiv“ bedeutet hier idealiter: wenn die Um- oder Lebenswelt in der sprachlichen Gestaltung durch das ihr „rein“ zugewandte, durch das mit ihr „verschmolzene“ „Subjekt“ (Schopenhauer) in ihren von diesem „Subjekt“ erfaßten Wesensformen als Welt erscheint. – Bei Proust besonders: die Seele der Figuren; Innenwelt; doch keineswegs nur.

Eine Linguistik, die über die Ausdrücke gleich-

sam „direkt“, innersprachlich syntaktisch-semantisch verkürzt, d. h. ohne Berücksichtigung der „Verschmelzung“ mit dem Umweltausschnitt, den sie vermitteln, und ohne den Schaffensakt, den sie voraussetzen, diskursiv-begrifflich „redet“, wird – so lehrt die lange Erfahrung mit aller „Kritik“ des bildhaft Gestalteten – an dem, worum es dabei „eigentlich geht“, vorbeigehen, den Bedeutungsgehalt des einzelnen Ausdrucks und den damit sprachlich gezeigten Welt-Gehalt der idiomatisch verwandelten und damit ganz spezifisch erschlossenen Umwelt also nicht treffen. So wie jemand, der den Bedeutungsgehalt des Ausdrucks *fazer catleya* losgelöst von Swann und Odette „diagnostiziert“ und auf die Lektüre der *Recherche* verzichten zu können glaubt, nur ein Gerippe davon in der Hand hält.

Proust geht es zugleich um eine möglichst exakte Beschreibung von Menschen und Dingen und ein „Ineinanderfassen“ der getrennten Einzelheiten durch Bilder, Metaphern, Metonymien und andere Stilfiguren und schließlich um eine Komposition des Ganzen, in der alles noch einmal überhöht und dadurch in einen transparenten Bezug gebracht wird – die „Aufhebung“ der Perspektive der einzelnen Gestalten in der Idee des Werks. Es geht im Kleinen wie im Großen – im Sinne der Ausführungen Spitzers, die wir eingangs zitierten – um die Darstellung von Ideen, die im Stil eines Autors ihren Niederschlag finden. – Nur indem man Worte als Träger des „Ausdrucks“ von Ideen in Texten zeigt – dem sprachlichen Zeichen, das an-zeigt, auf etwas hin-weist, etwas an-deutet (und nicht etwas „in sich hat“) – so unsere Überzeugung –, bedient man sich der Sprache intentional-lebendig, wohingegen eine Linguistik, die die Wörter und Bilder „vor“ dem Bewußtsein gleichsam fest-stellt, um sie und ihre Elemente begrifflich unabhängig von einer Ideenbildung und außerhalb von Texten zu analysieren, nach dieser Überzeugung die Form der Linguistik repräsentiert, die Spitzer als „naturwissenschaftliche Linguistik“ bezeichnet; die Divergenz in der Methodik hat sich seither nicht geändert, sie hat sich eher verschärft. Ein ideeller Bedeutungszusammenhang aber kann nicht fest-gestellt, nicht gegenständlich vor uns hingestellt, daher auch nicht auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt oder in seinen Momenten (nicht: Elementen) ausgetauscht werden, sondern nur im Vollzug der Ausdrucksintentionalität des Sprechenden oder Schreibenden geschaffen oder erzeugt, in seinem Sinn nur durch Mit- oder Nachvollzug adäquat verstanden und nur durch eine „Auslegung“ in einer – formal und inhaltlich – im-

mer wieder variierenden „Wiedergabe“ weitergegeben werden. Denn hier geht es – geistes- und nicht naturwissenschaftlich – um den Versuch, durch die Funktionen hindurch die Bedeutung, den Bedeutungsgehalt und, soweit es dem Menschen vergönnt ist, etwas hinter dem funktionell raumzeitlich Gebundenen und damit seiner Natur nach Ephemeren Liegendes transparent werden und damit so etwas wie einen Sinn anklängen zu lassen.

Aus diesen Gründen treibt ein ideeller Bedeutungszusammenhang, – wie alles, was lebt – „aus sich heraus“ und „über sich selbst hinaus“ – in immer weitere „Kontexte“ – „vor“ einem „ahnbaren Ganzen“, wie Gadamer es im Anschluß an Platon – er hätte sich genau so gut auf Goethe und viele andere beziehen können – sehr klar dargestellt hat. Eine intentionale Auffassung von der Sprache und damit auch vom sprachlichen Zeichen muß daher das letzte „Ziel“ jeder „Figur“ und besonders eines Bildes – das, wie wir sahen, jedem Wort „zugrundeliegt“<sup>148</sup> – in einem Verweis über sich hinaus sehen.

Proust sucht Sprache, Gestik, Mimik, Intonation, das Aussehen, die physiologischen „Manifestationsformen“ und die psychologischen Verhaltensformen, die aktuelle Umgebung und ihren historischen Hintergrund und schließlich Lebensanschauungen und Wertvorstellungen seiner Gestalten in einen überzeugenden Gegenseitigkeitsbezug zu bringen – nach seinem von Spitzer zu Recht hervorgehobenen Leitgedanken: „alles hängt mit allem zusammen“ (idiomatisch: „tout se tient“) – und die letztlich gegebene Einheit des Ganzen in dem künstlerischen Gesamtbild, das die *À la recherche du temps perdu* ist, transparent werden zu lassen. Die ästhetische Konzeption Prousts, die hier leitend ist, und ihre Beziehung zum Bild habe ich an anderer Stelle zu zeigen versucht.<sup>149</sup> Hier beziehe ich mich auf einen Autor wie Proust und einen Interpreten wie Spitzer, weil hier wie kaum irgendwoanders der immer wieder andere Bedeutungsgehalt eines Bildes und weitgehend auch der Figuren – je nach dem Ort, den sie im Gesamtzusammenhang innehaben, und je nach ihrer konkreten Gestaltung – entwickelt und begründet wird. Dazu gehört vor allem auch die Einstellung der Personen zu den anderen, zu ihrer Umwelt, zur Welt und nicht zuletzt zu sich selbst.

Wenn Swann und Odette sich auf ihr „Zusammen“ in der Liebe mit einem selbstgeschaffenen und nur für sie „geltenden“ idiomatischen Ausdruck be-

<sup>148</sup> S. a. oben S. 47ff.

<sup>149</sup> Schemann (2005), S. 47ff.